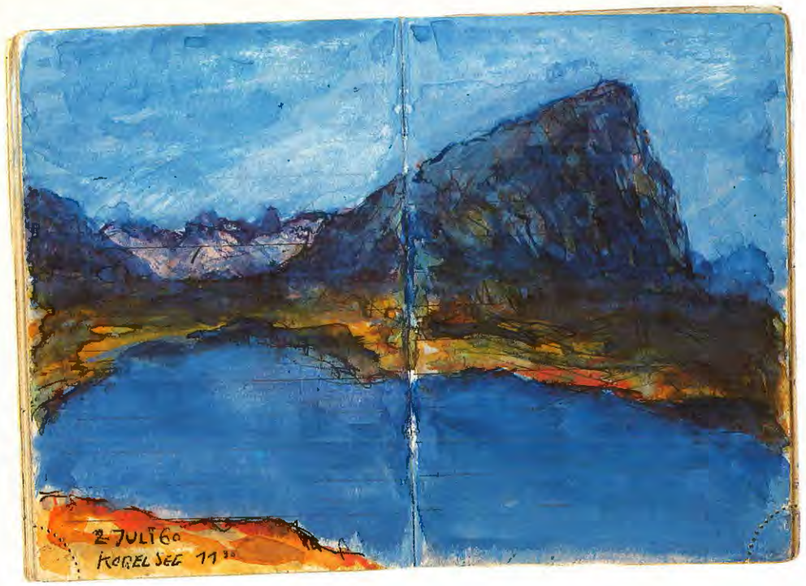
Berg '84

Alpenvereinsjahrbuch

„Zeitschrift" Band 108





Oben: Aus den Wanderbüchern des ***Adalbert Holzer*** *mit Motiven aus den Lechtalern:* ***Kogelsee*** *(oben) und* ***Mondnacht*** *zum Beitrag auf Seite 35.*

Berg '84

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift" Band 108)

Redaktionsbeirat:
Dr. Gert Mayer AVS
Louis Oberwalder ÖAV
Dr. Fritz März DAV

Redaktion:
Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag: Unbenannte und unerstiegene Eisnadel im Karakorum.
Foto: G. Sturm

Vorsatz: Ausschnitt der Lechtaler Alpen aus dem Werk
TIROLIS COMITATUS von Warmund Ygl (1604/05)

4 D 1 (108+3

4 + 4

ISBN 3-7633-8041-8

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Drucktechnische Gesamtausführung: Franzis-Druck GmbH, Karlstraße 35, 8000 München 2.

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Bergverlag Rudolf Rother GmbH,
Postfach 67, 8000 München 19.

Inhalt

Kartengebiet Lechtaler Alpen
Parseierspitze

Ludwig Bertle/ Wolfgang Mayr: Die Lechtaler – Ein Streifzug von West nach Ost 5

Friedl List: Lechtaler Notizen Über Geschichte, Kunst und Menschen im Lechtal 19

Fritz Schmitt: Adalbert Holzer – Maler der Lechtaler Berge 35

Bergsteigen allgemein

Martin Lutterjohann/ Elmar Landes: Wer formt wen? Gespräch über normengerechte und widerspenstige Vorbilder 47

Judith Huber: „Was, das Madl will führen?" Gespräch über die Entwicklung des Frauenalpinismus mit Andrea Eisenhut, Anka Klein und Christa Vögele 53

Herbert Guggenbichler: Unterwegs – Studie über das Weltbild Reinhold Messners 61

Luggi Rieser: Irrfahrt der Jugend – Erstbegehung der Lärmstangenwand 77

Helmut Mägdefrau: Durch die Wüste Mit dem Radl zum Klettern ins Hoggargebirge 87

Heimat/Naturschutz

Franz Fliri/ Reinhold Stecher: Franz Senn und „die er rief, die Geister" 99

Michael Pause: 1984 – „Schöne neue Welt" im Gebirge Horrorvision und Wirklichkeit Gespräch mit Dr. Heinz Röhle und Franz Speer 109

Expeditionen

Playground Himalaya 116

Günter Sturm: Gasherbrum I 119
Hartmut Münchenbach: Nanga Parbat-SO-Pfeiler 127
Karl Schrag: Kalanka-Südwand-Ostgrat 135

Giuliano Giongo: Extrembergsteigen, wo es zu Hause ist Fitz Roy und Torre Egger/Patagonien 143

Toni Hiebeler: Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1982 159

Shashi Malla: Die Himalaya-Konferenz 1983: Anspruch und Wirklichkeit Eine subjektive Bestandsaufnahme 183

Kunst/Kultur

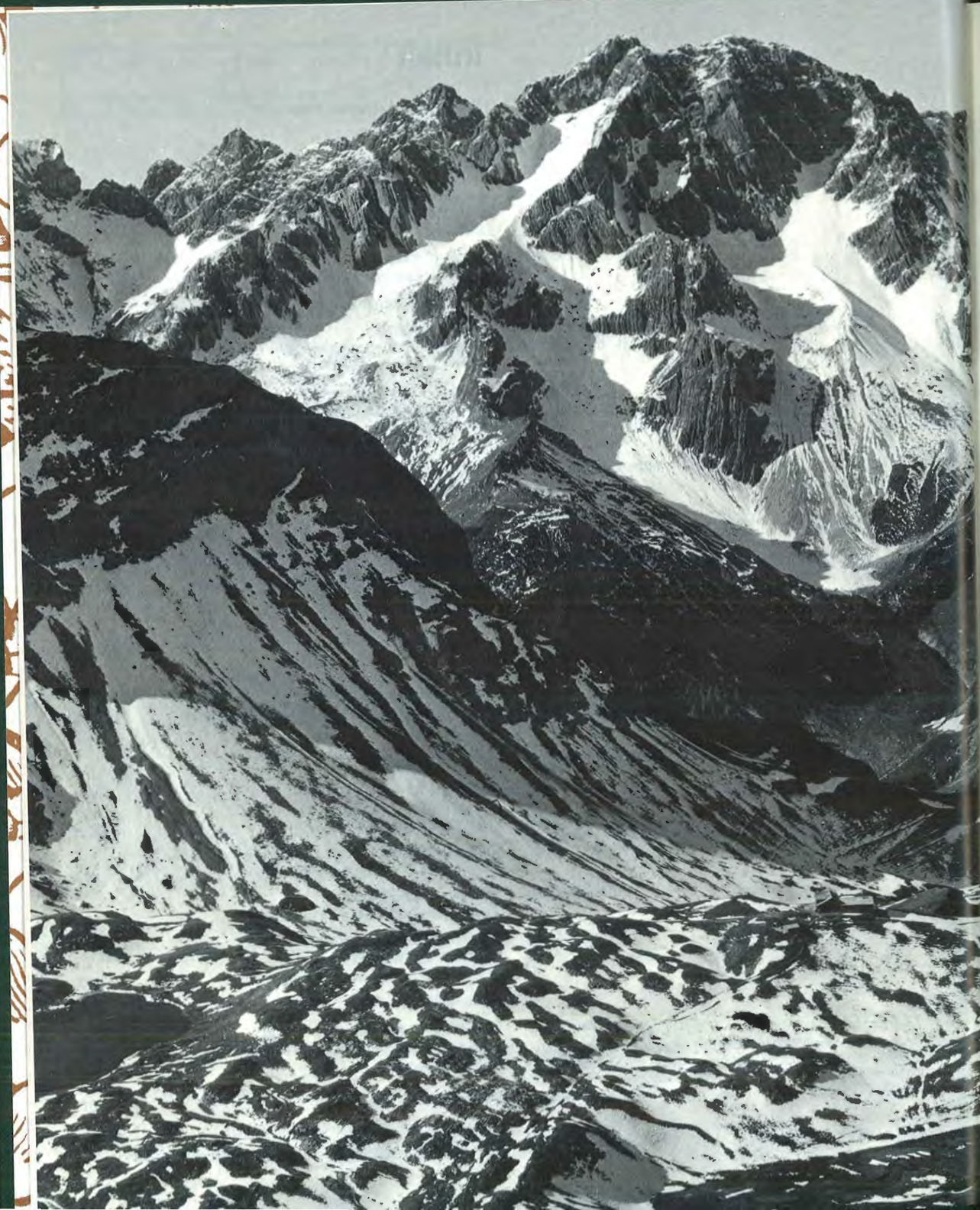
Hans Lenk: Bergsteigen – Abenteuer der Würde Erhabenes und Eigenleistung im Naturerleben 195

Anhang

Pit Schubert: Sicherung auf Klettersteigen 207

Franz Graßler: Alpenvereinseinteilung der Ostalpen (AVE) 215

Kartenbeilage AV-Karte 3/3, Lechtaler Alpen – Parseierspitze 1:25000



Die Lechtaler

Ein Streifzug von West nach Ost

Ludwig Bertle/Wolfgang Mayr

Seite 4:
Grießlkopf und Grießlspitze,
links daneben Stierlochkopf
und Schwarzlochkopf.
Unten rechts: Memminger Hütte.
Foto: D. Seibert

1883 konnte einer der Entdecker der „Lechtaler", der Reallehrer Anton Spiehler aus Memmingen, sich noch den Kopf zerbrechen über die geringe Zahl von Touristen, die ins Lechtal fuhren. Das erschien ihm wenig einleuchtend angesichts der „großartigen, überwältigenden Eindrücke" dieses Gebirges, in dem man „Monate hindurch umherstreifen kann, ohne auf die Spur eines Touristen zu stoßen".

Mit solcher Idylle ist es heute nicht mehr so weit her. Seit ein dichtgeknotetes Netz von gut bewirtschafteten AV-Hütten den Ausstoß an Touristen erhöht hat, immer mehr Tagesbergsteiger aus dem Schwäbischen kommen und auch Fernwanderer ihre Ameisenstraßen ausgerechnet durchs Herz der Lechtaler gelegt haben, seither hat die Einsamkeit deutlich gelitten. Trotzdem ist diese große Gruppe der nördlichen Kalkalpen ein Reservat geblieben, zumindest außerhalb der sommerlichen Hochsaison. Kein Klettergebirge wie der Kaiser, wo sich Pfeiler an Pfeiler reiht und der Fels bombenfest ist; das Fehlen solcher Prädikate verhindert geradezu, daß sich jemand zum Klettern in die Lechtaler verirrt.

Die Sammler von Drei- und Mehrtausendern werden auch nicht glücklich, zu viele Kogel haben zwar stolze Gipfelformen, erreichen aber mit einer Ausnahme die magischen 3000 m nicht. Selbst geübte Tourenfahrer sind leicht zu verprellen, wenn die ersten 400 Höhenmeter durch dichten und sakrisch steilen Wald führen, bevor sich ein offenes Kar auch nur andeutet.

Was bieten denn die „Lechtaler"? Was unterscheidet sie von anderen Gebirgsstöcken der nördlichen Kalkalpen?

Auf der Lechtaler Wetterspitze stehend, hat Spiehler die Antwort darauf gegeben:

„Den Reichtum an Kontrasten von starrem Fels, glänzenden Firnlagern, öden Geröllhalden, seengeschmückten Terrassen zum herrlichsten Smaragdgrün der Alpenreviere und den dunkelbewaldeten Talfurchen bieten noch viele Gipfel, nur wenige dürften mit so ausgezeichneter Fernsicht einen solchen Formenreichtum der nächsten Umgebung vereinen."
Der Reiz der „Lechtaler" liegt tatsächlich im Formenreichtum, in der Vielfalt der Gesteine, der Blumenpracht. Sie sind ein Gebirge mit viel Wasser; allein 45 Seen finden sich in den hochgelegenen Karen. Schwer zu ersteigende Felsriffe wie die Freispitze stehen neben nicht minder hohen, aber mühelos erreichbaren Schuttbergen.

Das Wesen eines Gebirgs ist am besten zu begreifen, wenn man es durchstreift. Dieser einführende Beitrag will den Leser durch die Lechtaler führen, ihm nicht alles zeigen – er ersöffe in der Flut –; allein an geeigneten Beispielen soll angedeutet werden, was da schlummert. Im Westen wollen wir beginnen und im Osten enden. Nicht das äußere Bild des Gebirgs allein soll interessieren. Täler und Ortschaften, die Lebensgewohnheiten der Leute, die Geschichten von früher; sie sollen da berichtet werden, wo sie uns auf unserer Route begegnen. Ein besonderer Begleiter dabei wird der bereits zitierte Anton Spiehler sein, dessen in AV-Jahrbüchern veröffentlichte Chronik der „Lechtaler", obwohl zwischen 1883 und 88 verfaßt, immer noch zum Genauesten gehört, was wir besitzen. Ihn werden wir öfter zu Wort kommen lassen. Der Kontrast, der sich zwischen seinen „goldenen Zeiten" und den unseren zwangsläufig ergibt, wird dem Leser hoffentlich zusätzlicher Reiz sein.

Vom Reuttener Talkessel zieht nach Südwesten das eigentliche Lechtal zum Arlberggebiet hinauf. Auf 60 km steigt das Tal langsam von 800 auf 1500 m an.

Fahren wir lechaufwärts, so fallen uns die seitlich immer steiler werdenden, teils bewaldeten Bergflanken auf, die die immer noch ebene, größtenteils begrünte Lechauenlandschaft seitlich begrenzen. Ab Steeg wird das Tal sehr eng, wird zur „Lechschlucht". Der Lech, der große Flächen des Tales zur Kieslandschaft verwüstet, bildet die natürliche Abgrenzung zwischen den Allgäuer Alpen und den Lechtaler Alpen. Das Lechtal war nie mit Verkehrsgunst gesegnet, es lag im Gegenteil weitab jeder wichtigen Durchgangsroute. Die Umgehungsstraßen der Dörfer täuschen. Erst seit 1861 verkehrt regelmäßig eine Postkutsche, später ein Postbus von Reutte nach Steeg.

Nachdem sich das Tal bei Elmen durch das Herantreten der Hornbachkette verengt, öffnet es sich später zu einer Ebene, in der der Hauptort des Lechtals, Elbigenalp, liegt. Es ist ein typisches Reihendorf mit einigen alten Flurküchen und Eckflurhäusern. Wahrscheinlich ist es die älteste Siedlung im Tal. Ein missionierender Mönch des St.-Mang-Klosters in Füssen soll um das Jahr 1000 die Außenstelle „Albiko" (alemannisch) gegründet haben. Bestätigt wird dies durch die älteste Kirche des ganzen Tales mit der Martinskapelle, die Beinhaus und Friedhofskapelle gleichzeitig ist.

Zu bewundern ist in Elbigenalp der berühmte „Totentanz" des Universalgenies J. Anton Falger (1791–1876), der Maler, Kupferstecher, Graveur, Schnitzer, Chronist und Bergsteiger zugleich war. Aus der von ihm begründeten Zeichenschule ging später die heute noch einzige Schnitzschule Tirols hervor.

Auch der „klassizistisch-heroische" Landschaftsmaler Josef Anton Koch und der Erfinder Johann Knittel sind berühmte Söhne des Ortes, die den Ruhm einer Berufskarriere in der fremden weiten Welt zurücktragen in ihre Heimat. Zweifelhafter ist der „Ruhm" der „Adler-Nanni", deren Adlernest-Raub die Vorlage für die spätere Film-„Geier-Wally" hergab. Heute zählt Elbigenalp zu den Hauptfremdenverkehrsorten des Lechtales mit allen dazu nötigen Einrichtungen und ist Ausgangspunkt für Touren um die „Hermann-von-Barth-Hütte" und das Griesbachtal.

Die folgenden Ortschaften Bach und Holzgau wetteifern, die stattlichsten Dörfer Tirols zu sein, geprägt von schönen Häusern, die fast alle mit prunkvollen Fassadenmalereien versehen und durch gepflegte Obstgärten voneinander getrennt sind.

Nachdem erst durch Erbteilung und schlechtes Klima nichts mehr zu ernten war, zogen viele der Holzgauer als Händler ins Ausland und kehrten als die reichsten Leute des Tales zurück – woran die prunkvollen Bemalungen der Häuser erinnern. Dieser Zustand hielt aber nicht bis zum heutigen Tag, vielmehr zählte das Lechtal lange Zeit zu den ärmsten Gegenden Tirols. Heute verdrängt der Fremdenverkehr mehr und mehr die karge, wenig einträgliche Landwirtschaft; ja, es wandern sogar viele ab und vermieten die Häuser an holländische und belgische Reisegesellschaften.

Schon weniger wohlhabend galten bis vor einiger Zeit die Steeger am Ende des bis dorthin flachen Lechtales. In alten Aufzeichnungen wird Steeg nicht umsonst als „Bettelmann's Umkehr" bezeichnet.

Aber seit um die Jahrhundertwende Ludwig Steub und die Königsmutter Maria von Bayern, die „Preußin mit der Alpenstange", auch das mittlere Lechtal „salonfähig" gemacht hatten, nahm der Fremdenverkehr erst langsamen, dann kräftigen Aufschwung.

In Steeg wenden wir uns scharf nach Süden und suchen Eingang ins Kaiserbachtal. Alle Seitentäler, die vom in südwestliche Richtung ansteigenden Lechtal grob gerichtet nach Süden ins Herz der „Lechtaler" führen, ähneln sich. Als tiefe V-Einschnitte münden sie ins Haupttal, bei Gramaiser und Bschlabser Tal sind es gar tiefe 5–6 km lange Schluchten, in denen der Bach tost und wo kein Platz für eine Fahrstraße möglich scheint. Erst nach einigen Kilometern öffnen sich die Täler und geben kargen Platz für Fluren und kleine Ortschaften. Bergaufwärts nimmt die Talweite noch zu, wird trogartig und endet zuletzt an einer steilen, felsigen Karschwelle.

Auch die Straße, die heute nach Kaisers führt, umgeht die Mündungsschlucht des Baches mit einer ausholenden Kehre und schmiegt sich dann in den Westhang des Tales. Über den Weiler Kienberg gelangt der Autotourist bald nach Kaisers, dessen 23 Häuser auf der Südwestschulter gegenüber der Einmündung des Almajurtales auf gut 1500 m Meereshöhe zerstreut liegen. Der ungeübte Autofahrer mag bis hierher einige Male ängstlich in die Tiefe geblickt und sich hier und dort eine Leitplanke zur Sicherung gewünscht haben, doch ist es heute „ein Klacks", ins besagte Herz der Lechtaler einzudringen. Das ist noch nicht lange so. Der große Erschließer und Erforscher dieses Gebirgs, Anton Spiehler aus Memmingen, berichtet noch 1883, daß die Ortschaften aller Seitentäler nur über Saumpfade zu erreichen sind. Da Saumtiere (Pferde, Maulesel, Ochsen) nicht vorkamen, hieß das, daß alles zu Fuß zurückzulegen war und jede Last getragen werden mußte. In strengen Wintern war der Verkehr ins Lechtal oft für Wochen unterbrochen; der ins südliche Inntal bestand zuverlässig nur im Sommer und verlangte Halbtagesmärsche über Jöcher, um eine Richtung zurückzulegen.

In Kaisers leben heute gut 100 Leute, ihr Brot verdienen sie überwiegend aus der Landwirtschaft; doch hat es fast jeder Haushalt nötig, zuzuverdienen. Also vermietet man Zimmer an die Fremden, suchen sich die Männer Arbeit bei der Gemeinde, als Jäger, Waldaufseher oder draußen im Tal als Handwerker. So viele Menschen, wie heute im Ort leben, gab es dort schon im 17. Jahrhundert. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wuchs die Bevölkerung bis auf 180 Einwohner und 32 Höfe an. Die waren kaum noch zu ernähren, da einer Neuerschließung von Fluren durch Rodung natürliche Grenzen gesetzt waren. Wo der Schutzwald abgeholzt war, schoben sich bald Muren ins Kulturland oder donnerten Grundlawinen zu Tal.

So war um 1600 das Maximum der kultivierten Fläche bereits gerodet – auch der Ortsteil Rauth verrät sich als später durch Abbrennen dazugewonnene Fläche –, Erträge ließen sich nur noch steigern durch intensivere Bewirtschaftung. Also wandelte man Weiden in Bergmähder, diese wiederum in Dungwiesen um. Wer die Lechtaler begreifen will, muß sich mit den geheimnisvollen Abstufungen seiner Grünflächen beschäftigen. Grün ist nicht gleich grün. Unmittelbar um die Höfe schmiegt sich das frühe, kräftige Grün der gedüngten Wiesen, die vor 100 Jahren vielfach noch dem Anbau von Hafer, Gerste und Roggen dienten. Sie werden seit altersher gedüngt, mit Mist und Jauche – ein mühsames Geschäft – und zweimal im Sommer gemäht. Viel später natürlich als im tieferen Lechtal, da der Winter ja erst im Mai auszieht. Das Grummet ist erst Ende August, Anfang September dran. Die Wiesmähder sind höher gelegene Wiesen, die nur noch selten gedüngt werden und oft schon einen mühsamen Zustieg erfordern. Sie sind einmähdig, nur bei regelmäßiger Düngung auch zweimähdig. Ihr Grün ist später dran, nicht fett, sondern mit dezentem Braun abgetönt. Noch höher liegen die Bergmähder, die früher oft nur alle 2 Jahre gemäht wurden und deren zartes Sommergrün bis unter die Felsen der Gipfelregion zieht. Wer die Mähder etwa von Bschlabs gesehen und sich vorgestellt hat, unter welchen Bedingungen diese gemäht werden mußten, den hat ein ungläubiges Schaudern überflogen. Er versteht auch, warum diese Flächen heute oft nicht mehr steigeisenbewaffnet bearbeitet, sondern höchstens noch als Weide genutzt werden.

Spiehler berichtet vor genau 100 Jahren von der Gefährlichkeit des „Heuziehens" und „Heustoßens", wobei schon mancher unfreiwilligen Anteil an der Reise des über Felswände hinabgestoßenen Heus genommen habe, woran zahlreiche zum Andenken errichtete Bildstöcke erinnerten. Das Bergheu wurde an Ort und Stelle, meist an einem Tag, getrocknet und anschließend in Heustöcken gesammelt. Der endgültige Abtransport geschah erst im frühen Winter. Das Heu wurde zu festen Schlittenbündeln zusammengeschnürt, mit Seilen zu Tal gezogen und dort in die Scheunen gebracht.

Der Zwang zur Rentabilität hat aus dieser hochalpinen Form der Heugewinnung den Luxus einer Landschaftspflege gemacht, den sich immer weniger Bauern leisten können. Maschineneinsatz soll die Handarbeit ersetzen, wo es nur geht. Die Kaiserer Bauern tun sich da schwerer als ihre Kollegen in den Nachbartälern. Selbst die Wiesen hinter dem Haus sind so verflucht steil, daß sie selbst mit Sonderfahrzeugen kaum zu bewirtschaften sind. 1969 gibt es noch keinen Traktor, die Hälfte der Betriebe besitzt aber einen Motormäher. Wo der hinkommt, da ist heute die Mähgrenze, und der schafft die 30°-Mähder nicht. Kaisers ist heute leerer als vor hundert Jahren. Die Zahl der bewirtschafteten Höfe war bis dahin aufgrund der Erbteilung immens gestiegen, wenn auch die Einkünfte der Familien immer kärglicher wurden. Erst die allgemein einsetzende Landflucht Ende des letzten Jahrhunderts schaffte Luft, aber bald mehr als den Dörfern guttat. Immer mehr Felder blieben unbestellt, die Wiesen ungemäht, die Weiden nicht mehr bestoßen. Ein Vorgang, der vielen Bergdörfern zustößt und der sich in den letzten Jahren durch einen sich schwungvoll belebenden Fremdenverkehr etwas auffangen ließ. Allerdings um den Preis, daß die Landwirtschaft zum Nebenerwerb absinkt und immer mehr Häuser zu Ferienhäusern umgewandelt werden.

Während uns bei der Anfahrt nach Kaisers die aus Hauptdolomit gebildeten Pimig (2406 m) und Schwarzer Kranz (2495 m) rechterhand, also im Westen, beeindruckt haben, öffnet sich hinter den Häusern das Tal und verzweigt sich. Würden wir dem Almajurtal folgen, gerieten wir über Almen an den Fuß der Valluga, von der über die Hänge des Knoppenkars eine schattige 1000-Meter-Abfahrt im Tiefschnee nach Kaisers führt. Wir blickten zum kühnen Horn der Roggspitze empor und bekämen Lust auf festen, steilen Fels, wie er sich selten zeigt in diesem Gebirge, wir stolperten auch unbedacht über die „Wassergruben", den Quellbereich des Baches, und hätten keine Ahnung, daß hier einmal Bleiglanz und Zinkblende abgebaut wurden. Wir gerieten ganz zuletzt, am Gipfel der Valluga, in den einzigen Teil der Lechtaler, wo eine Seilbahn die Gegend verschandelt und deren Orte im Süden und Westen, St. Anton, Zürs und Lech, zur ersten Garnitur österreichischer Wintersnoborte zählen.

Wir folgen jedoch dem Kaisertal, vermeiden dabei die Schotterstraße und suchen den alten Weg. Über uns, zur rechten, die Kaisersteinspitze (2347 m), die uns jetzt noch als spitzer Kegel beeindruckt, die sich aber später, von den Pazinböden auf ihrer Rückenseite aus, zum bloßen Kogel abplattet. Bis zur Kaiseralphütte (1689 m) zieht der Weg gemächlich dahin, dann gewinnt er in steilen Kehren Höhe und bald die Kaiserjochhütte (2310 m). Dem aufmerksamen Geher fällt auf dem Joch auf, daß die Formen sanfter geworden sind und an der Oberfläche schiefriges, mürbes, im Wechsel dunkel und hell gefärbtes, oft zum Konglomerat verbackenes Gestein auftritt. Wenn er ab jetzt die Augen offen läßt und sich nicht damit zufrieden gibt, im „Kalk" zu sein, dann wird er höchst erstaunt darüber sein, eine bunte Fülle verschiedener Gesteine anzutreffen. Hier ist es Kreideschiefer, den man nur in den westlichen Lechtalern antrifft, auf dem Gras prächtig gedeiht und der die Oberfläche weich formt. Die Skifahrer wissen diesen Umstand zu schätzen.

Morgen wird der Weg über die Hauptdolomit-Schuttfelder des Grießkopfes (2582 m) führen und damit über die „bei weitem vorherrschende" Gesteinsart der Lechtaler. Hauptdolomit verwittert in schroffen Formen, bildet häufig scharfe Grate und zerklüftete Wände, allerdings auch die größten Schutthalden. Das Parzinn ist ein Klettergarten aus Hauptdolomit; wir werden ihn als Kletterer schätzen lernen und uns allenfalls über die dunkelgraue Farbe und die verkorkste Schichtung wundern. Vom Grießkopf aus, den wir mühelos ersteigen, haben wir einen guten Überblick über unseren Weiterweg:

Über dem Hintersee, der in eine sanfte, spärlich grüne Mulde eingelagert ist, das Hinterseejoch, darüber der mächtige Felskoloß der Vordersee-Spitze (2888 m), an dem wir westlich vorbeiziehen, um das Stierlahnzugjoch zu erreichen. Darüber die flache Gipfelabdachung der Feuerspitze (2852 m) und der in einem Spannungsverhältnis dazu aufragende felsige Gipfelturm der (Holzgauer) Lechtaler Wetterspitze (2895 m). Diese beiden Berge bilden den gewaltigen Abschluß des Sulzeltal-Hufeisens, für dessen Touren die kleine, auf einem Gratvorsprung erstellte Frederik-Simms-Hütte in Frage kommt. Die gibt es erst seit 1907. Zuvor wählten die Besteiger, so auch A. Spiehler, den Weg über die heute nicht mehr existierende Susselalpe (1730 m). Er erfaßte das Wesen des Sulzeltales als „gewisse Einförmigkeit, bedingt durch den fast völligen Mangel an Wald- und Talstufen. Glanzpunkte bilden... die Wetterspitze, die im hinteren Tal in ihrer vollen Majestät vom Scheitel bis zum Fuß überblickt werden kann. Der Hintergrund wird von der Feuerspitze und den Aplespleisspitzen flankiert und durch eine anscheinend unnahbare Riesenmauer abgesperrt; in dem Boden des so umschlossenen Kessels, dessen Pflanzendecke mühsam gegen die Trümmermassen ankämpft, hat man die versteckte Susselalpe zu suchen".

Die Flanke, die vom flachen Talgrund zur klotzigen Wetterspitze (2898 m) hochzieht, schreckt durch ihre 1500 m Höhe ab. Der Aufstieg über sie ist mühsam, geht über Schutt und Schneefelder, bis man auf dem blockigen Grat landet, der die Wetter- mit der Feuerspitze verbindet. Die Wetterspitze galt früher als populärer Berg, teils weil man ihn vom Tal aus sehen konnte, teils weil er eine so markante und von allen Blickwinkeln aus ähnliche Form besitzt, daß er jederzeit identifizierbar ist. Wie ein Vierkant ragt der Gipfel aus oberrätischem Kalk in den Himmel. Ein heller, plattiger Kalk ist das, dem Wettersteinkalk zum Verwechseln ähnlich. Doch kommen seine Massen in kleineren Mengen vor, und daß sich dieser Gipfelklotz nicht mischen muß mit Fleckenmergel und Kössener Schichten, ist eine Seltenheit. Die letzten Meter zum Gipfel nötigen zum Klettern (II. Grad). Wie so oft in

den Lechtalern, ist dieses Stück kurz und wenig zeitraubend. Der ausschweifende Gipfelblick eröffnet bei schönem Wetter fast alles: Allgäuer, Lechtaler, Ferwall, gar den Bodensee soll man sehen. Spiehler preist die Aussicht so: „Vergebens aber besinne ich mich auf einen zweiten mir bekannten allgemein zugänglichen Gipfel, der den Beschauer so einsam und adlergleich in den Äther erhebt und ihm die Umgebung so unbedingt zu Füßen legt."

Der Nachbarberg, die Feuerspitze, so benannt nach seinem bunten, überwiegend roten Gestein, in dem sich Rot- und Liaskalk, aber auch Fleckenmergel mischen, gilt als ein hervorragender Skiberg.

Doch wenden wir uns wieder dem Hauptkamm zu, kehren wir zurück zum Stierlahnzugjoch. Der Weiterweg ist eindeutig vorgezeichnet. Die Knappenböden (benannt nach dem Erzabbau im späten Mittelalter) wollen wir möglichst höhengleich auf der Karsthochfläche hinüberlaufen Richtung Winterjöchl. Natürlich hätten wir auch den viel kürzeren „Thomas-Haas-Weg" südlich der Vorderseespitze nehmen können, doch er weist bis in den Sommer hinein schlechte Verhältnisse auf und außerdem wollen wir nicht auf dem kürzesten Weg die Lechtaler „ablaufen", um dann beglückt die goldene Wandernadel entgegenzunehmen – nicht ohne zuvor ein vollständiges Stempelsortiment vorgelegt zu haben. Nein, vielmehr nehmen wir bewußt einige unübliche Varianten in Kauf, um die Eigenheiten dieses Gebirges wirklich zu erleben. Überdies sind wir hier noch allein, oder sagen wir besser, einsamer als auf dem inzwischen stark frequentierten „Lechtaler Höhenweg".

Schauen wir von der oft noch lange schneebedeckten Hochfläche der Knappenböden hinaus auf die Torspitzgruppe, so fällt uns die enorme Länge der Täler auf. Das nach der Engstelle zwischen Frei- und Fallenbacherspitze gleichmäßig weiter werdende Alperschontal mündet bei den „Eckhöfen" ins Madautal. Von Bach bis hier herauf muß man schon ganze 15 km marschieren. Ja, das waren lange Strecken, die wir auf unserer Lechtaler-Skidurchquerung vor einigen Jahren zurückgelegt haben. Hatten wir damals nicht sogar die tief verschneite Fallenbacherspitze mit Bildern von gigantischen Himalayabergen verglichen? Andere Bergsteiger fühlten sich in den Lechtalern in puncto Eigentümlichkeit, Abwechslungsreichtum und Wildheit an die Dauphiné erinnert. Gipfelhöhen und Vergletscherung sind dort natürlich viel größer, aber die tief eingeschnittenen Täler und die ja riesenhoch aufstrebenden Flanken der Lechtaler ähneln – vor allem im tief verschneiten Kleid – ihren größeren und südlicheren Brüdern.

Die auffälligste Bergform neben dem dominanten weißlichgrauen Freispitzgipfel ist von hier aus gesehen zweifellos die aus einem Grat urplötzlich senkrecht im Alperschontal abbrechende gelbe Westwand der Roten Platte (2831 m). Ihren Namen hat dieser eigentümliche Berg wohl von dem langen, spornartig ins Parseiertal abfallenden Kamm, dessen senkrechte, rotschwarze Wand sich parallel gegenüber der Freispitze-Südwand aufbaut. Diese gewaltige, geologisch und landschaftlich wohl abwechslungsreichste Szenerie dieser Gebirgskette erblickt man aber erst aus der Nähe, wenn man vom Winterjöchl die Grießlscharte erreicht hat und über das Dauerschneefeld des oberen Langkars die welligen Alpwiesen bei der Schafgufel erreicht.

Die Parseierspitze

Ewige Zeiten ist das her, vielleicht 1966, daß wir den Nordgrat des Königs der Lechtaler erklommen. Von Tannheimer Bergen aus war er mir gezeigt worden, jener deutlich als Höchster im Bunde zu erkennende, mit eigentümlich hochgezogenen, weißen Schultern, die Dawin- und Gatschkopf hießen, wie ich später erfuhr. Der Name klang exotisch: Parseier. Also suchten wir eine Tour aus, die wir unseren Kletterkünsten angemessen hielten. Noch in den Kinderschuhen der Kletterei steckend, hatten wir doch schon einen klaren Ehrenkodex entwickelt, welche Touren uns angemessen waren. Ein Vierer wär' schon schön, auch wenn wir etwas weit weg von zu Hause sind. Gedacht, bestätigt, ausgesucht. Da stand: „N-Grat, der schönste, aber auch schwierigste aller Parseieranstiege! 6 – 7 st E, IV". Das war unsere Tour. Am nächsten Morgen standen wir bald in der Schafscharte, äugten im Wechsel zur Patrolscharte, zu der in der direkten Draufsicht unheimlich steile, von Lawinenrutschen tief zerfurchte Schneehänge hochzogen und zum ersten Grataufschwung, der sich Tiroler Turm nannte und in den Landesfarben leuchten sollte. Das war uns eigentlich egal; wir wollten eine farbige Klettertour machen und nicht Flaggen besichtigen. Also los! Zunächst ohne Seil, wenns schwer wurde, hätten wir ja das Seil rasch zur Hand.

Wir waren unbedarft und ohne jedes Mißtrauen. Die Farbe der Felsen gab uns erst zu denken, als sich jeder Griff, jeder Tritt in Einzelbestandteile auflöste und oft auch längere Grabarbeiten nicht zum ersehnten gewachsenen Fels führten. Es war zum Verzweifeln! Kein Stand, nichts Festes, alles Schutt. Dunkler Mergel, schiefrig geschichtet, oft festen Aussehens, aber bis in die Seele morsch. Und wir Würstchen mit unserer Vision von festen Standplätzen mittendrin.

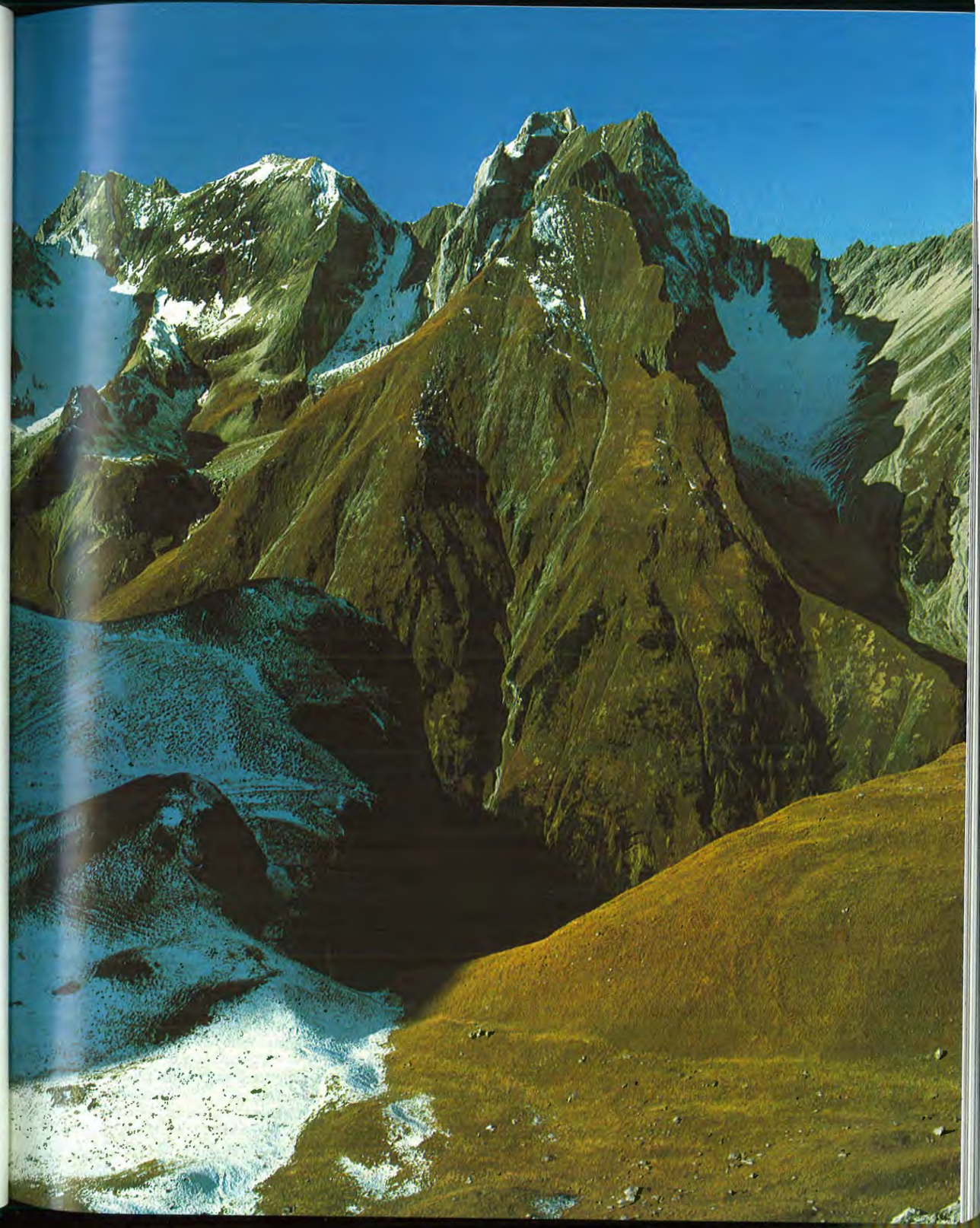
In der Verzweiflung kletterten wir weiter, immer höher hinauf, bis wir den Tiroler Turm unter unseren Füßen hatten. Endlich, das Seil raus und umgebunden!

Der Grat legte sich zurück, wurde zur schmalen Schneide und bot freien Tiefblick in den Parseiergrund. Die Kunst des Kletterns bestand weiterhin vor allem darin, sich um Blöcke zu schleichen und einmal benutzte Griffe in die richtige Schublade zurückzulegen.

Als der hellgefärbte Gipfelaufbau näherreichte und wir den braungrauen Schiefer mehr als satt hatten und uns nicht recht vorstellen konnten, wie wir mit seiner Hilfe die steile Schlußwand erklettern sollten, gab's dann eine echte Überraschung. In der Verschneidung begann's. Die linke Körperseite gab sich befremdet, griff nur zaudernd nach Haltepunkten und hielt sie unverhältnismäßig lange fest. Grund: der Fels war Knall auf Fall hell und bombenfest und griffig wie die Dolomiten. Aber nur links, die rechte Verschneidungswand blieb ein brauner Wühltisch: reinfassen, bohren, Handgelenk schütteln, einen Griff triumphierend hochhalten: Das Helle, Feste, das in der nächsten Seillänge

Rechts:
Freispitze (rechts),
Rote Platte und Rotspitze
von Osten.

Foto:
J. Winkler



reinrassig vorherrschen sollte und das uns noch eine herrliche Kletterei bot, war Aptychenkalk. Er kommt im Lechtal häufig, aber nie in Mengen vor.

Meist reicht es nur zu schmalen Streifen und Schollen in Gesellschaft des uns inzwischen vertrauten Fleckenmergels. Hier hatte es für einen ganzen Gipfel gereicht, leider aber nicht für den ganzen Nordgrat.

Daß die „Wandbildner" der Lechtaler bei der Erschaffung ihrer Werke Mangel litten an festen Materialien, haben wir später noch oft, aber nie mehr so drastisch vorgeführt bekommen wie am Parseier.

Wenn der AV-Führer die Parseierspitze (3036 m) als „Monarchen im Zustande weit fortgeschrittener Verwitterung" und als Erklärung anführt, dies sei eben das „Schicksal eines jeden Fleckenmergel-Berges", dann sind Licht- und Schattenseite des höchsten Berges der nördlichen Kalkalpen treffend genannt. Dabei sind ihre Gesichter zwiespältig. Schon Spiehler meinte, „wer die Parseierspitze als wirkliche Königin, schlank und schneidig, völlig unnahbar zwischen schimmernden Hängegletschern aufschießend kennenlernen will, muß seinen Standpunkt im Norden wählen". Von Süden versteckt sie sich etwas neben ihren hohen Trabanten, Dawin- und Gatschkopf (beide über 2900 m) und wirkt mehr als Massiv.

Der Zugang von Süden über die Augsburger Hütte (2289 m) ist wildromantisch und hat bereits das Gepräge der Alpensüdseite. Die Hütte liegt – um dem Führerdeutsch nicht zu entwöhnen – „in aussichtsreicher Balkonlage" und wird schon von Spiehler als „trefflich ausgestattet und regelrecht bewirtschaftet" geschildert. Der Gipfel der Parseierspitze ist von hier nicht mehr weit. Über einen dürftigen Gletscher gelangt man an den Fuß der Gipfelwand, die am schönsten über den Ostgrat zu überwinden ist (II–III). Vom „normalen" Weg durch die SO-Flanke berichtet Spiehler, „daß von ernsten Schwierigkeiten nicht gesprochen werden kann" und „wer nicht gerade an Schwindel leidet und bis zum Ferner steigen kann, im Geleit eines tüchtigen Führers auch die Spitze erreichen wird".

Die Lechtaler sind ein Gebirge mit einem sehr alten Wegesystem. Nur wenige der heute gut markierten Wege wurden im Zuge der Erschließung gänzlich neu angelegt. Die meisten existierten zuvor als Viehweg. Was das Vieh mitten im Lechtaler Hauptkamm zu suchen hat, ist eine berechtigte Frage. Die Antwort führt mitten hinein in die Besiedelungsgeschichte der Seitentäler, also der Täler von Namlos, Bschlabs, Gramais, Madau und Kaisers.

Wenn wir heute eines der Täler als Ausgangspunkt wählen, dann fahren wir selbstverständlich ins Lechtal und biegen irgendwann nach Süden ab, um noch einige Kilometer auf schmaler und ausgesetzter, aber gut befahrbarer Trasse zurückzulegen. Wenn wir dann bergwärts wandern, passieren wir auf allen Höhenstufen Almen, die wir selbstverständlich dem Ort zueignen, der dem Tal den Namen gibt. Doch weit gefehlt. Fast alle Weiden gehören den Gemeinden auf der Südseite des Hauptkamms, also denen des Inn- und des Stanzertals. Und diese treiben seit Urzeiten ihr Vieh über die Pässe und bestoßen die Weiden bis dicht vor die Dorffluren der Orte in den Seitentälern. Im Katastergebiet von Kaisers liegen neun Almen, nur drei davon, alle am Eingang des Almajur- bzw. Kaisertales gelegen, gehören den Bauern von Kaisers.

Wer Herden aus Galtvieh, Ziegen und Schafen jahrhundertelang auf denselben Wegen treibt, schafft Wege. Die Zammer etwa trieben ihr Vieh über „zwei für schweres Vieh passierbare Übergänge, das Großberg- und das Gufelgrasjoch, sowie eine Anzahl von Nebenjöchern". Ein solches Nebenjoch ist die Schafscharte (2556 m), aus der man in den Nordgrat des Parseiers einsteigt und über die Hunderte von Schafen ihren Weg in den Talschluß des Parseiertales suchen. Die Erklärung für die Zugehörigkeit aller Weidegründe auf der Nordseite des Hauptkammes ist einfach. Die Seitentäler wurden von Süden besiedelt, waren zunächst Almen und wurden später, als die Bevölkerung kräftig wuchs, Dauersiedlungen. Einzelne Schwaighöfe waren das zunächst, die dann durch Rodung und Erbteilung zu Weilern und Dörfern wurden. Politisch gehörte Kaisers bis 1938 zum Bezirk Landeck, Pfafflar und Gramais – eine Tochtersiedlung Bodens – ebenfalls bis 1938 zum Bezirk Imst. Die Kirchenverwaltung hatte früher als weltliche Behörden ein Einsehen mit den unmenschlichen Wegstrecken, die die Gramaiser zurückzulegen hatten, wenn die sonntägliche Messe zu besuchen oder ein Toter zu bestatten war. Über das Gramaiser Sattele (700 m Aufstieg) zogen sie nach Boden und von da über das Hahntennjoch (500 m Aufstieg) nach Imst, der zuständigen Pfarre. 1689 gab es für die Gramaiser einen Friedhof, 1704 eine eigene Kirche; erst ab dieser Zeit waren sie die Pflicht los, in vielstündigem Treck durchs Hochgebirge zu ziehen, nur um ihrer Christenpflicht nachzukommen.

Neben den Viehwegen gibt es neue Wege. Gerade um den Parseier finden sich zwei, die heute großes Interesse finden. Der eine, der die Augsburger mit der Memminger Hütte verbindet, ist nach Spiehler, unserem Erschließer und Chronisten, benannt; der andere ist der Augsburger Höhenweg und führt von der Ansbacher zur Augsburger Hütte.

Daß der Spiehler-Weg 1886 gebaut wurde, hat mit dem Wunsch zu tun, für den höchsten Gipfel auch im Norden einen Stützpunkt zu besitzen. Der ist heute die vielbesuchte Memminger Hütte, die sehr schön auf einer Seenterrasse steht, von der aus der Zugang zum Parseier aber verworren und schwierig erscheint. Das ist er auch; er führt über mehrere Scharten, ist mit Drahtseil versichert und steigt zuletzt über den steilen Patrolferner zur Patrolscharte (2846 m) hinauf, 5 Stunden sind dafür anzusetzen.

Der Augsburger Höhenweg ist jünger und hochalpiner. Er bewegt sich immer zwischen 2290 und 2968 Metern Meereshöhe unter den Südabstürzen des Hauptkamms, erfordert Trittsicherheit und 8–10 Stunden Gehzeit und kann dem Wanderer bei schlechten Verhältnissen zu schaffen machen. Nicht ohne Grund steht heute auf halber Strecke, in der Parseier Scharte, eine Biwakschachtel. Der Lohn für Begeher ist groß: Ein völlig freier Blick nach Süden in die Zentralalpen, tief unten das Sannatal, immer wieder Durch-

Rechts:
Die Parseierspitze, 3036 m, „Monarch im Zustande weit fortgeschrittener Verwitterung – Schicksal eines jeden Fleckenmergel-Berges".

Foto: K. Puntschuh



blicke nach Norden zu den Allgäuern, seltene Blumen und eine erstaunliche Vielfalt an Gesteinen.
Die landschaftliche Schönheit der Lechtaler Höhenwege ist mit Recht zu preisen. Zwar sind sie zwischenzeitlich übermarkiert – häßliche rote Kleckse töten jeden Orientierungssinn –, doch führen sie immer entlang des Hauptkamms über steile Jöcher, von denen jedes für eine neue, überraschende Perspektive gut ist, über einen bunten Wechsel von Gesteinen, die stark gefaltet sind und oft anmuten, als wäre ihr bizarres Nebeneinander eigens für eine geologische Exkursion arrangiert worden.
Vor der Steilheit ihrer Kare ist aber auch zu warnen. Diese sind bis weit in den Sommer hinein schneegefüllt, die Steiganlagen unter dem Eis verborgen und die anschließenden Felsflanken zu zerklüftet, um in sie ausweichen zu können. Steigeisen und Eispickel sind unbedingt anzuraten, selbst ein Seil stellt keinen übertriebenen Luxus dar. Wie in den Allgäuer Alpen sind viele Flanken dicht mit Gras bewachsen; auch auf ihnen ist zu Vorsicht zu raten, vor allem bei Nässe und Neuschnee.

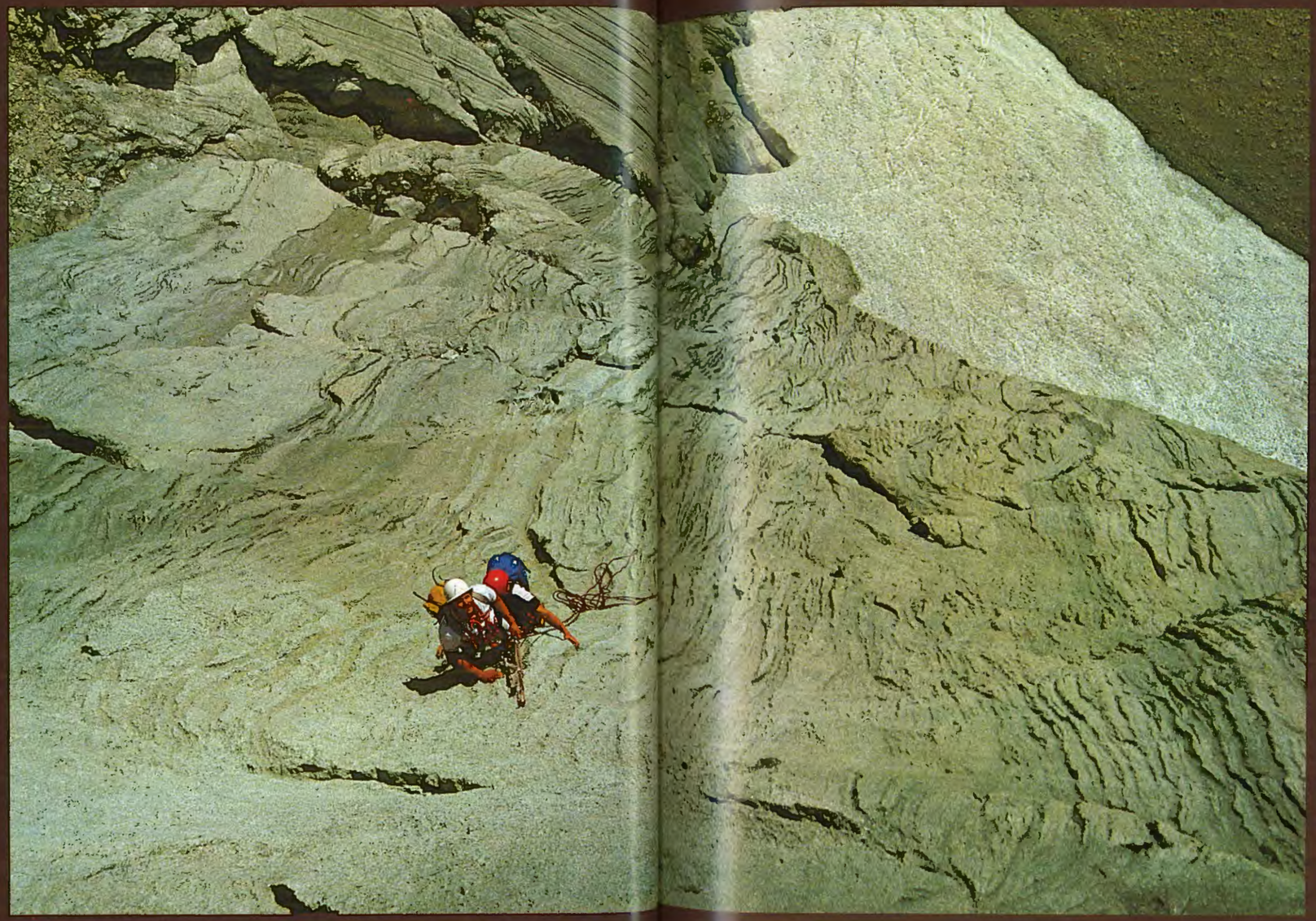
Die Freispitze

Die Freispitze könnte als Repräsentant für alle Lechtaler Berge stehen – Repräsentant für Geologie, Flora, Form und Unberührtheit. Diese Ruhe hat der Berg in erster Linie dem Nichtvorhandensein eines richtigen Weges auf seinen Gipfel zu verdanken, denn schon der „Normalweg" erfordert einiges an Gespür für das Finden der „Schwachstelle" und außerdem eine entsprechende Kletterfertigkeit.

„Er besteht aus bläulichgrauem, ungeschichtetem Fels, der höchste Punkt ist eine glattgewachsene und gerundete, geneigte Felsplatte; eine Spalte daneben gewährt guten Aufenthalt." So beschreibt Spiehler den Gipfel des ohne Zweifel interessantesten Kletterberges der Lechtaler. Doch dessen war er sich am 13. August 1881 in Begleitung des Führers Klotz nicht bewußt. Für ihn war die Freispitze ein ungewöhnlicher Berg, dessen Unnahbarkeit sich nicht in kühner Gipfelbildung ausweist; „vielmehr wurden die Hindernisse mehr durch den Aufbau des ganzen

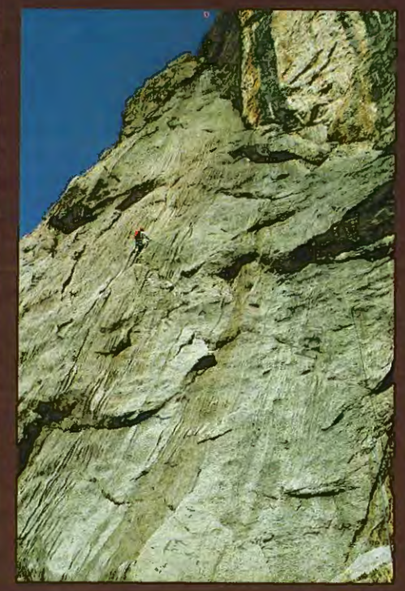
Freispitz-Südwand:

„in Fleckenmergel gefaßter Juwel aus kompaktem oberrätischen Kalk". Die Erosionsrillen der 400–500 m hohen Plattenwand erlauben ein Traumklettern in extremem Fels. Drei Routen in hoher Schwierigkeit sind bisher erschlossen: „Schreck-Heel"-Führe, „Albrecht-Futterknecht"-Route und „Kurt-Stör-Gedenkweg". Die Südostkante auf den Freispitz-Turm ist mit gut 500 m (III–V) eine lange, großzügige Klettertour.



Links und unten: Im Mittelteil der „Schreck-Heel"-Führe der Freispitz-Südwand.

Foto: W. Mayr



Untere Bildleiste: Freispitz-Südwand von der Freispitz-Scharte; rechts Freispitz-Turm, dann obere Hälfte von Albrecht- und Heel-Führe. – Freispitz-Scharte von Westen vom Gegenansteig des Normalwegs (deutlich zu sehen die zwei verschiedenen Gesteinsarten). – Kletterei im unteren Teil der Freispitz-SO-Kante.

Fotos: W. Mayr (2), M. Brunner







Stocks bereitet, der auf der Ostseite mit unnahbaren Wänden abfällt, auf der Westseite dagegen, wo die Seitenrippen einige Terrassierung bewirken, im Ganzen so steil aufstrebt, daß die Linie vom nächst gelegenen Sohlenpunkt des Alperschontals einen Winkel von über 40 Grad bildet".

Auch heute noch spiegeln sich beim Aufblättern des Gipfelbuches, das schon lange nicht mehr ausgetauscht werden mußte, deutlich Abgelegenheit und Weglosigkeit der Freispitze. Der Name Freispitze soll angeblich von „frei", von einem Signal (Vermessungszeichen) herrühren, was aber im Widerspruch mit der urkundlichen Bezeichnung „Frey-Spitz" der Karte von 1774 steht, also noch etwa 100 Jahre vor ihrer Erstbesteigung durch Jäger oder Hirten. Erstiegen wurde die Freispitze anfangs aus dem Alperschontal über die Westflanke. Steilstes Gras und schwierige Orientierung haben spätere Wiederholer auf den Dreischartlaufstieg verwiesen, der ebenfalls im Nordwesten ansetzt und heute als einziger Skizustieg gilt.

Wer wie wir 1968 vom Parseiertal kommend, also von Osten, auf die Freispitze zusteigt, dem fällt der massige, nach Süden mit plattigen Wänden bewehrte Gipfelklotz ins Auge. Wir waren gekommen, um diese uns nur vom Hörensagen bekannte 400-m-Wand auf ihre Besteigbarkeit zu prüfen; nachdem wir befunden hatten, daß da ohne Bohrhaken kein Durchkommen sei, sahen wir uns das Ungetüm nach einem vernünftigen Normalweg an. Da zog zwar von Osten, hoch über uns ein nach allen Seiten mit höfatssteilen Grasflanken abstürzender Grat gegen den Gipfelaufbau; doch naheliegend erschien uns dieser Weg nicht. Dabei taten wir ihm Unrecht. Der O-Grat ist ein landschaftlich grandioser Anstieg; unter den Grasbüscheln kommt gelegentlich Aptychenkalk zum Vorschein. Ihn trafen wir bereits als Gipfelbildner bei der Parseierspitze an; dort gefiel er uns als erstaunlich griffiger und fester Kletterfels.

Aptychenkalke sind „die Träger der steilsten noch begrünten Gebirgsflächen". Sie sind nicht grau, sondern durch ihren Kieselgehalt und Manganbeigaben rot, grün und schwarz. Auch sie suchen die Gesellschaft des Fleckenmergels.

Den Normalweg von Osten entdeckten wir zwar damals, doch kam auch er uns nicht einladend vor. Zwischen Freispitze und Roter Platte ist die Freispitzscharte eingesattelt. Um in sie zu gelangen, muß man eine gut 200 m hohe, steile Flanke erklettern. Ihr Gestein ist auffällig, besonders in der unmittelbaren Nachbarschaft zu hellen Kalken. Lehm- bis dunkelbraun, oft mit einem blauen Metallglanz, verwittern diese „Mittleren Allgäuschichten", die sich aus kalkigen Mergelgesteinen aufbauen. Eingelagert finden sich Kalkbänke und Manganschiefer. Das Ergebnis dieser exotischen Mischung ist für des Bergsteigers Fortbewegung eher unerfreulich. Griffe und Tritte bröseln, nirgends bietet sich ein fester Halt, weder Auf- noch Abstieg fallen leicht. Dabei entsteht aus Fleckenmergel dank seiner raschen und feinen Verwitterung ein vorzüglicher Boden für Almen und Hochwälder. Der Geologe O. Ampferer meint gar, „ohne sie wären viele Täler in den Lechtaler Alpen nicht bewohnbar".

Auf die Freispitze führen einige Fleckenmergel-Anstiege, aus deren Routenbeschreibung sich mühelos das gemeinsame Merkmal „Brüchigkeit" herausschälen läßt. Die 350 m hohe Nordwand (IV+) etwa, in der es durch „schiefrige Risse und Rinnen, stets brüchiges und unzuverlässiges Gestein zwischen den Fingern in recht heikler Arbeit bei mangelhafter, oft ganz fehlender Sicherungsmöglichkeit hinauf auf ein Schuttband" geht. Auch in der SO-Wand (III) „kämpft man sich 350 m über äußerst brüchigen, sehr steilen Fleckenmergel ohne Sicherungsmöglichkeit hoch.

Doch zurück zur Freispitzscharte mit ihrem Fleckenmergelzustieg von Osten. Niemand wollte auf diese Scharte, weil es von ihr aus nicht weiterging in Richtung Gipfel. Dabei bestand an einem Aufstieg von dieser Seite brennendes Interesse. Davon hing sogar ab, welchen Standort die Memminger Hütte erhalten sollte. Der Platz, auf dem sie heute in zugegeben landschaftlich herrlicher Lage steht, macht sie allein geeignet für eine Besteigung der Parseierspitze, nicht aber der Freispitze.

Wenn diese aber von Osten eh unersteigbar war, brauchte man die Hütte nicht in den finsteren Zammer Gries zu bauen, von dem aus beide Berge gleich günstig zu erreichen sind. Der an der Platzsuche maßgeblich beteiligte Spiehler äugte 1881 angestrengt nach Südosten in die Tiefe, um zu erfahren, wie sich das Gipfelgeröllfeld zur Freispitzscharte hin fortsetzt. „Die Art der Mündung war von hier nicht näher zu verfolgen, schien mir aber von Wichtigkeit. War sie gangbar, die Freispitze wäre dann auch vom Parseiertal zugänglich. Leider versicherte Klotz, daß man dort nicht durchkäme, man brauche ‚eine Leiter wie ein Kirchturm'."

Nachdem an dieser Stelle selbst ein Ludwig Purtscheller abgeblitzt war, wurde 1898 dann doch ein Anstieg aus der Freispitzscharte entdeckt. Dank des Fehlens jeglicher Markierung ist er auch heute nicht leicht zu finden, obwohl die schwierigste Stelle nur mit II+ bewertet ist.

Dem Umstand, daß weit und breit keine AV-Hütte steht – von der Ansbacher Hütte braucht man für den Normalweg 10–12 Stunden –, verdankt die Freispitze hauptsächlich ihre Unberührtheit. Daran hat die Erschließung der 400 m hohen und fast senkrechten Südwand nichts geändert. Mit Absicht haben wir den in Fleckenmergel gefaßten Juwel aus kompaktem oberrätischen Kalk bis zuletzt gehütet. Seinetwegen waren wir damals, 1968, zur Besichtigung angetreten, und später, 1976, zur Durchsteigung.

Wir waren – 1976 – begeistert wieder davongezogen und schwärmen noch heute von der Plattenwand, deren Erosionsrillen und Festigkeit ein Traumklettern erlaubten, das nicht einmal durch die hohen Schwierigkeiten (VI) beeinträchtigt wurde.

Gipfelbuch und Wandbuch einer Tour geben Aufschluß über die schweren bis extremen Kletterrouten an der Freispitze. Mit gut 500 m ist die SO-Kante auf den Freispitzturm eine lange, großzügige Klettertour (III–V). Der gewaltigen, 400–450 m hohen, plattigen Südwand gegenüberstehend und nach einem Durchstieg suchend, folgt man mit den Augen bestimmt der Idee Peter Heels, in Fallinie des Freispitzturmes anzusteigen. Nur im untersten Wandteil verlieren sich alle Risse und Erosionsrillen in senkrechten und überhängenden Barrieren, wo die Schreck-

Heel-Führe das Problem kerzengerade hinauf mittels Bohrhaken löst. Im Führer großzügig mit VI A 2 eingestuft, aber auch „rotpunkt" kletterbar!

Aber abgesehen davon, daß die Erstbegeher noch keine Klemmkeile und Friends kannten, einige Passagen dieser Tour müßten wohl auch heute noch „gebohrt" werden, um sie ausreichend abzusichern.

Auf den ersten Blick völlig undurchsteigbar wirkt die Route „Albrecht-Futterknecht" im linken Teil der Südwand. Nach einigen Versuchen fand hier Philipp Albrecht einen Durchschlupf durch den alles versperrenden schwarzen Dachriegel in der 2. Seillänge, der als zwingende Freikletterstelle die Zahl der Begehungen zwangsläufig niedrig hält. Aber auch die folgenden Platten, Rillen, Dächer und Quergänge fordern den Begeher andauernd (V und VI), bevor er nach 16 Seillängen einziger Logik den Gipfel betritt.

12 Jahre später, 1981, eröffneten dann Rudi Bülter und Haser den „Kurt-Stör-Gedenkweg" rechts der „Schreck-Heel-Führe", dem auch große Schwierigkeiten nachgesagt werden. Abgeschiedenheit, Länge und Schwierigkeiten sowie Gesamtzeit der Touren vom Tal aus müssen von Interessenten wohl überlegt werden.

Zum geologisch so interessanten „Freispitz-Synklinarium" – so nennen die Fachleute die extremen Verwerfungen, die die unterschiedlichsten Gesteine in unmittelbarer Nachbarschaft zusammenpressen – gehört auch die Rote Platte, ein bizarres Gewirr aus Aptychenkalk, rotem und grünem Hornstein sowie Kreideschiefer. Die wildzerrissene Nordwand, rot, gelb, braun, steht der hellgrauen Südwand der Freispitze direkt gegenüber und bietet mit dieser zusammen eine wilde Kulisse, die jeder passieren muß, der auf die Freispitzscharte will.

Wollen wir weiter zur Memminger Hütte, so kommen wir nicht umhin, zum Parseierbach abzusteigen, um auf der Westseite der Seeköpfe wieder an Höhe zu gewinnen. Tief haben hier Wasser und Eis das Parseiertal eingeschnitten, das vom riesigen Geröll- und Schneekessel des „Zammer-Parseier" langsam zum grünen, mit perennierenden Lawinenresten ausgefüllten Kerbtal wird.

An der Westseite dieses riesigen Kerbtales steigen wir auf erdigem Weg durch steile bunte Blumenwiesen zur Memminger Hütte am Unteren Seewi-See hinauf. Die uns bisher begleitende Ruhe wird jäh durch den Strom der Touristen gestört, die nicht nur eine Gebirgsgruppe durchqueren, sondern gleich die ganzen Alpen in „Kleinexpeditions-Manier" überqueren. Der Europa-Fernwanderweg Nr. 5 (Bodensee–Adria) kreuzt hier seinen Artgenossen mit der Nr. 4 (Bodensee–Wien), der größtenteils identisch mit dem Weitwanderweg 601 ist. Zu viele Menschen treffen sich hier – genauso zahlreich sind die einzelnen Motivationen, was sich aber leider auch auf die Atmosphäre einer Hütte auswirkt. Das begrüßenswerte Wandern von einem Land zum andern und der eigentlich parallel dazu verlaufende Drang nach Natur und Vergessen vom alltäglichen Streß-Plan wird sogleich wieder zum geplanten technisierten, vorherbestimmten „Muß-Erlebnis". Man überquert ja die Alpen nicht zu Fuß, sondern fährt durch alle Täler mit Bus und Auto, um die Kleinexpedition möglichst schnell verbuchen zu können. Dieser Zwang führt zur Unruhe der meisten Bergwanderer und Bergsteiger und spiegelt sich im Eindruck einer Hütte wider.

Da flüchten wir schon lieber auf den Seekogel (2412 m) nördlich der Hütte – einen gleichförmig-runden Grasgipfel, der drüben jäh mit steilen Grasflanken ins Parseiertal abbricht. Wir können uns gut vorstellen, daß hier im Winter enorme Schneemassen haltlos dem Gesetz der Schwerkraft gehorchen, und warum die kleine Ortschaft Madau nur noch Sommersiedlung ist. In der Geschichte des Ortes liest man von Lawinen, die Häuser samt dem Vieh vernichtet haben. Noch heute liegt die schmale Straße oft ein halbes Jahr unter tiefem Schnee und nur der Jäger von Bach fährt mit einem Motorschlitten regelmäßig zum Füttern des Wildes, denn der überhöhte Wildbestand soll ja auch gute Trophäen tragen.

Weiter talauswärts flankiert die Ruitelspitze mit ihren vier Gipfeln das Madautal. Wie oft sind wir schon auf diesem Berg gestanden? Meist bei Pulverschnee und einmal, noch recht spät im Frühjahr, als wir die Neue Südwand des NO-Gipfels als Ziel auserkoren hatten. Uns war die 300 m hohe braune Dreiecksplatte dieser Südwand schon öfters aufgefallen und wir haben eine Tour durch sie dann einmal mit einer Skitour verbunden.
Wir wandern mit den Augen langsam um uns und erkennen der Reihe nach unsere „Ski-Geheimtouren" wieder, die wir alle einmal ausprobiert haben. Wir haben so manche 1500 m-Abfahrt entdeckt, haben aber auch oft umkehren müssen. Von den Einheimischen wurden wir in beiden Fällen meist ungläubig belächelt. Als wir einmal müde und durstig in Kaisers mit unseren Skiern und großen Rucksäcken eintrafen und nach einer offenen Wirtschaft fragten, wollte uns ein alter Bauer nicht glauben, daß wir zwei Abende zuvor erst in Boden gestartet waren.

Es ist verständlich, denn gerade für die Bewohner der Seitentalorte ist der Winter noch nicht zur Einnahmequelle durch Skigebiete geworden, sondern vielmehr ist für sie der Berg in dieser Jahreszeit immer noch der Feind: Lawinenbahnen sind zwar verbaut, doch beweisen Schäden und Unfälle immer noch die Unberechenbarkeit dieser Naturgewalt. Allein im letzten Jahrzehnt kamen zwei Menschen ums Leben, als sie mit ihren Raupen und Fräsen die Straßen, die Lebensader zum Lechtal, nach Lawinenabgängen wieder öffnen wollten – im Kaisertal und im Namlosertal. Das Bschlabsertal mit seiner am meisten von Lawinen bestrichenen Zufahrtsstraße blieb vorletzten Winter insgesamt 7 Wochen gesperrt. Damit wurde erreicht, daß der Ausbau mit Lawinengalerien noch zügiger voranschreitet.

Der nächste Tag führt uns anfangs, begleitet von vielen Bergsteigergruppen, hinauf zum Mittleren Seewi-See und weiter zur 2599 m hohen Seescharte, wo sich das Massenbergsteigen schon langsam aufgelöst hat in Parseierspitz-Aspiranten, die dem Spiehlerweg folgen, in „Fernwanderer", die durchs Lochbachtal 2000 Höhenmeter nach Zams im Inntal absteigen und einige, die dem Höhenweg zum Württemberger Haus folgen. Dieser Teil des Höhenweges verläuft gegenüber der letzten Etappe relativ höhengleich durch das sog. „Medriol". Während

„Der Reiz der Lechtaler…"

liegt im Formenreichtum, in der Vielfalt der Gesteine, der Blumenpracht. Sie sind ein Gebirge mit viel Wasser; allein 45 Seen finden sich in den hochgelegenen Karen. Schwer zu ersteigende Felsriffe wie die Freispitze stehen neben nicht minder hohen, aber mühelos erreichbaren Schuttbergen."





Oben: Memminger Hütte gegen Seeköpfle.

Rechts: Holzgauer Wetterspitze von Westen. Auf einem Gratabsatz in Bildmitte unten die Simms-Hütte.

Fotos: F. Milz



Gufelsee und Vorderer Gufelkopf – „ein Musterbeispiel zum Thema ‚Faltengebirge' im Erdkundebuch" – vom Gufelseejoch. Dahinter Leiterspitze, ganz im Hintergrund, knapp rechts der Bildmitte, Holzgauer Wetterspitze und Feuerspitze.

Foto: J. Fischer

wir den Großbergkopf (2612 m) und das gleichnamige Joch überschreiten, bleiben Kleinbergspitze (2756 m), Spießrutenspitze (2703 m) und Medriolkopf (2664 m) am Wege liegen.

Hier ist es bisher am ruhigsten: Die nächsten Talorte – Zams, Madau und Gramais – sind zwischen 4 und 5 Stunden entfernt. Das Württemberger Haus, eine kleine gemütliche Bergsteigerunterkunft, liegt auf halber Strecke zwischen Memminger- und Steinseehütte. Das Angebot an leichten Klettertouren wäre groß, doch die Zustiege stehen in etwas unproportionalem Verhältnis zur Kletterei selbst.

Der folgende Abschnitt zur Steinseehütte wird wegen der im Führer als „unangenehm" beschriebenen Roßkarscharte (2400 m) oft gemieden; sie ist jedoch mit Drahtseilen abgesichert und gut begehbar. Natürlich ist dieses Wegstück die kürzeste Verbindung zwischen beiden Hütten mit schönem Tiefblick ins Obergebäud und ins Starkenbachtal, doch der „Umweg" über den Bittrichsee und den Gufelsee ist abwechslungsreicher. Er führt an vielen kleinen und winzigen Bergseen vorbei, von denen jeder noch idyllischer in Grasmulden oder Geröllflächen eingebettet ist. Sie alle sind Zeugen nacheiszeitlicher Gletschervorstöße mit deutlich sichtbaren Blockmoränen. Geologisch hochinteressant ist der vordere Gufelkopf (2426 m), wenn man ihn vom Gufelseejöchl betrachtet: er ist ein Musterbeispiel zum Thema „Faltengebirge" im Erdkundebuch. Die kleine Gufel-Alphütte, an der wir vorbeikommen, hat eine Zamser Hausnummer. Noch heute haben die Inntalorte aus Erschließungsgründen die Weiderechte auf der Lechtalseite des Hauptkammes – eigentlich paradox, wenn man das verwaltungsmäßig zum Außerfern zählende Gramais gleich unter sich hat.

Die 70 Einwohner zählende Ortschaft Gramais ist Mittelpunkt der sternförmig auseinanderziehenden Nebentäler des Roßkarbaches, Otterbaches und Platzbaches. Der Ort entstand Mitte des 14. Jahrhunderts als Schwaighof der Starkenberger (Inntal).

Das Gramaisertal ist als blumenreichstes Seitental bekannt, aber auch der Kogelsee und der Roßkarsee (beide über 2000 m) mit ihren Wasserfällen sind gern besuchte Ziele.

Wir erreichen das Gufelseejöchl und besteigen noch die Kogelseespitze (2647 m) über den SO-Rücken. Sie bietet den prächtigsten Überblick auf die Berge um das Parzinnbecken. Wir entdecken immer wieder kleine Seen, durch Spiegelungen oder geringe Tiefe dunkelblau bis grün leuchtend. Bevor das Parzinnbecken steil ins Angerletal (Weg nach Boden im Bschlabser Tal) abbricht, steht auf einer Barriere die Hanauer Hütte, Kreuzung der Wege von der Steinseehütte nach Boden, vom Württemberger Haus zur Muttekopfhütte sowie von Gramais über die Kogelseescharte. Leider ist diese Hütte auch total überlaufen, dadurch immer wieder vergrößert, aber nicht einmal mit einem funktionellen Winterraum ausgestattet.

Umgeben ist dieser wunderschöne Parzinnkessel von der Großen und Kleinen Schlenkerspitze (2827 m) und der Dremelspitze (2733 m), die alle aufgrund der Weglosigkeit und des brüchigen Gesteins wenig besucht werden.

Schneekarlesspitze (2641 m), Spiehlerturm (2550 m) und Parzinnspitze (2613 m) dagegen sind häufiger besuchte Ziele, vor allem schon wegen ihrer zahlreichen Klettermöglichkeiten. Nun queren wir aber erst einmal vom Gufelseejöchl in einem großen Bogen an der Parzinnspitze vorbei, um über die Scharte rechts des kleinen, aber kühn aufragenden Spiehlerturmes ins Steinkar-Becken zur Steinseehütte zu gelangen.

Wir schauen hinauf zum schon zu „Pause-Ehren" gekommenen Plattenpfeiler an der Parzinnspitze, einer Tour, die wir auch einmal durchstiegen haben, der wir aber weit weniger Reiz abgewinnen konnten als die „Vorkoster" des Auswahlbandes. Weglos steigen wir dann noch steil eine Felsrinne hinauf zur Scharte. Ja, der nach dem Miterschließer dieser Berge benannte Spiehlerturm steht wirklich wie eine kleine Guglia di Brenta in dieser Kette.

Auf der anderen Seite auf einmal – nach Abklettern in einer brüchigen Felszone – der weite Kessel, der bald als tief eingeschnittenes Starkenbachtal in den Dunst des 1400 m tiefer gelegenen Inntales leitet. Auf einer grünen Kuppe des kahlen Bekkens fällt uns sofort der große, weiße Bau der Steinseehütte auf. Die vielen Wandbilder und Beschreibungen lassen auf rege Aktivitäten der Imster und Landecker Kletterer schließen. Einige Routen kommen uns gleich wieder bekannt vor: die Spiehlerturm-Klettereien, die „Lange Kante", die Steinkarturm-SO-Kante; und unsere schönste Tour, einmal im Spätherbst, eine Kombination aus dem Steinkarspitz-Südpfeiler „Jöchlerweg" und dem „Direkten Pfeileranstieg". Unsere elegante Tour auf den geschoßspitzenähnlich aussehenden Pfeiler haben wir damals nach dreimaligem Abseilen und einer staubigen Geröllfeldabfahrt noch lange vom Höhenweg aus betrachtet, der vom Württemberger Haus direkt zur Steinseehütte führt.

Auf gerölligen Serpentinen verlassen wir den Hauptkamm endgültig und wandern über den Hinterstarkboden den haargenau auf „Haflinger"-Spurbreite gebauten Weg durch die Geröllströme des Starkenbachtals. Wer den Wirt der Steinseehütte nicht schon einmal selbst gesehen hat, auf diesem Weg, glaubt wahrscheinlich nicht an dieses Unternehmen. Von der Alfuzalp ist die Straße dann so weit ausgebaut, daß man mehr schlecht als recht mit einem PKW die letzten 500 Höhenmeter ins Inntal hinunterfahren kann, wo wir schlagartig mit der Zivilisation der Tallagen, der Autobahn, konfrontiert werden.

Wir sind absichtlich auf die Südseite der Lechtaler abgestiegen, um auch diese Seite und die begrenzenden Täler zu erleben. Während von Norden, vom Lechtal selbst, zahlreiche, lange Seitentäler mit anfangs großer Steigung, später aber flach zum Hauptkamm ansteigen, werden die geschlossenen, oft über 2000 m hohen Flanken der Inntal- und Sannatal-Seite von wenigen steilen, schluchtartigen Tälern zerfurcht. Ganz im Gegensatz zum rauhen Klima des Lechtales spürt man hier schon leicht die Atmosphäre des Südens: es wächst alles besser, denn es liegt rund 300 m tiefer als das Lechtal, auch die alten Häuser, meist ganz oder größtenteils aus Stein gebaut, zeugen von rätoromanischem Einfluß.

Inntalabwärts über Starkenbach und Mils zweigen wir bald ins Gurgltal ab nach Imst und kehren über den Fernpaß nach Reutte im Außerfern, unserem Ausgangspunkt, zurück.

Lechtaler Notizen

Über Geschichte, Kunst und Menschen im Lechtal

Friedl List

Der folgende Beitrag bezieht sich nicht ausschließlich auf das Gebiet der Kartenbeilage in diesem Jahrbuch. Friedl List, der Autor, behandelt das Lechtal vielmehr als kulturelle Einheit und bezieht deshalb, wo notwendig und sinnvoll, auch Gegebenheiten außerhalb des Kartengebietes in seine Betrachtungen mit ein. (d. Red.)

Schon von frühester Jugend an wurde dem Autor dieses Berichts nachgesagt, er habe zuweilen nicht alle Tassen im Schrank. So zum Beispiel von den Seilgefährten seiner alpinen Sturm- und Drangzeit in den Dreißiger Jahren, wenn er gelegentlich in den Wänden des Wilden Kaisers oder Wettersteins absichtlich von den beschriebenen Routen abwich und sich – nur einfach so, aus Spaß an der Freud – auf bedrängnisträchtige Varianten einließ, die den Kameraden am unteren Ende des Seils ebenso an den Rand der Verzweiflung brachten wie den Schutzengel der Seilschaft höchstselbst.

Zur gleichen Diagnose gelangte auch ein leibhaftiger Psychiater aus New York an einem Februarmorgen des Jahres 1938, um 2.35 Uhr amerikanischer Zeit im kanadischen Skizentrum Banff, als der Besagte mitten aus der whiskyschweren Siegerfeier für die am Vortag gewonnene Nordische Kombination aufbrach, um den im Winter noch unbezwungenen Cascade Mount (ca. 3400 m) im Alleingang zu ersteigen. Das Unternehmen gelang, die Diagnose wurde nicht zurückgenommen, der Gipfelsieg dagegen gebührend gefeiert. Freundlicherweise auf Kosten des Herrn Doktors.

Die Gattin des Autors, die seine gelegentlich abenteuerlichen Einfälle seit genau 30 Jahren mit bewundernswerter Würde erträgt, begnügt sich mit der etwas mystischen Feststellung, er sei ganz in Ordnung, nur erfinde er fast jeden Monat aufs neue die Schiffsschraube, ohne zu ahnen, daß diese bereits vor etwa 200 Jahren erfunden wurde.

Ähnlich erging es dem Autor, als er im Spätfrühjahr nach einem der letzten schneereichen Winter – es war bereits gegen Ende April – eine Skikameradin aufforderte, mit ihm auf Langlaufski durchs obere Lechtal die gut 60 Kilometer von Steeg nach Stanzach hinauszulaufen. Nicht auf Loipen, sondern freiweg der Nase nach, halt immer den Lech entlang. Die Idee wurde zunächst der Jahreszeit halber als verrückt abgelehnt. Erst auf mein Versprechen hin, es werde großartige Landschaft, eine sicherlich noch geschlossene Schneedecke, viel interessante Kunst am Wege und freundliche Gastlichkeit der Bewohner – so nämlich hatte mir ein Freund und Kenner das obere Lechtal geschildert – geboten, siegte wie fast immer bei Frauen die Neugier über die Skepsis: am nächsten Wochenende fuhren wir los. Vorsichtshalber packten wir neben der Langlaufausrüstung auch Schlafsäcke und Proviant mit ein. Hatte doch noch im vergangenen Jahrhundert ein Reisender diese Gegend mit der Bemerkung bedacht: „hic sunt Leones". Und der Quartiermeister Napoleons hatte sie bezeichnet als „wilde Gegend mit schlechten Straßen und sehr viel Schnee", deren Bewohner sich ausschließlich von Nudeln ernährten. Aber wir fanden bei dieser unserer ersten Lechtalfahrt weder Löwen noch schlechte Straßen noch zuviel Nudeln. Dafür aber trotz der Jahreszeit noch genug Schnee. Und was für herrlichen Schnee!

Zuerst freilich hatte es nicht danach ausgesehen: Als wir am Fuß der Trauchberge und des Ammergebirges gen Füssen fuhren, waren die Wiesen grün und sämtliche Amseln, Buchfinken und Kater probten bereits den Frühling. Nach dem Grenzübergang – unsere Langlaufski auf dem Autodach wurden dort mit etwas ironischem Lächeln zur Kenntnis genommen – waren wenigstens die Straßenränder beiderseits mit Schnee gesäumt. Und als wir nach Reutte über Weißenbach und Forchach durch das schmucke Dorf Stanzach gekurvt waren, breitete sich vor uns eine Landschaft, wie sie der Alpenbesucher nur noch selten findet: ein weites Flußtal mit dichten Auwäldern den Ufern entlang, daneben, einmal zur Linken, einmal zur Rechten, weite, freie Talböden, wie durch ein Wunder noch unversehrt von Industriebauten, Campinggraus und Schuhplattlerbarock.

Dies Wunder ist leicht erklärlich: der Allgäuer Hauptkamm im Westen und der Lechtaler Hauptkamm im Osten fallen beide mit steilen, oft schroffen Flanken gegen das Lechtal ab. Diese Flanken sind alles andere als skifreundlich, zumindest nicht im Sinne einer „technischen" Erschließung. So hat man sich dort bisher klugerweise mit einer beschränkten Anzahl mehr oder weniger bescheidener Liftanlagen begnügt. Und das ist gut so, denn das Gelände würde selbst bei brutalster Vergewaltigung der Landschaft kein Skipistenparadies hergeben, das sich mit den hochgelegenen Regionen von Warth, Lech und Zürs messen könnte.

Schöne Häuserfassaden in Holzgau und Bach

Schöne Häuserfassaden in Holzgau und Bach
Diese Fassaden, Zeugen einstigen Wohlstandes tüchtiger Bürger, können sich hinsichtlich ihrer künstlerischen Gestaltung durchaus mit den weitaus bekannteren von Mittenwald und Oberammergau messen. Obgleich zumeist an der Hauptstraße gelegen, sind sie dank der bislang noch nicht verschmutzten Lechtaler Luft relativ gut erhalten. Leider befinden sich unter den abgelegeneren Häusern einige in desolatem Zustand, weil das Geld für Restaurierung und Sanierung fehlt. Mäzene gesucht!











Fotos:
J. Winkler (oben)
F. List (links und unten)

Wir fahren weiter lechaufwärts durch die Dörfer Elmen (978 m), Häselgehr (1003 m), Elbigenalp (1040 m), Bach, Stockach, Holzgau und Hägerau nach Steeg (1122 m). Mehr als einmal auf der Fahrt sind wir versucht anzuhalten, um hier einen Blick in eine der Kirchen oder Kapellen zu werfen und dort in einen Friedhof, über dessen Mauer noch schöne, alte, schmiedeeiserne Grabkreuze ragen. Aber alles das lieber später, ein andermal. Denn wir wollen die Stunden nützen, in denen die Altschneedecke, die der Nachtfrost gefestigt hat, noch trägt.

Um 8 Uhr stellen wir das Auto am Ortsrand von Steeg ab, schnallen die Brettl unter die Füße und den Rucksack auf den Buckel. An die 60 Kilometer, so haben wir uns ausgerechnet, mit ein bißchen hinüber und herüber, Unterbrechungsstellen und Suche nach einer Brücke, werden es sein bis hinaus nach Stanzach. Ein stolzes Vorhaben. Aber die fast 200 Höhenmeter Gefälle vom Start bis zu unserem Ziel sind einkalkuliert. Die Rechnung muß aufgehen – und sie tut es. Nicht nur dies: wir laufen und laufen, stillen Jubel im Herzen, kreuz und quer auf griffigem Harsch über weite Talböden mit der höhersteigenden Sonne um die Wette, einmal links, einmal rechts des Flußlaufes, zwischen sonnengegerbten Heuhütten hindurch, die auf der Schattenseite noch lustige, dicke Schneehauben tragen, ein andermal wieder direkt am Ufer den Fluß entlang. Dann wieder ein Stück weit zu Fuß über ein aperes Hangstück, vorbei an den ersten Frühlingsblumen, hinein in ein Dorf, vorbei an den prächtigen Barockfresken der Häuser von Holzgau und Bach, tapfer vorbei auch an manch verlockendem Wirtshausschild. Dann wieder zum anderen Dorfende hinaus, Ski anschnallen und weiter auf der griffigen Harschdecke, welche die Sonne allmählich mit einer feinen Haut g'führigen Firnschnees überzogen hat. Wieder durch die Talmitte, gelegentlich auch, wo das Gefälle dazu verlockt, lauthals eine Wiener Walzermelodie singend im Schlittschuhschritt oder, um den Genuß zu verlängern, mit Umtreten in weit gezogenen Bögen. Sternstunden für junge und alte Langläufer – es ist eine Lust zu leben...

Ein wenig gedämpft wird der Übermut, als wir nach einer schönen geraden Strecke am Uferdamm entlang nach einem Übergang über einen kleinen Seitenbach suchen und dabei in das dichte Gestrüpp des Auwaldes geraten, in dem bereits die Sonne brütet: die Dame, leichtfüßig und mit ihren 52 Kilo von der Schneedecke spielend getragen, schlängelt sich gazellengleich durch den Naturslalom aus Erlen, Spirken und sonstigem Gewächs. Ihr Begleiter dagegen, mit 88 Kilo Lebendgewicht eher dem einstmals hier beheimateten Höhlenbären vergleichbar, bricht durch und watet – bis an die Knie im Schnee – hinterdrein. Walt Disney und Charlie Chaplin hätten ihre Freude an dieser Szene...

Endlich dann vorsichtig über den schmalen Bach und wieder hinaus ins freie Feld. Mittag ist längst vorüber. Wo sind nur die Stunden geblieben?

Ein Gefühl der Trockenheit in der Kehle vermeldet allmählich aufkommenden Durst, schwarze Schlagschatten in der Magengegend deuten auf Hunger. Und der immer zäher werdende Schnee deutet auf: Schluß für heute!

Gerade zur rechten Zeit blinzelt linkerhand auch schon der freundliche Zwiebelturm einer Dorfkirche herüber, um uns diskret auf das Vorhandensein eines Wirtshauses in seiner Nähe aufmerksam zu machen. Wir halten Einzug in Vorderhornbach, werden in einer gemütlichen kleinen Pension aufgenommen, als wären wir bereits alte Stammgäste. Der Durst wird gelöscht, danach, auf der Bank vor dem Haus Gespräche mit den freundlichen Hausleuten über die Weltwirtschaft im allgemeinen, über die beste Gastwirtschaft des Dorfes im besonderen und über den besten Weiterweg hinaus nach unserem Ziel Stanzach, das wir morgen erreichen wollen.

Abends, in der empfohlenen Gastwirtschaft, wünschen wir einander guten Appetit zu dem prächtigen Kaiserschmarrn mit hausgemachten Preiselbeeren und, angesichts der Riesenportionen: „Alles Gute, wenn wir uns nimmer sehen sollten..."

Am anderen Morgen laufen wir die letzten Kilometer gemächlich und genußvoll hinaus nach Stanzach. Der Bus, der uns zurückbringen sollte zu unserem Auto nach Steeg ist natürlich bereits versäumt. Also versuchen wir's per Anhalter. Junge Damen ohne Begleitung eines Herrn haben es bei diesem mühsamen Geschäft natürlich leichter. So aber schnurren viele Wagen mit Kennzeichen M, A, S, UL und anderen, die skibepackt in Richtung Arlberg streben, ungerührt vorbei, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen. Endlich hält einer. Und – zu ihrer Ehre sei's gesagt – es sind ausgerechnet Preußen, die vielgeschmähten, die ein Herz für leidgeprüfte Langläufer haben und uns in ihrem ohnehin vollbeladenen und vollbesetzten Mercedes auf- und mitnehmen, hinauf nach Steeg, zu unserem Auto.

Dies war unser erster Besuch im oberen Lechtal. Auf der Heimfahrt durch die Lechtaldörfer suchten und fanden wir immer wieder die Abschnitte, die wir durchlaufen hatten, fanden unsere Leistung enorm, bewunderten im Nachhinein unseren Orientierungssinn und fühlten uns wie Geheimnisträger, wie Fürsten incognito.

Der Entschluß, bald wiederzukommen, war gefaßt, schon ehe wir an die deutsche Grenze kamen.

Und wir kamen wieder, nicht nur einmal. In den folgenden zwei Jahren kannten wir kaum noch ein anderes Wochenend- und Urlaubsziel als „unser" Lechtal. Im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter. Nicht nur zum Bergsteigen, Wandern und Skifahren. Die Entdeckung der kleinen Seitentäler von Kaisers, Gramais, Bschlabs, Boden und anderer fesselte uns nicht weniger als die Geschichte ihrer Besiedelung, ihrer Bewohner und ihrer Baugeschichte. Was wir gesehen, erlebt, beobachtet, in Gesprächen mit den Bewohnern erfahren und in Büchern, die wir uns beschafften gelesen haben, ist wohl einer Darstellung wert.

Frühgeschichte und Besiedelung des oberen Lechtals

Eine Besiedelung des oberen Lechtals und seiner Seitentäler in der jüngeren Steinzeit (ca. 3500–1800 v. Chr.) ist wahrscheinlich, doch gibt es keine schlüssigen Hinweise.

Rechts:
Lechtaler Trachten,
1825 – nach Falger.

Foto:
W. Bahnmüller



Dagegen gilt die Besiedelung der nordwestlichen Hangterrassen des Oberinntals in dieser Epoche aufgrund von Funden als gesichert. Als ebenso sicher gilt auch, daß die südöstlichen Seitentäler des Lechtals seltsamerweise nicht von diesem selbst her, sondern vom Inntal und Stanzertal, also über Joche und Übergänge an der Zweitausendmetergrenze besiedelt wurden, weil sie von dort aus leichter zugänglich waren als vom Haupttal, in das sie meist mit schluchtartigen Verengungen mündeten.

Typisches Beispiel dafür ist das kleine Pfafflar, mit seinen zum Teil mehr als 600 Jahre alten Holzbauten die höchstgelegene Siedlung im Bschlabser Tal. Heute zugänglich durch die von Elmen aus über die Orte Bschlabs und Boden führende Paßstraße, die über das Hahntennjoch ins Inntal führt. Der Name Pfafflar ist unzweifelhaft romanischen Ursprungs (1300 erstmals urkundlich erwähnt als Pavelaers [= rom. „bei den Futterstädeln", vom latein. pavulum = Futter]). Seit im Jahre 15. v. Chr. unter den römischen Kaisern Tiberius und Claudius im Zuge der Besetzung des Alpenraumes die Provinz Rätien geprägt und die wichtige Nord-Süd-Verbindung „Via Claudia Augusta" über den Fernpaß bis ins Lechtal (Reutte!) und weiter über Füssen bis nach Augsburg ausgebaut wurde, hinterließen Römer und Rhätoromanen, später Alemannen und Bayuwaren ihre Spuren auch im Lechtal. Bald nach der Christianisierung, die um das Jahr 450 angesetzt wird, war das Lechtal bei den fürstlichen Herren aus Schwaben als hochgeschätztes Revier für die edle Jagd auf Hirsch und Gemse bekannt. Und im 8. Jahrhundert, unter der Herrschaft der Schwabenherzöge, wurden die weiten Talgründe bereits als Sommerweiden genutzt.

Seitdem wechselten, genau wie in der großen Welt draußen, auch im stillen Lechtal Gerichtsbarkeit, Herrschaft, Besitz und politische Zuständigkeit in bunter Folge, bis hinein in unsere Zeit: Die Römer, die Frankenkaiser, die Staufen, die Klöster St. Mang in Füssen und Stams im Oberinntal, Schwaben-, Bayern- und Tiroler Herzöge hinterließen die Spuren ihres Wirkens. Da wurde vererbt, verschenkt, geraubt, zurückerobert, zugeteilt und übereignet. Aber nicht nur politisch und rechtlich, sondern auch im Volkscharakter haben Anwesenheit und Durchzug so vieler Stämme und Herren ihren Niederschlag gefunden.

Die Menschen im Lechtal

Harte Lebensbedingungen im Zusammenwirken mit den geschichtlichen Ereignissen und Gegebenheiten im Lechtal haben dort einen Menschenschlag geprägt und erhalten, der dem im ganzen tirolischen Oberland zwar verwandt, aber dennoch unverwechselbar ist. Das Selbstverständnis der Lechtaler von heute, zu lesen in einer Werbeschrift: „So sind wir: nicht rückständig, aber einfach, unkompliziert. Bei uns, im Tal der ‚Geyerwally' ist die Zeit nicht stehengeblieben, jedoch Technik und Industrialisierung spurlos an uns vorübergegangen. Spurlos! Darauf sind wir stolz. Keine Eingriffe in die Natur, keine Industrie, kein Motorenlärm. Unsere Eigenheiten sind: Selbstbewußtsein, Kontaktfreude, Gastfreundschaft, Humor und eine tiefe Verwurzelung mit unserem Tal. Wir erfreuen uns an Gesundheit von Leib und Seele, leben wir doch, wie amtliche Meßwerte bestätigen, in der reinsten Luft Europas in Ruhe und einem abseits gelegenen Tal..."

Eine recht anspruchsvolle, aber – nach unserer Erfahrung – durchaus zutreffende Selbstdarstellung. Sie wird überdies bestätigt auch durch Berichte von Reisenden des 19. Jahrhunderts. So schreibt Ludwig Steub über die Lechtaler: „Die Manieren der Lechtaler erschienen mir sehr lobenswert. Ich fand auf den Wegen, in den Häusern, wo ich des öfter einfallenden Regens wegen unterstand, und in den Herbergen eine körnige Freundlichkeit, viele Freude an dem Fremden, die volle gebirglerische Neugier, im ganzen ein höchst gefälliges Wesen..." Vielleicht erklärt gerade dies „gefällige" Wesen die erstaunlichen Erfolge der Lechtaler als Handelsleute mit unternehmerischem Geschick im 18. und 19. Jahrhundert. Dazu kam, daß das fast ausschließlich kleinbäuerlich strukturierte Heimattal mit seinen Seitentälern kaum eine Möglichkeit bot, selbst bei größtem Fleiß, wenigstens zu bescheidenem oder gar gehobenen Wohlstand zu gelangen und gerade seine tüchtigsten Bewohner zwang, ihren Lebensunterhalt in der Fremde zu suchen.

Die künstlerische wie handwerklich-technische Begabung der Lechtaler wurde frühzeitig bekannt. Vor allem waren es die Maurer und Stukkateure, die nicht nur in ganz Tirol, sondern auch im Ausland, hinaus bis nach Deutschland, Holland und Frankreich hochgeschätzt wurden. Selbst in den Handwerkszünften, die als Nachfolger der mittelalterlichen Bauhütten deren strenge Anforderungen und Regeln übernommen hatten, fanden sie Zugang. So erschienen bereits im Jahr 1699 in den Zunftlisten

Anton Falgers Totentanz

In der Grabkapelle von Elbigenalp gehört zu den eindrucksvollsten Darstellungen dieser Art. Falger malte sie 1830, kurz nachdem er, vierzigjährig, für immer in seine Lechtaler Heimat zurückgekehrt war. Der naiven Bildhaftigkeit der auf Holztafeln gemalten Szenen entsprechen die ebenso naiven wie eindringlichen, von Falger selbst verfaßten Verse zu jedem einzelnen Bild; ein Dialog zwischen Mensch und Tod, der selbst junge Menschen von heute nachdenklich stimmt. Jung und Alt, Arm und Reich – keiner kann dem Sensenmann entrinnen, wenn seine Stunde gekommen ist. Papst und König, Künstler und Richter, Bürger und Soldat, Mutter und Kind, der Knabe, die Braut, die Großmutter, der Bauersmann, der Reiche und der Bettler, der Mörder, die Magd und – selbst der Totengräber. Und alle hängen sie am Leben, bitten um eine Gnadenfrist: selbst der Bettler – sicherlich meinte der Maler einen der vielen, denen Vater Staat als Dank des Vaterlandes nur eine Krücke und einen Bettelstab spendierte, als sie schwer verwundet aus dem Kriege heimkehrten – selbst er wehrte sich gegen des Todes Zugriff:

Der Bettler: „Ich habe nichts / oft kein Stück Brod / Laß mich noch hier / in meiner Noth"
Der Tod: „Nein, du mußt fort / hier ist dein End / Und auch vollendet dein Elend".

Angesichts dieser Bilder und Verse verläßt wohl jeden Betrachter das heimliche Lächeln, zu dem er sich auf den ersten Blick ob der „Primitivität" ihrer bildlichen und sprachlichen Aussage geneigt fühlte.



Rechts: Ausschnitt aus dem Totentanz von Anton Falger.



Fotos: F. List



Elbigenalp

Im Mittelalter „Urpfarre", kirchliches Zentrum des ganzen Oberen Lechtals. Dorf und Tal mitsamt den hohenstaufischen Almgütern waren um 1260 als Heiratsgut der Witwe des 1268 in Neapel hingerichteten letzten Staufenkaisers Konrad IV. an Meinrad II., Graf von Görz-Tirol gekommen. Die Pfarrkirche St. Nikolaus entstand um 1300. Spätere Erweiterungs- und Umbauten lassen die urspüngliche Gestalt kaum noch erkennen. Sie birgt jedoch heute noch Kunstwerke von hohem Rang und Seltenheitswert.

Bild links: Der obere Raum der Grabkapelle, der den Totentanz von Anton Falger beherbergt. Stirnwand mit spätgotischem Holzbalkentonnengewölbe, Kreuzigungsgruppe und Fresken aus der Magdalenenlegende, ca. 1498.





Oben und links: Fresko in der oberen Sakristei im Turm der Pfarrkirche. Die Bilder sind die bisher einzig existierenden dieses Freskos, das nur schwer zugänglich, kaum belichtet und z. T. mit Schränken verstellt ist. Die Darstellung zeigt Christus in der Mandorla als Weltenrichter, flankiert von Posaunenengeln, links von ihm Maria mit den Aposteln Johannes und Jakobus (Ausschnitt links).

Fotos: F. List

von Bichlbach (bei Reutte) 699 (!) Maurer aus dem Lechtal. Anders als die meisten anderen Zunftmitglieder hatten sie sogar das Recht, ihre Bruder- und Viertelmeister selbst zu wählen und Lehrlinge freizusprechen, womit ihnen auch ein hohes gesellschaftliches Ansehen gesichert war.

Die rege Bautätigkeit, die nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und seinen Zerstörungen in ganz Europa eingesetzt hatte, ermöglichte den tüchtigen Lechtaler Maurern, Zimmerern, Malern und Stukkateuren auf Jahre hinaus eine auskömmliche Existenz. Wenn die Männer jedes Frühjahr zum Erwerb in die Fremde zogen, sah es daheim für die zurückgebliebenen Frauen und Kinder natürlich weniger rosig aus. Sie mußten allein den kargen Boden bewirtschaften und mit Mißernten und Wetterkatastrophen fertigwerden. Nur sehr selten zogen die Frauen und Kinder mit in die Fremde. Die Totenbücher von Elbigenalp geben darüber interessanten Aufschluß: in der Zeit von 1665 bis 1738 starben nur fünf Frauen und ein Kind fern der Heimat, in der gleichen Zeitspanne dagegen 275 Männer. Im Gegensatz zur Neigung unserer heutigen „Gastarbeiter", Frau, Kinder und Familie in ihr Gastland nachzuholen, sind die Lechtaler fast ausnahmslos im Alter, oft schon um die Mitte ihres Lebens für immer in ihre Heimat zurückgekehrt.

Das gleiche gilt auch für die Lechtaler Handelsleute im 18. und 19. Jahrhundert. Aus kleinsten Anfängen einer heimischen Kleinindustrie, vor allem der Tuchweberei, die großenteils in Heimarbeit vergeben wurde, Holzhandel und Handel mit Schnitt- und Galanteriewaren entwickelten sie im Lauf von Jahrzehnten geradezu eine Art Handelsimperium, das zuletzt über eigene Reedereien und Niederlassungen in Amsterdam, New York und anderen großen Städten verfügte. Aber neben den Tuchwaren waren im Ausland auch andere heimische Erzeugnisse gefragt: so die Erzeugnisse der um 1786 gegründeten Glockengießereien in Häselgehr, Elmen und Lechaschau oder die der Lechtaler Sensenschmiede, die im Jahr 1851 mit vier Meistern und zwölf Gesellen 20 000 Sensen (!) produzierten. Den Hauptprofit aus diesem weitverzweigten Exportgeschäft machten natürlich die Handelsleute. In einem „Handbuch für Reisende in Tirol", erschienen in Innsbruck 1853, lesen wir u. a.: „Die Verhältnisse des Heimattales nötigen frühzeitig zum auswärtigen Erwerbe. Die Einwohner erwählten die Handelschaft, welche so einträglich wurde, daß man in Holzgau bei einzelnen Besitzern ein Vermögen von 200 000 bis 400 000 Gulden, in Steeg von 80 000 bis 150 000 Gulden antrifft..."

Im Gegensatz zu den „Neureichen" unserer Tage aber manifestierte sich der beachtenswerte Wohlstand der Lechtaler in Wohnhausbauten und Wohnkultur von erlesenem Geschmack, bei bescheidenem äußeren Lebensaufwand. Hilfsbereitschaft und Wohltätigkeit waren häufiger als Geiz und Protzentum.

Freilich war dieser Wohlstand kein allgemeiner. Vor allem die Bergbauern in den weltabgeschiedenen Orten der Seitentäler von Gramais, Namlos, Pfafflar, Kaisers und anderen spürten kaum etwas davon. Mißernten, durch den Kinderreichtum bedingte Hofteilung und vor allem zu hohe Steuerlasten und Abgaben führten zu Armut und Verelendung.

Die „Schwabenkinder"

So nannte man die Kinder der armen Leute aus dem Lechtal (nicht nur aus dem Lechtal), die schon vom sechsten Lebensjahr an bis zum siebzehnten im Frühjahr ihre Heimat verlassen mußten, um draußen, im reicheren Allgäu, sich als Hüterbuben und Hütermädeln ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Von Verdienst in heutigem Sinne war natürlich kaum die Rede: noch um 1830 betrug der Lohn für fast sechs Monate ganze drei bis vier Gulden, dazu ein Kleidungsstück. Dafür waren sie wenigstens für ein halbes Jahr von der häuslichen Suppenschüssel weg und die paar Gulden reichten oft nur, um angefallene Schulden daheim zu begleichen. Organisiert wurden diese alljährlichen Wanderzüge der Kinder meist von einer Art von Maklern, die natürlich auch noch ihren Profit abschöpften. Haupt-„Umschlagplatz" für dieses moderne Sklavengeschäft waren die Allgäuer Hauptstadt Kempten und Ravensburg. Erst um 1900 bildete sich ein humanitärer Verein, der dieses Geschäft überwachte und Auswüchse verhinderte.

Gar nicht so tragisch sah dieses ganze Geschehen der Chronist A. Rohrer, der anno 1796 über den Hergang dieser Kinderzüge u. a. schreibt: „Die meisten dieser guten Kinder sammeln sich zur Marktzeit in der Reichsstadt Kempten, wo sie den Bauern zu den leidentlichsten Bedingungen zu Gebote stehen. Sie folgen dann ihrem neuen Herrn in das Kemptische... in welchem die wegen ihrer guten Weide berühmten Algauischen Alpen liegen. Öfters, wenn ich gerade durch das Algau fuhr, sah ich nicht ohne heimliche Freude dergleichen hütende Tirolerknaben, gleich nordamerikanischen Wilden, mit Strohmänteln (!) behangen, die weitläufigen Wiesen, um ihres Viehes Zucht und Ordnung willen, baarfuß durchlaufen. Um Martini (11. November) kommen sie insgemein in ihre schrofigte Heimat zurück, munter und fröhlich wie junge Schwalben, die am kalten Abend mit kühneren Flügeln ihrem Neste zuflattern. Jeder bringt drey, höchstens fünf Gulden, das ist, seinen ganzen Hirtenlohn, denn am Wege kaut er ungekauftes (= gebetteltes d. V.) Brod, einen neuen Zwilchkittel und kleinere Kleidungsstücke mit sich..."

So freilich kann man es auch sehen – als Zeitgenosse von damals.

Berühmte Lechtaler

Unter den zahlreichen Lechtalern, die es draußen in der Welt zu hohem Ansehen gebracht hatten, ist vor allem ein Mann zu nennen, der schon zu Lebzeiten als eine Art „Lionardo des Lechtal" galt: *Anton Falger*. Die Vielfalt seiner Begabungen war erstaunlich: Zeichner, Maler, Grafiker, Kupferstecher, Lithograph, Chronist, Heimathistoriker, Holzschnitzer und Bergsteiger.

Anton Falger wurde 1791 in Elbigenalp im Lechtal geboren. Schon als Knabe zeigte er leidenschaftliches Interesse für das Zeichnen und Malen, so daß ihn der verständige Vater zum Maler Selb nach Unterstockach in die Lehre gab, wo er bereits seine ersten Tafelbilder malte. Für kurze Zeit ging Falger nach München an die Akademie der bildenden Künste, kehrte aber bald wieder in seine Lechtaler Heimat zurück. Ein erneuter Aufbruch nach München zur Fortsetzung seiner Studien fiel bereits in das für Tirol so dramatische Kriegsjahr 1809: er wurde vom Frühjahr bis zum Herbst dieses Jahres zum Landsturm des Gerichts Ehrenberg eingezogen. Als 1810 der Großteil Tirols bereits unter bayrischer Herrschaft stand, ging Falger abermals nach München an die Akademie und fand schließlich eine Anstellung an der kgl. Steuerkatasterkommission, wo er als Graveur, als Kupferstecher arbeitete und hochgeschätzt wurde. Sein besonderes Interesse aber galt der erst vor kurzem (1798) erfundenen Technik der Lithografie, an deren Weiterentwicklung er entscheidenden Anteil hatte. 1813 wurde er zum bayrischen Militär eingezogen und nahm am Feldzug gegen Napoleon teil. In zahlreichen Skizzen, Aufzeichnungen und Bildern hielt er seine Erlebnisse bis zum Einmarsch der bayrischen Truppen in Paris fest und wurde so zum bemerkenswerten Chronisten dieser bewegten Zeit. Trotz seines beachtlichen handwerklichen Könnens darf sein malerisches Werk eher der Naiven Kunst zugeordnet werden. Daß er sich dabei gelegentlich auch fremder Vorlagen bediente, macht seine Arbeiten nicht weniger interessant. Vor allem aber war es sein ungewöhnliches Können als Kupferstecher und Lithograph, das ihm Stellenangebote in vielen deutschen Städten, sogar in London und St. Petersburg einbrachte.

1819–1821 wirkte er am geografischen Institut in Weimar, wo er u. a. auch Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten illustrierte und von diesem hochgeschätzt wurde.

Falgers Schaffenskraft schien unbegrenzt: selbst seine Freizeit war ausgefüllt mit der Erledigung zahlreicher Aufträge als Illustrator von geografischen, botanischen, zoologischen, religiösen Büchern und Fertiger von Städteveduten, historischen Karten, Globen und Sternkarten. 1822 kam er für einen Sommer nach Elbigenalp zurück und heiratete, arbeitete aber weiterhin in München, bis er 1831, vierzigjährig für immer in sein Heimatdorf Elbigenalp zurückkehrte. Von diesem Zeitpunkt an widmete er seine ganze Kraft heimatkundlichen Forschungen, die er vor allem in seiner vom ihm selbst illustrierten „Chronik vom Lechtal" niederlegte. Nebenbei verdient auch sein Wirken in caritativer und sozialer Hinsicht Beachtung: In einer von ihm selbst gegründeten Zeichen- und Malschule unterrichtete er kostenlos und förderte begabte junge Menschen aus seinem Heimattal. Ein eigener mit seiner Hilfe gegründeter Fonds diente zum Unterhalt eines Arztes und eines Tierarztes im Lechtal, er förderte die Schulen, unterstützte die Armen und spendete für die Kirche seiner Heimat. Einen interessanten Überblick über sein Schaffen geben die Arbeiten aus seinem Nachlaß, die in dem kleinen, aber hochinteressanten „Anton Falger Museum" im Gemeindehaus von Elbigenalp liebevoll zusammengetragen und geordnet sind.

Neben Anton Falger gibt es noch eine ganze Reihe von Lechtalern, deren Bedeutung weit über den lokalen Bereich hinausgeht.

Dazu gehört vor allem der Landschaftsmaler *Jos. Anton Koch* (1789–1869), dessen Werke heute in den großen Museen Europas hängen. Fast allen Bergsteigern wohlbekannt sind sein großes Watzmannbild und der berühmte Schmadribachfall.

Alte und neuere Kunst im Lechtal

Das obere Lechtal ist reich an versteckten Kostbarkeiten sakraler wie profaner Kunst, aus der Gotik wie auch aus dem Barock des 18. Jahrhunderts. Sie aufzustöbern fällt dem Besucher nicht immer leicht. Denn wie kaum anderswo in den Alpentälern scheint gerade im oberen Lechtal zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein Erneuerungseifer ausgebrochen zu sein, dem vor allem im sakralen Bereich viele Kunstwerke zum Opfer gefallen sind: Fresken und Altarblätter wurden übermalt, Altäre abgebrochen, Heiligenfiguren entfernt und durch Arbeiten im süßlichen „Nazarenerstil" ersetzt. Wieso und warum dieser bis heute umstrittene und erst in jüngster Zeit vorwiegend durch den Kunsthandel wieder aufgewertete Stil ausgerechnet bei den kraftvollen und von echter Frömmigkeit durchdrungenen Lechtalern Fuß fassen konnte, ist ein Phänomen, das einer eigenen Forschung wert wäre. Trotzdem fehlt es im Lechtal nicht an sehenswerten Werken aus der Gotik und aus der Barockzeit: da ist einmal die Sebastianskapelle in Holzgau, die mit ihren Fresken von 1487 aus der Sebastianslegende als eines der wenigen Baudenkmäler dieser Epoche in Architektur und Malerei unversehrt erhalten geblieben ist. Unbedingt Station machen sollte der kunstbeflissene Lechtalwanderer auch in Elbigenalp (1040 m), der ersten Pfarrei des oberen Lechtals, die einst das ganze Gebiet zwischen Steeg und Stanzach betreute. Deckenfresko, Seitenaltäre und Kanzel aus dem 18. Jahrhundert in der Pfarrkirche St. Nikolaus, deren Gründung auf das Jahr 1300 zurückgeht, sind sehenswert. Ebenso die Friedhofskapelle mit gotischem Tonnengewölbe aus Holz, Kreuzigungsgruppe und spätgotischen Fresken aus dem Magdalenenzyklus. Die Kapelle beherbergt auch den berühmten Totentanz von Anton Falger, der auch den Besucher unserer Tage nachdenklich stimmt.

In der Pfarrkirche zu Elmen finden wir am Hochaltar eine Darstellung der Hl. Drei Könige von erlesener Schönheit.

Müßig, alle die verborgenen Kostbarkeiten aufzuzählen, die wir auf unseren Entdeckungsfahrten durchs Lechtal und seine Seitentäler aufspürten. Freilich, eines muß sich der Wanderer im Lechtal, ob Frühling, Sommer, Herbst oder Winter nehmen: Zeit, Zeit zum Rasten, Zeit zum Schauen. Aber noch keiner unserer Freunde, die wir ins Lechtal gelockt haben, hat es bereut.

Lechtal heute:

Der Bergsteiger und Wanderer stellt es mit Genugtuung fest, der Kommunalpolitiker mit Sorge: im oberen Lechtal gibt es so gut wie keine Industrie. In Steeg ist der größte Arbeitgeber ein Schuhmachereibetrieb mit 35 Arbeitsplätzen, dazu kommt eine größere Schreinerei mit 12 Angestellten. Das Sägewerk in Bach beschäftigt 10 Leute. Größter Arbeitgeber im Lechtal ist die im Jahre 1950 unter der Leitung des Bildhauers Geisler-Moroder gegründete Schnitzschule, bis heute die einzige in Österreich. Sie genießt dank der umsichtigen Leitung Moroders einen hervorragenden Ruf. An ihr arbeiten etwa 90 Schüler hauptberuflich und als Heimarbeiter. Neben der – leider unvermeidlichen – kunst-

Lechtaler im Spätherbst

Wenn die Tage kürzer werden, die Hütten längst geschlossen sind, der erste Schnee Gipfel und Kare überzuckert hat, findet der Wissende auch in sonst überlaufenen Bergrevieren wieder die erwünschte Ruhe und Einsamkeit.

Rechts:
Die Kirche von Kaisers.
Foto: F. Milz

Unten:
Das Gebiet um die Memminger Hütte mit Unterem Seewisee, darüber Saxer- und Freispitze.
Foto: J. Winkler







Von links nach rechts:
Sonne und Schatten um die Memminger Hütte –
Blick aus dem Madautal auf den Allgäuer Hauptkamm –
Der Lech.

Fotos:
J. Winkler







Seite 31: Lechtal bei Vorderhornbach – ein weiter, unversehrter Talboden, der schon im frühen Mittelalter als Weideland genutzt wurde. Heute ein Paradies für Langläufer und Wanderer

Foto: F. List

gewerblichen Handelsware entstehen dort auch Bildwerke von hohem künstlerischem Rang. Ein Beispiel dafür ist Moroders moderner, mit großem Einfühlungsvermögen in das barocke Ambiente der Kirche von Elbigenalp eingefügter Hauptaltar. Seiner Schule, in der junge Talente nach entsprechender Lehrzeit Gesellen- und Meisterprüfung ablegen können, ist ein Heim angegliedert, in dem zu erschwinglichem Preis 50 bis 60 Schüler Unterkunft und Verpflegung finden. So wurde dank der künstlerisch wie organisatorisch erstaunlichen Persönlichkeit Geisler-Moroders das obere Lechtal zum Fallbeispiel dafür, daß es möglich ist, auch ohne Zerstörung von Landschaft und gewachsenen Strukturen durch Industriebauten und Betonsilos der Fremdenindustrie Arbeitsplätze zu schaffen, die der Lebensart der Bewohner eines Alpentales gemäß sind. Gemessen an den wenigen anderen Arbeitsmöglichkeiten im Tal, wie etwa die Baumöbelschreinerei und die Teppichweberei in Stanzach mit insgesamt etwa 30 Arbeitsplätzen, ist dies freilich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Für die Jugend des Tales gibt es außer dem Gaststättengewerbe und den bereits genannten Unternehmen kaum fachliche Ausbildungsstätten. So bleibt den meisten Jugendlichen nur die Suche nach Ausbildungs- und Arbeitsplätzen außerhalb ihrer Heimatdörfer, meist draußen in der Stadt Reutte. Das aber bedeutet ein Pendlerdasein mit täglichen An- und Rückfahrtswegen bis zu drei Stunden und mehr.

Auch die Landwirtschaft, durch Boden- und Klimaverhältnisse ausschließlich als Monostruktur gekennzeichnet, kann mit ihrer Rinderzucht und Milchwirtschaft ihre Familien nicht ausreichend ernähren. Trotzdem sind erstaunlicherweise noch weit über 70 % der Bevölkerung haupt- oder nebenberuflich in der Landwirtschaft tätig. Allerdings sind davon heute nur noch etwa 5 % als Landwirte vollerwerbstätig. Noch schlechter ist es bestellt um die Almwirtschaft. Seit zehn Jahren bereits sind die Almauftriebe rückläufig, immer mehr Almen werden stillgelegt. Eine Entwicklung, die leider seit Jahrzehnten im ganzen Alpenraum zu beobachten ist. Die Ursache dafür liegt vor allem in den Personalkosten, die heute für den Almbauern, soweit nicht eigene Familienangehörige bereit sind, den Sommer auf der einsamen Sennhütte zu verbringen, unerschwinglich sind. Selbst in der wohlhabenden Schweiz – so erzählte mir schon vor Jahren ein Schweizer Kommunalpolitiker – war in einem der schönsten Almgebiete bei einem Angebot von 1500 bis 1800 Franken (bei freier Unterkunft und Verpflegung!) niemand mehr bereit, im Sommer auf die Alm zu gehen. Zu groß ist wohl die Verlockung durch Industrielöhne, Achtstundentag und Urlaubsanspruch.



Pfarrkirche St. Nikolaus in Elbigenalp: Tabernakel des 1968/69 von dem Lechtaler Bildhauer Geisler-Moroder mit viel Einfühlungsvermögen für das barocke Ambiente neugestalteten Hauptaltars.

Foto: F. List

Was soll nun werden aus einer Kulturlandschaft, deren Anblick fast zwei Jahrhunderte hindurch das Herz von Naturfreunden, Romantikern, Bergsteigern, Malern und Dichtern höherschlagen ließ? Versteppung, oder Wiederaufforstung, die den Zustand vor der Rodung weiter Almflächen durch Menschenhand wiederherstellt oder – Erhaltung durch staatlich subventionierte Landschaftspflege, die den Almbauern von einst zum Museumsbeamten macht? Viel Stoff zum Nachdenken. Vielleicht wäre der Ausbau geeigneter Almhütten zu Jausenstationen – hier und dort schon mit Erfolg praktiziert – ein Ausweg. Hauptproblem aber bleibt wohl die Bedrängung der jungen Generation durch die schrankenlose Konsumwerbung der Massenmedien in unserer Überflußgesellschaft, die heute schon bis in die hintersten Winkel unserer Alpentäler gedrungen ist. Sie vor allem ist es, welche die Menschen dazu verleitet, die eigenen, bescheidenen Lebensverhältnisse bereits als Elend und Unterprivilegierung zu empfinden. Der Wunsch: möglich rasch ans „große Geld", möglichst mühelos auch, möglichst rasch ans Auto, geistert durch die Gemüter.

Der Fremdenverkehr

Auch der Fremdenverkehr, in vielen sozial und strukturell benachteiligten Alpentälern als Allheilmittel angesehen, hat sich, wie bereits viele Beispiele zeigen, oft als trojanisches Pferd erwiesen: anstatt schrittweiser Verbesserung der Lebensbedingungen für die Einwohner: Fehlplanungen im Großformat, Eindringen von Fremdkapital, dessen Rendite wiederum nicht den Talbewohnern, sondern fremden Kapitaleignern zugute kommt. Zersiedelung der Landschaft mit Zweitwohnungen und „Feriendörfern", die, weil meist nur wenige Wochen im Jahr bewohnt, zu Geisterstädten werden, die nur für kurze Zeit das Andenkengeschäft im Dorf beleben und im Übrigen die Kommunen mit den bekannten Nachfolgelasten beglücken, als da sind: Trinkwasserversorgung, Kanalisation, Müllabfuhr und noch manches andere, was Geld kostet und nichts bringt. Bislang ist im oberen Lechtal –



dank der Vernunft einiger Verantwortlicher – dieser Zug ins Unheil noch nicht abgefahren. Noch sind die weiten Talböden nicht verbaut und nicht verschandelt, noch hält sich die Bautätigkeit im Dienste des Fremdenverkehrs in erträglichen Grenzen, – zur Freude der Wanderer und Bergsteiger unter den Urlaubsgästen. Daß es bereits Warnsignale für die Zukunft gibt, zeigt die untenstehende, von mir zusammengestellte Grafik über die Bevölkerungsbewegung und Bautätigkeit zwischen 1840 und 1976. Sie macht deutlich, einmal, daß in den Seitentälern mit ihren hochgelegenen Siedlungen die Zeit fast stehengeblieben ist. Zum anderen aber, daß in den Talorten innerhalb der letzten zehn Jahre mehr Häuser gebaut wurden, als in den vorangegangenen 126 Jahren zusammen:

Orte im Oberen Lechtal								
		1840	1900	1966	1976	1840–1900	1900–1966	1966–1976
Steeg (1122 m)	Einw.	646	535	596	639	– 111	+ 61	+ 43
	Häuser	155	185	143	152	+ 30	– 42	+ 9
Holzgau (1103 m)	E.	480	429	409	371	– 51	– 20	– 38
	H.	131	123	124	132	– 8	+ 1	+ 8
Bach (1066 m)	E.	?	532	650	642	–	+ 118	– 8
	H.	?	168	158	180	–	– 10	+ 22
Elbigenalp (1040 m)	E.	669	491	589	671	– 178	+ 98	+ 82
	H.	142	142	138	197	–	– 4	+ 52
Häselgehr (1003 m)	E.	702	551	617	621	– 151	+ 66	+ 4
	H.	146	147	137	166	+ 1	– 10	+ 29
Elmen (978 m)	E.	403	312	370	353	– 91	+ 58	– 17
	H.	80	101	78	104	+ 21	– 23	+ 26
Vorderhornbach (973 m)	E.	232	217	247	254	– 15	+ 30	+ 7
	H.	53	47	54	84	– 6	+ 7	+ 30
Stanzach (940 m)	E.	227	203	304	350	– 14	+ 101	+ 46
	H.	50	96	71	112	+ 46	– 25	+ 41
Orte in Seitentälern								
Kaisers (1518 m)	E.	176	107	111	110	– 69	+ 4	– 1
	H.	32	44	44	28	+ 12	-	– 16
Gramais (1328 m)	E.	121	75	69	58	– 46	– 6	– 11
	H.	22	22	19	21	–	– 3	+ 2
Pfafflar (1357 m) (Bschlabs u. Boden)	E.	320	201	188	178	– 119	– 13	– 10
	H.	96	115	89	96	+ 19	– 26	+ 5
Namlos (1263 m) (Kelmen)	E.	?	155	127	120	–	– 28	– 7
	H.	?	27	37	39	–	+ 10	+ 2

E = Zahl der Einwohner; H = Anzahl der Häuser

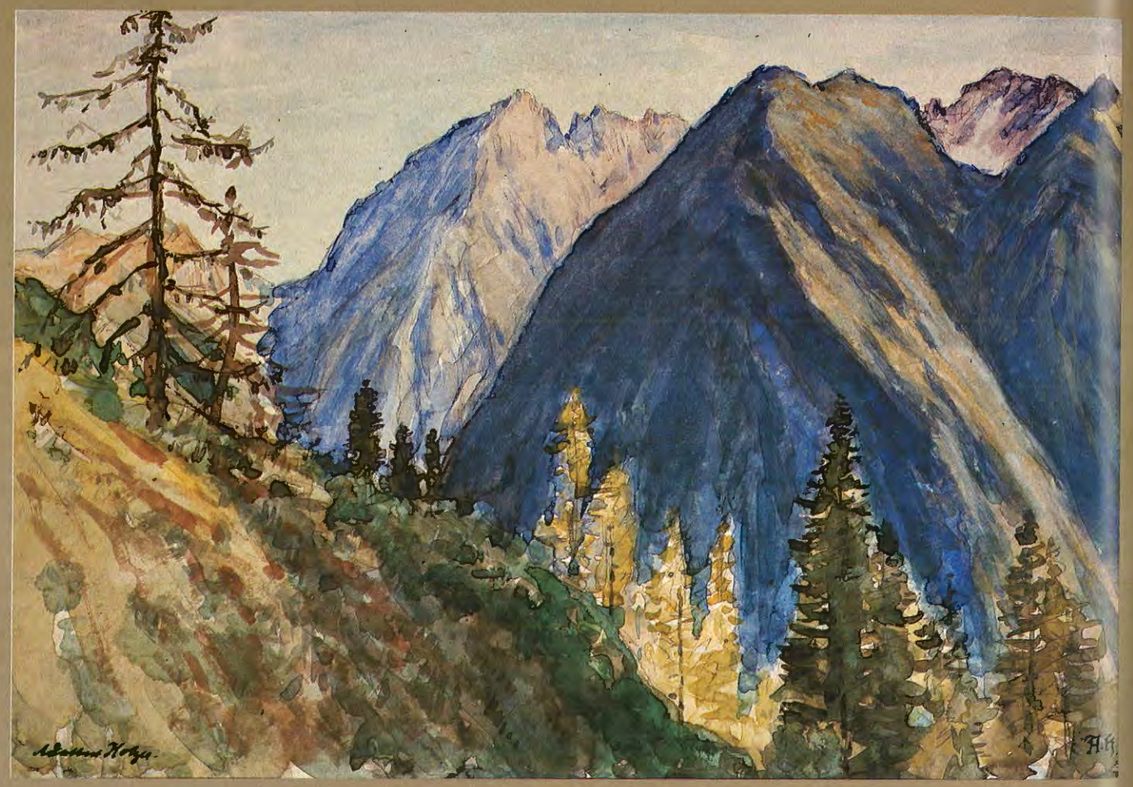
Was man den Verantwortlichen für die Zukunft dieses gottgesegneten Lechtals wünschen möchte, ist folgendes: Vor allem jenes den Lechtalern eigentlich angeborene Augenmaß für alle Dinge des Lebens, vornehmlich für die Grenzen der Belastbarkeit ihrer Landschaft mit Einrichtungen des Fremdenverkehrs und der Industrie. Und allen echten Bergsteigern, Bergwanderern, Skiwanderern und Skialpinisten möchte man wünschen, daß sie sich gelegentlich auch einmal ihres Stiefkindes, des oberen Lechtals und seiner Seitentäler erinnern. Was dort an Bergabenteuer, grandioser Schönheit auf sie wartet, reicht für mehr als nur einen Bergurlaub.

LITERATUR (AUSWAHL)

Für Bergsteiger, Wanderer, Skitouristen: Heinz Groth, Alpenvereinsführer **„Lechtaler Alpen"** – ein Führer für Täler, Hütten und Berge. Ersch. im Bergverlag Rudolf Rother, München, 3. Aufl. 1981. Der Führer enthält auch kurze Abrisse über Geografie, Geologie, Pflanzen- u. Tierwelt, Erschließungsgeschichte und andere Hinweise.

Kunst- und Kulturgeschichte: Gerd Ammann, **„Das Tiroler Oberland"**, Verlag St. Peter, Salzburg. / Otto Ampferer, „Das geologische Gerüst der Lechtaler Alpen", AVZ Jahrg. 1913 / „Aus den Lechtaler Bergen", v. Karl Steininger, AVZ Jahrg. 1911 / „Die Besiedelung unserer Hochgebirgstäler" v. Hermann Wopfner, AVZ Jahrg. 1920 / „Über Tirolischen Volkscharakter" v. Ludwig v. Hörmann, AVZ Jahrg. 1901 / „Lechtaler Impressionen" v. Karl Schott, Fritz Honold Verlag, Memmingen 1979. / Karte für den Bergwanderer: „Handkarte des Bezirkes Reutte mit ortskundlichen Beiträgen", Herausgegeben von der Bezirkshauptmannschaft Reutte /.

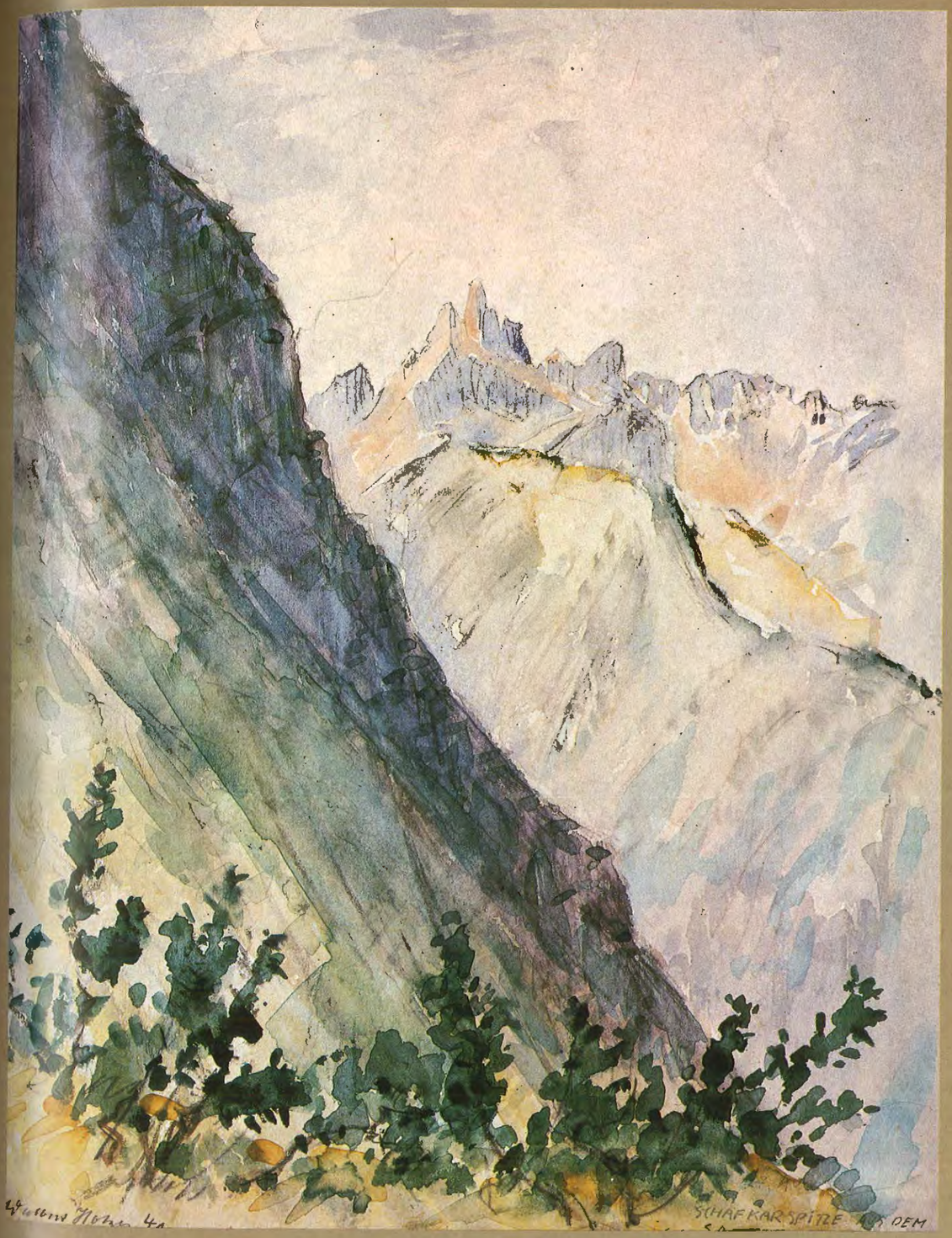
Maleraugen sehen die Lechtaler

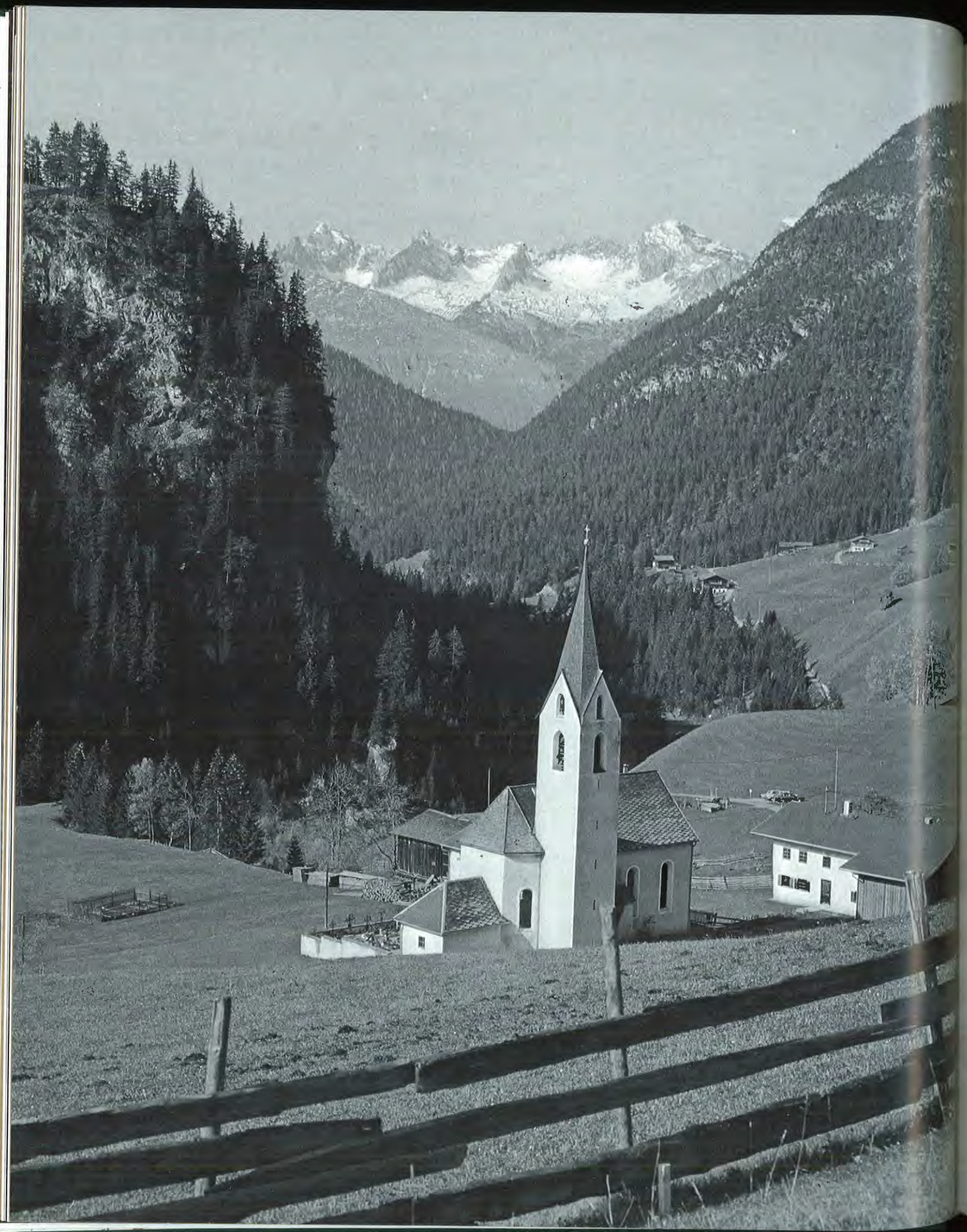


Adalbert Holzer
Blick auf die Gruppe um die Kogelseespitze (Lechtaler Alpen)

Rechte Seite:
Adalbert Holzer
Schafkarspitze
(Lechtaler Alpen)

Beide Bilder aus der Sammlung Fritz Schmitt
(zum Beitrag auf den Seiten 35–45)





Adalbert Holzer

Maler der Lechtaler Berge

Fritz Schmitt

Links:
Gramais – Adalbert Holzers Malerparadies.
Foto: F. Milz

Wer in den Lechtaler Bergen malen will, darf die Tuben mit Grün in allen Schattierungen nicht vergessen. Diese Farben verlangen die Grasberge mit ihren haltlosen Steilflanken, die in die Tiefe enger Taleinschnitte schießen, mit ihren verwitterten Felskronen über weltentrückten Karen, mit Lärchen und Zirben an den Hängen und mit kleinen Seen, in denen sich Wolken und Himmel spiegeln. Für den Himmel und die Bergschatten braucht der Maler das Blau, Marine bis Kobalt. Und dann das Braun, das goldfarbene Siena, für das dunkle Gebälk der Bauernhäuser und Almhütten in arkadischer Abgeschiedenheit. Aber was wären Farben und Pinsel allein, was vermöchten perfekte Technik und Routine ohne die Verbundenheit des Malers mit der Natur, ohne das neugierige Erwandern der stillen Landschaft, ohne das einfache Leben unter Bauern und Hirten? Alle diese Voraussetzungen erfüllte Adalbert Holzer, so daß er zum Maler der Lechtaler Berge wurde. Im Verlauf von vier Jahrzehnten fand er hier sein Malerparadies, seine „Werkstatt", seine Zuflucht.



Adalbert Holzer in seiner Malerwerkstatt in Gramais – seine Schäferhündin Blanka scheint dem Fotografen nicht so recht zu trauen.

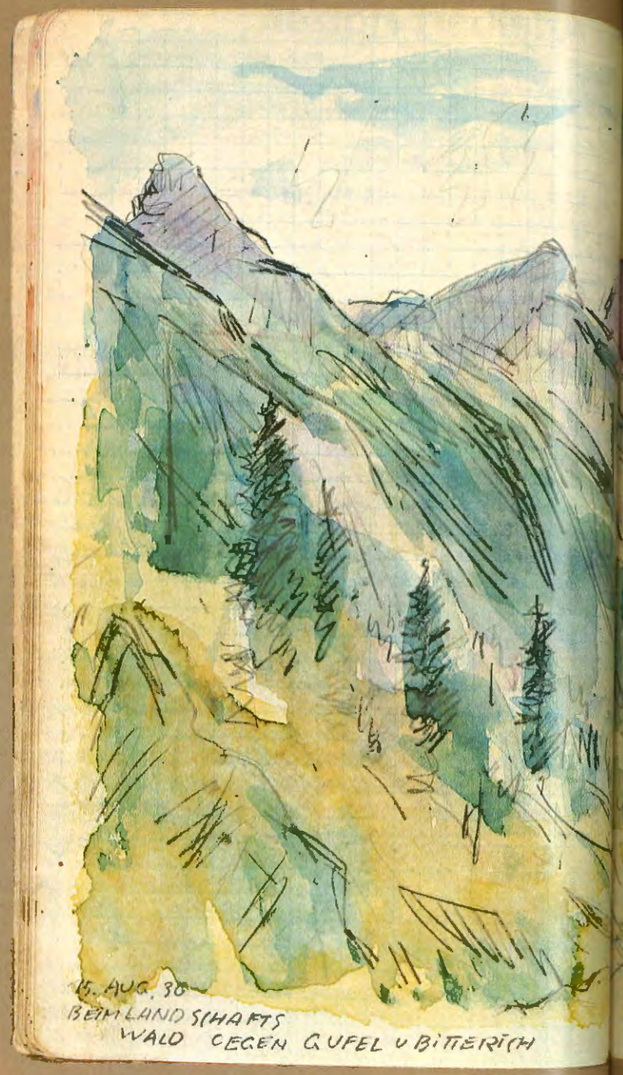
Foto:
Archiv Schmitt

Erstes Kennenlernen

Über einen Maler kann man aus der Sicht des kunstverständigen Bildbetrachters, des Kunsthistorikers, schreiben, über Stilrichtung, Farbgebung und Motive. Über den Bergsteiger ist es schon fragwürdiger zu urteilen, denn hier fehlen Normen und nicht nur der Tourenbericht ist relevant, dessen Skala vom schlichten Wandern bis zum Extremklettern reicht. Über einen Menschen zu schreiben erfordert aber, daß man ihn kannte, erlebte, mit ihm sprach, ihm zuhörte und ihn zu verstehen versuchte.
Ich lernte Adalbert Holzer auf einem Berggipfel kennen. Er saß an einem Julitag des Jahres 1926 allein auf der Hinteren Goinger Halt im Kaiser, ließ sich die Sonne auf den Buckel brennen und schaute über die Karmulde der Steinernen Rinne zu den Wänden der Fleischbank und des Christaturms hinüber. Sein Malerauge freute sich wohl über die markanten Schatten in den leinwandweißen Felsfluchten und er skizzierte die Konturen der Grate.
Da traten überraschend zwei Störenfriede aus dem hohen Steilabbruch auf der Griesner-Kar-Seite des Berges. Wir hatten die Ostwand erstmals direkt durchstiegen. Keine typische Kaisertour, eher eine Karwendelfahrt. Als wir hinter dem einsamen Mann urplötzlich aufs knirschende Gestein traten, erschreckten wir ihn. Er schaute uns mit erstaunten Augen an, stand auf und

Blätter aus Wanderbüchern Adalbert Holzers













Sämtliche Wanderbücher
im Besitz des DAV

streckte uns beide Hände entgegen. Ja, damals grüßte man sich noch auf einem Gipfel! „Adalbert Holzer", sagte er, sich vorstellend. Auch das tat man manchmal in jener Zeit. Ich sah das blausilberne Zeichen der Sektion Bayerland auf seiner Joppe und er entdeckte das gleiche bei mir. Das war ein Kennenlernen wie im Märchenbuch und es führte zu einem fünfzig Jahre langen guten, freundschaftlichen, achtungsvollen Kontakt.

Als ich vom Kaiser heimkam, holte ich das Georg-Winkler-Gedenkbuch „Empor" vom Regal, das erschienen war, bevor ich geboren wurde. Herausgeber: Erich König. Buchschmuck: Otto Bauriedl. Untertitel: „Ein Reigen von Bergfahrten hervorragender Alpinisten von heute". Ein bemerkenswertes Buch aus der Epoche des Jugendstils. Der junge Bauriedl, gefördert von Erich König, hatte das Buch mit Vignetten versehen, die die Empörung bergsteigender Gymnasialpädagogen hervorriefen: Schamlos nackte Menschen im Gebirge. Zwei unbekleidete Damen, ein Füllhorn entleerend, zwei Grazien mit Lorbeerkränzen vor dem Winklerturm. Dazu die bombastische Sprachgewalt des Herausgebers, der von der Bergphotographie sagte: „Du sonnenstrahlenentstiegenes Bild..." Zeitdokumente sind die Textbeiträge: von Otto Ampferer über den Guglia-Sieg, von Eugen Guido Lammer über die Thurwieserspitze und den Sturz in eine Gletscherspalte, von Hermann Delago über Murfreid- und Winklerturm, von Josef Ittlinger über den Peutereygrat und von Otto Bauriedl über die Nordwand der Spritzkarspitze. Diesen Beitrag suchte ich, um über die verwegene Bergfahrt Adalbert Holzers mit seinem Freund Bauriedl mehr zu erfahren. Zwei Kraftburschen – Jahrgang 1881 – waren die beiden Malschüler in jenem Sommer 1902, als sie den Riesenriß anpackten, der die Nordwand der Spritzkarspitze diagonal durchzieht.

Durch eine selbstgemalte Postkarte hatte Holzer Erich König von dem riskanten Vorhaben verständigt. Am frühen Morgen des 28. Juli 1902 stiegen Holzer und Bauriedl über einen gestuften Vorbau in den 500 Meter hohen, fast senkrechten Wandabbruch ein. Hoch oben, an der Schlüsselstelle stürzte Bauriedl, versuchte es noch einmal vergeblich und überließ dann Holzer die Führung:

„Mein Freund will es versuchen. Aber es ist so schwer, über mich hinwegzukommen. Warte, noch mal versuch ich's! Der Wille benimmt das Weh des Aufschlags, noch schwerer entringe ich mich dem Spalt, und empor geht es wieder, langsam, ganz langsam, bereit zu allem. Diesmal will ich mehr schauen und ich sehe einen Riß, einen ganz dünnen, feinen. Die Mauerhaken, alle mitsammen fallen mir da ein in unseren Rucksäcken. Ich gleite zurück, vorsichtigst; mein Freund ist mir behilflich, so daß ich wiederum in meinem Spalt sitze, etwas steif, aber mit wenig Schmerzen. Ada ist nicht erbaut über die Mauerhakenidee. Schließlich läßt er sich doch einen in die Tasche stecken und eine große neue Seilschlinge. Wir wechseln die Plätze, er wird es versuchen. Langsam schiebt er sich empor. Gespanntest, aufmerksam verfolge ich seine Bewegungen. Mit den Knien umklammere ich den höchsten Plattenzacken und nehme leise seine Beine. Jetzt hat er den Mauerhaken im Riß. Nun den Fuß hoch. Tritt in die Schlinge! Lange hält er sich so und tastet. Endlich – der Haken hält – er nimmt ihn fest in die Hand, ringelt sich wie eine Schlange, und er ist oben. Weiter geht es aufwärts, einmal er, einmal ich voraus. Risse, Kamine, glatte Bänder folgen. Alles von einer Neigung von zumindest 70 Graden an senkrechter Wand."

Die Nordwand der Spritzkarspitze war damals die schwierigste Karwendelkletterei und sie wird heute noch mit IV – V– bewertet.

Adalbert Holzers Lebenslauf

Dann wollte ich mehr über Adalbert Holzer erfahren. Ich bat ihn um eine Skizze seines Lebens. In München traf ich ihn nicht an. Er war in Gramais und malte ein Aquarell der Großsteinspitze, das im „Bergsteiger" reproduziert wurde und die schönen Bergdistelbilder, altrosa Blüten in einem irdenen, braun glasierten Hafen vor dunklem Hintergrund. Nicht ganz gerne schrieb er mir seine Lebensdaten auf:

„Am 31. Dezember 1881 wurde ich zu München geboren und fand im Elternhaus eine sorgenlose Kindheit. Das künstlerische Element dürfte ich wohl vom Vater ererbt haben, der mir schon frühzeitig Anregung gab und den Drang zum Zeichnen und Malen in mir weckte. Am Fußboden entstanden die ersten künstlerischen Versuche. Schlachten und Landschaften waren die Motive. Nach der Schulentlassung erlernte ich die Glasmalerei in der Mayer'schen Hofkunstanstalt. Zur Weiterbildung folgte der Besuch der Kunstgewerbeschule und später der Akademie der bildenden Künste in München. Dort hielt es mich nicht allzu lange. Mein Streben nach Selbständigkeit führte mich zu eifrigem Naturstudium. Die Berge fesselten mich und gaben mir Anregungen. Meine Mappen mit Aquarellen und Zeichnungen geben Zeugnis vom Geschauten auf einsamen Wanderungen. Diese Blätter dienen mir als Unterlagen für meine Gemälde. Es sind Bergbilder – ein felsiger Hang, ein Stück Fels mit Moospolstern, eine vom Sturm zerzauste Wettertanne, Bergblumen, eine sprudelnde Quelle bieten mir Motive. Der Bergmaler hat mit Wind und Wetter zu kämpfen, und es ist oft nicht einfach, die nasse Leinwand unversehrt ins Tal zu bringen.

Meine erste Bergwanderung galt dem Brünnstein. Mit meiner Mutter und Schwester durfte ich als kleiner Bub dort hinauf und war überglücklich, in die sonnige Weite schauen zu können. Es war das Erwachen der Liebe zur Bergwelt und diese äußerte sich dann auch auf dem Gebiet meines künstlerischen Schaffens. Bergbilder zu malen macht mir immer wieder größte Freude.

1920 kam ich erstmals nach Gramais im Lechtal. Mir gefiel dieses stille Bergdorf außerordentlich, so daß ich fast alljährlich, oft mehrmals Gramais aufsuchte und mit Zeichenmappe und Aquarellblock die Gegend durchstreifte. Hier oben lebe ich unter meinen Bergbauern und fühle mich heimisch. Ein großes Zimmer in einem leerstehenden Bauernhaus ist meine Werkstatt. Bei schlechtem Wetter schaffe ich da ungestört und wenn die Sonne lacht, steht meine Staffelei irgendwo im Freien. Hier oben erlebe ich den Wechsel der Jahreszeiten: die stillen Herbsttage mit dem seidigen Himmel, strahlende Wintersonne, den Bergfrühling und den Hochsommer mit flimmernder Luft.

Neben der Malerei bin ich immer begeisterter Bergsteiger geblieben. In den Tannheimer Bergen, wo ich mit Freund Karl Grießl ein paarmal um die Osterzeit weilte, gelang mir neben einer Reihe schöner Gipfeltouren die erste Erkletterung des Babylonischen Turms. Es folgten Bergfahrten mit Otto Bauriedl und Erich König in den Stubaier Alpen und im Kaisergebirge. In diese Zeit fällt auch die erste Erkletterung der Spritzkarspitze über die Nordwand von der Eng aus. Freund Bauriedl war mein Begleiter. Es war dies wohl eine meiner längsten und schwierigsten Bergfahrten. Auch die Überkletterung des Grates vom Toten Falken über Laliderer und Risser Falk gelang uns. In den Sextner Dolomiten waren Kleine Zinne und Einser neben anderen Bergen unser Ziel. Auch einen Blick in die Brenta konnte ich tun. Dachstein und Bischofsmütze sind mir schöne Erinnerungen sowie Skifahrten in der Silvretta und in den Zillertaler Bergen. Auch die Ötztaler Gletscherberge und der Kaunergrat haben mich begeistert. Jetzt wandere ich meist allein in den Bergen der Lechtaler Alpen. Wie schön sind doch die einsamen Gipfel, die ich oft bestieg. Soweit es sich nicht um Klettereien handelt, ist meine schwarze Schäferhündin Blanka mein bester Kamerad und treuer Begleiter."

„Ob sich aus diesen Daten ein Bild meiner Persönlichkeit formen läßt, muß ich Ihrer künstlerischen Veranlagung überlassen", schrieb mir Holzer. „Ich war im Leben bisher nie ein lauter Mensch und habe auch nicht die Absicht und das Verlangen, irgendwie zu glänzen. Die Größe der Bergwelt macht bescheiden und für mich gilt das Dichterwort: 'Künstler rede nicht – bilde!' Wer mein Schaffen kennt und meine Bilder betrachtet, wird vielleicht auch ein wenig berührt und erfaßt von der Liebe zur Natur."

Zum 60. Geburtstag brachte ich in der „Deutschen Alpenzeitung" eine Würdigung Adalbert Holzers. Er schrieb mir erfreut: „Die Art, wie Sie die Aufgabe gelöst haben, entspricht so ganz meiner Einstellung. Sie haben mir mit Ihrer Arbeit große Freude bereitet."

Und 15 Jahre später, an seinem 75. Geburtstag, zeigte er sich immer noch als Optimist: „Ich bin in Wirklichkeit ein einsamer Mensch, schon durch mein schlechtes Gehör, bin darüber aber nicht unglücklich, denn die herrliche Gottesnatur und die Berge machen mich immer wieder froh und schaffensfreudig. Gibt es denn etwas Schöneres? Der Reichtum des Menschen wohnt in seinem Herzen."

Und im Dezember 1963: „Es ist ja so schön auf dieser Welt! Das kommt einem immer mehr zum Bewußtsein, wenn man älter wird. Ich bin jetzt 82 Jahre und danke dem Schöpfer, möchte aber gerne noch eine Zeitlang auf dieser Welt herumstreifen. Der Mensch soll nicht wunschlos sein, so lange er lebt."

Er starb in München am 9. August 1966. Mit seinen Bildern und Zeichnungen an Wänden und in Mappen lebt er bei und in mir weiter.

Der Bergmaler und sein Schaffen

Adalbert Holzers Weg ging von der Illustration, von der Graphik zum Aquarell, Temperabild und Ölgemälde, vom jugendstilhaft romantisch Empfundenen über das realistisch und naturnah Geschaute bis zum Zusammenklang der Farben und Formen. Er hat die Natur nicht abgeschrieben, abgelichtet wie ein Photograph, sondern gefiltert, umgesetzt und seine Eindrücke wiedergegeben. In seinen stärksten Schöpfungen ist das Detail nur noch angedeutet wie in seinen treffsicher hingeworfenen Skizzen. Die Stimmung einer Jahreszeit, ja vielleicht nur eines Augenblicks, wird gebannt und überstrahlt das Bild. Eine ausgeprägte Stärke Holzers offenbart sich in seinen Tusche-Pinsel-Zeichnungen eines Campanile Basso, der Vajolettürme oder des Monte Pelmo. Hier ist jeder Umriß, jeder Schatten auf das Wesentliche beschränkt und kein überflüssiger Pinselstrich beeinträchtigt die Charakteristik des Dargestellten. Das ist ureigene, kraftvolle Handschrift ohne Schnörkel. Diese Zeichnungen erinnern manchmal in ihrer holzschnitthaften Härte an die deutschen Expressionisten, bleiben aber, wohl aus der Sicht des naturverbundenen Bergsteigers, ohne Verzerrungen. Farbig trat Holzer zuerst mit Aquarellen, die auch auf internationalen Ausstellungen Anerkennung fanden, hervor. Er liebte intensive Töne, das tiefe Blau der Schatten und des Föhns, das satte Grün der Wälder, das Gold des Herbstes auf Laub und Hängen. Sein Pinsel verwässerte nicht. Es fehlen Aussparungen von Weiß auf dem Karton, die Farben sind, wie auf den Tempera- und Ölbildern, kräftig und dicht aufgetragen. Manchmal verzauberte er einen Berg, wie den Crozzon di Brenta. Und immer wieder besticht die eigenwillige Komposition, sowohl der Ausschnitt wie die Aufteilung des Bildvorwurfs. Man spürt beim Betrachten, daß viel aufrichtige Liebe zur Landschaft und Ehrfurcht vor Natur und Kosmos in die Farben gemengt ist.

Im Gegensatz zu anderen bergsteigenden Malern wie Ernst Platz und E. T. Compton ist auffallend, daß Holzers Landschaften stets ohne figürliche Staffage sind. Mir ist kein Bild, ja nicht einmal eine Skizze bekannt, die einen Bergsteiger oder Bauern zeigt, geschweige denn ein Porträt.

Er verehrte Giovanni Segantini und bewunderte Fritz Baer. Seine Bilder hingen in vielen Ausstellungen, auch in Amsterdam und Chikago, und wurden vom Bayerischen Staat und der Stadt München erworben.

In einer Würdigung Adalbert Holzers anläßlich seines 80. Geburtstages schrieb Josef Weingärtner, ein Freund der Lechtaler Berge: „Unberührt von den zeitgenössischen Kämpfen ging Holzer, seit dem Jahre 1904 freischaffender Künstler, seinen eigenen Weg. In der Frühzeit seines Schaffens war Holzer Romantiker und Illustrator. Er zeichnete alte Burgen mit Bäumen und Wolkenbergen, erträumte Landschaften mit blühenden Wiesen. Viele dieser Arbeiten brachten 'Die Jugend', die 'Leipziger Illustrierte' und die von Isabella Braun herausgegebenen 'Jugendblätter'. Später entwickelte er sich zum ausgesprochenen Zeichner und Maler der Berge. Viele seiner Bilder sind in der 'Deutschen Alpenzeitung', im 'Bergsteiger', in den 'Mitteilungen



Seite 40:
Adalbert Holzer
Gramais

Sammlung
Fritz Schmitt

des Deutschen Alpenvereins', im 'Bergkamerad' und in Alpenkalendern sowie im Dolomiten-Buch von Hans Fischer/Fritz Schmitt enthalten. Seine Tusch-, Pinsel- und Federzeichnungen erfassen mit einigen prägnanten Strichen den Berg in seiner jeweiligen Persönlichkeit und lassen dem künstlerischen Empfinden Raum. Besondere Meisterschaft erreicht er in den Aquarellen und in den mit Öl- und Temperafarben ausgeführten Bildern.

Aus der Hochgebirgslandschaft des Lechtals, die mit ihren Grasbergen, Lärchen und Zirben irgendwie an das Engadin erinnert, schöpfte Holzer vorwiegend seine Motive. Seine Künstleraugen sahen immer wieder neue Bilder: Hier ein fesselnder Durchblick auf die Hornbachkette, dort eine Draufsicht auf ein steinbeschwertes Schindeldach einer Alm oder eine Baumgruppe mit einem Felsgrat. Wieviele Farben kann doch eine Bergmatte, ein waldiger Felskegel im Wechsel des Tageslichtes und der Jahreszeiten haben! Die besondere Neigung des Künstlers gehörte den aus Zirbenholz erbauten Bauernhäusern, denen sein Pinsel den warmen Farbton des gebrannten Siena verlieh. Daneben liebte er es, die vielgestaltige Welt der Bäume im Verein mit charakteristischen Bergen zu malen. In den zentralen Lechtaler Bergen ist es vor allem die Lärche, die, einzeln oder zu Hainen vereint, der Landschaft einen Gehalt verleiht, der zur Fröhlichkeit stimmt. Unser Meister wurde nicht müde, den Vordergrund mit Baumgruppen zu malen. Hier begeisterte ihn eine alte Tanne auf einem Grashang, überragt von den Zacken der Schafkarspitze, dort fesselte ihn eine Fichte, die mit einer lichten Lärche eine Feldkapelle behütet. Oftmals wählte Holzer nur einen Ausschnitt: einen verschneiten Bergbauernhof, hinter dem der weiße Hochwald emporsteigt, eine geheimnisvolle Felsschlucht, aus der sich ein stolzer Gipfel aufschwingt, ein krummes Weglein, das sich um einen Berghang windet.

Der Künstler setzte die Öl- und Aquarellfarben an Ort und Stelle ein, grüne und braune Töne, aber auch kräftige Farben, tiefblaue für einen Bergwald und leuchtendgelbe für herbstliche Bäume. Ferdinand Keyfel hat Holzer einmal den 'Meister in Blau' genannt."

Ebenfalls 1961 schrieb der kunstverständige Dr. Anton Schmid, ein Freund und Klubkamerad Adalbert Holzers: „Seine auf das Wesentliche zusammengefaßten Feder- und Tuschzeichnungen kennen wir aus vielen Wiedergaben in alpinen Zeitschriften. Was Holzer am stärksten in der Seele brannte, das malte er auch in Öl, so seinen märchenhaften Crozzon di Brenta und so manche Berggestalt aus den Lechtalern. Holzer wäre nicht vollständig gewürdigt, wenn wir nicht auch seiner einfachen, köstlichen Stilleben gedächten, etwa eines Heidekraut- oder Steinblümerl-Straußes in einem irdenen, braunen Haferl. Holzer gehört zu den bekanntesten Alpenmalern."

Aus der Gramaiser Chronik

Adalbert Holzers häufiger Aufenthalt in Gramais und die große Zahl der hier geschaffenen Bilder berechtigen wohl dazu, das kleine und originelle Lechtaler Bergdorf vorzustellen. Gramais – Gramoas sagen die Einheimischen – läßt sich über mehr als 600 Jahre zurück, bis ins Mittelalter nachweisen und gilt heute noch als die bevölkerungsmäßig kleinste Gemeinde Österreichs. Zur Zeit der letzten Volkszählung 1971 lebten hier 63 Menschen in 21 Häusern.

Um 1370 zählte man fünf Familien. Fünfzig Jahre später, als man nach Feuerstellen rechnete, kam man „zu Gremeise und Peschlab" auf 19. Anno 1690 hat „die gemainschaft in Gramais" in einem Gemeindebrief beschlossen, wie man sich beim Viehauftrieb, Zaunmachen, Mähen zu verhalten habe: „Zur röchten zeit feierabent machen, und wenn einer an der arbeit gesehen wirt, weil man in der Kirchen ist, der soll ein paar körzen straf göben..." Ja, die Gramaiser waren gottesfürchtige Leute!

In der Beschreibung von Tirol und Vorarlberg von Jakob Staffler aus dem Jahre 1847 ist zu lesen: „Das Thal Gramais, ein Alpenthal, rauh, trübselig und unfruchtbar wie Pfafflar... Im Thale Gramais, dessen Bewohner wie jene von Pfafflar, als gutmüthige, fleißige und genügsame Leute bekannt sind, weiß man nichts von einem Wirtshause, also nichts von Wein und Bier. Selbst das Brod ist dort ein Luxusartikel. Von Gramais und Pfafflar läßt sich mit Zachariä sagen: Ein zufriedenes Volk, obgleich ein sparsamer Himmel über den traurenden Thälern hängt."

Auch Anton Spiehler, der eifrige Früherschließer der Lechtaler Berge, mußte 1884 noch berichten: „In Gramais findet man Unterkunft und Verpflegung, ein Wirtshaus ist nicht vorhanden, doch die Bauern helfen gerne aus." Wirtsgerechtigkeit war dem Widum zugesprochen. Von einem Pfarrherrn wird berichtet, daß er 20 Weinsorten im Keller gelagert und das Geheimnis des Speckselchens mit ins Grab genommen habe.

Im Herbst 1900 kam der Kunsthistoriker Hermann Uhde-Bernays auf einem Streifzug durch die Lechtaler Alpen (er berichtete darüber im Alpenvereins-Jahrbuch 1901) nach Gramais und die Schwester des Kuraten sagte ihm, „mehr als drei Fremde hätten sich noch niemals im Jahr bei ihnen sehen lassen".

Vom Alpenverein hatte die Sektion Hanau, bedingt durch ihr Arbeitsgebiet in den Lechtaler Alpen, den besten Kontakt mit Gramais. Albert Beiler, der von 1905 bis 1910 hier Pfarrherr war, ernannten die Hanauer sogar zum Ehrenmitglied. 1924 wollte die Sektion Regensburg eine Hütte im Roßkar bauen, es wurde aber nichts aus dem Plan. Als Lehrer beherbergte Gramais in den Jahren 1944/45 den aus Südtirol stammenden Max Hruschka, der in Bergsteigerkreisen durch seine Erstbegehungen in den Lechtaler Alpen bekannt wurde.

Aus der Chronik sind noch einige Personendaten und Ereignisse zu berichten: Kaiser Maximilian I. machte einen Mann aus Gramais zu seinem sehr geschätzten Pirg- und Obristjägermeister, den Kaspar Gramaiser, genannt Lechtaler. Der ehemalige Hüterbub brachte es zu höchstem Ansehen, wurde geadelt und, als er 1514 starb, in der Spitalskirche zu Rottenmann beigesetzt. Die Grabplatte zeigt einen kapitalen Gemsbock. Auch die Vorfahren der im Roman und Film verherrlichten „Geyer-Wally", deren Geburtshaus in Elbigenalp steht, stammten aus Gramais. Für die Gramaiser Kirche hat der berühmte Totentanz-Maler Anton Falger aus Elbigenalp die Tafeln der Kreuzwegstationen geschaffen.

Interessant ist auch, daß sich der letzte Bär im Außerfern ins einsame Gramaiser Revier verirrte, hier Schafe riß und die Menschen erregte. Am 10. September 1859 erlegte ihn Anton Wechner, ein „Faßmaler und Tausendsassa" aus Gramais.
Die Besiedlung des Gramaiser Tales erfolgte über die Jöcher, nicht vom Lechtal aus. Vor 1650 wurden die Verstorbenen, die man im Winter zum Einfrieren auf den Dachboden legte, über das Sattele und Hahntennjoch nach Imst getragen. Auch zu den Märkten zogen die Bauern hierher. In der Frühzeit führten in die Lech-Seitentäler nur Jagdsteige.
Die Pfarrer traten als erste für eine Verbesserung der Verbindungswege ein. Vor allem ist hier der aus Brixen stammende Albert Beiler, Pfarrer und Gemeindevorsteher, zu nennen. Im Oktober 1911 konnte eine 8 Kilometer lange Straße von Häselgehr nach Gramais dem Verkehr übergeben werden. 1930 kam das erste festlich geschmückte Auto nach Gramais. Das „stille Dorf, abseits der Geographie" hatte nun Anschluß an die neue, technisch motivierte Zeit. Ein klapperiges Miniatur-Kraftwerk sorgte für 12 Kilowatt elektrischen Strom. 1939 gab es das erste Radio, 1952 eine Telefonverbindung, 1965 erfolgte die erste Hubschrauberlandung, 1969 kam ein kleiner Skilift in Betrieb und 1975 startete ein Drachenflieger vom Kau in den Raut. Zur selben Zeit standen 8 Häuser leer und die Gefahr der Entsiedlung konnte nur durch regeren Fremdenverkehr gebannt werden. Die Übernachtungszahlen zeigen eine gewaltige Steigerung: 1945/46 45, 1954/55 über 1000, 1976 8300. Der Chronist schrieb in diesem Jahr: „Unser Bergtal ist für den Fremdenverkehr geradezu vorbestimmt."
Was hätte wohl der gute Adalbert Holzer zu dieser Entwicklung gesagt?



Seite 43: Drei der „Wanderbücher" Adalbert Holzers. Foto: Schemmann

Unten: Skizze Adalbert Holzers aus dem Wanderbuch „Bergsommer in Gramais 1941".

Über den Maler ist in der Gramaiser Chronik, die der Lehrer und Bürgermeister Friedle Werner zusammenstellte, zu lesen: „Ein berühmter Alpenmaler – nämlich Adalbert Holzer – war oft und oft Gast in Gramais, um 'sein' Gramais zu malen. In einer New Yorker Weltausstellung erreichte Adalbert Holzer mit einem Bild, das die Gramaiser Kirche mit Hintergrund Roßkar zeigte, den zweiten Platz."

Adalbert Holzers Wander- und Skizzenbücher

In die Ecke der „Entarteten Künstler" konnten die Machthaber des Dritten Reiches Adalbert Holzer nicht abdrängen. Aber Fragebogenschnüffler und Stammbaumfanatiker fanden heraus, daß Holzers Ehefrau, obwohl im toleranten Elternhaus evangelisch erzogen, als nicht rein arisch zu gelten hatte. Und weil Adalbert Holzer sich nicht scheiden ließ, sprach man Berufsverbot aus. Aber ein Maler läßt sich das Malen nicht verbieten, und er, der Urbayer, konnte diese Schikanen überhaupt nicht verstehen. Als ihm 1941 seine Frau zu Weihnachten mein Kederbacher-Buch schenkte, schrieb er mir: „Es weht aus dem Buch ein so gut bayerisches Lüfterl, daß man im Geist die weiß-blaue Fahne flattern sieht – und dös g'freut mi!" Auch die Tochter Alexandrine hatte unter politischem Druck zu leiden; sie wurde in einen Rüstungsbetrieb gesteckt.

Adalbert Holzer war glücklich, daß er zeitweise mit seiner Frau in Gramais eine Zuflucht fand. Blanka Singer, die bereitwillig Quartier gewährte, sorgte auch für das leibliche Wohl und bereitete in mageren Zeiten dem hungrigen Maler aus der Stadt „Apfelstrudel meterweise".



Adalbert Holzer war keine Boheme-Natur. Er ordnete und registrierte seine Zeichnungen und Aquarelle in Mappen und führte über sein Leben in den Bergen genau Tagebuch. Da fehlen Zeitangaben nicht und Aufstellungen über die stets niedrigen Ausgaben für Fahrtkosten und Lebenshaltung. Dazwischen findet man Bleistift- und Aquarellskizzen, mit leichter Hand improvisiert, und Maleranmerkungen wie „lichtdurchflossener Himmel – Berge dunkelblau". Von 1936 bis 1961 legte Adalbert Holzer diese Wanderbücher an, auf dem Titelblatt stets mit dem Spruch „Mit Gott" beginnend. Nach seinem Willen sind diese Aufzeichnungen in der Bücherei des Deutschen Alpenvereins in München aufbewahrt.

Im ersten Wanderbuch 1936 berichtet Holzer von seiner Weihnachtsreise mit Frau „Bärle" und der Schäferhündin Blanka, zwei Rucksäcken und einer Schachtel mit Kleidern. Nach vierstündiger Eisenbahnfahrt bis Reutte geht es nachmittags mit dem Postauto weiter nach Häselgehr und dann zu Fuß hinauf nach Gramais. Eine strapaziöse Reise! Einmal stürzt Holzer auf dem hartgefrorenen Schnee, und es bricht die Brille. Malerpech! Trotzdem Besuch der Christmette. „Herrlich leuchten die Berge im Mondlicht!" In den nächsten Tagen skizziert Holzer eifrig in der Umgebung: „Gampen und Zwickspitze vom Schafkarweg", „Die Hornbachkette vom gachen Blick", Bauernhöfe und die spitztürmige Kirche. Dazwischen läuft er Ski. Im neuen Jahr zwickt ihn die Gicht, wie später noch so oft. Am 4. Januar wird heimgefahren. Erst im Herbst – vom 7. September bis zum 20. November 1937 – ist wieder ein Besuch möglich.

In Gramais fühlt sich Adalbert Holzer immer wohl. Das Dort und die Umgebung bieten unerschöpfliche Motive. An Regentagen grundiert er die Leinwand oder er steckt eine Handvoll Bergblumen in einen irdenen Topf und malt sie. Er begeistert sich an den Bergwiesen: „Wie schön die Blumen in den Wiesen leuchten! Enzian wie blaue Sterne, dann in scharfem Gelb Arnika, die wundervolle Blume." Die Nachricht aus München, daß trotz Malverbot ein Bild verkauft wurde, löst immer Freude aus und bessert die Kasse auf. Auch die Einheimischen wollen dann und wann ein Aquarell von ihrem Maler haben. Einmal kauft ausgerechnet das Ministerium für Luftfahrt in Berlin das Bild „Bergdorf im Schnee". Im Satteltal überrascht Holzer Schlechtwetter. Er notiert: „Der Wind wirft mir die Staffelei mit dem nassen Ölbild ins Gesicht. Bild und Gesicht sind verschmiert." Das passiert eben einem Freiluftmaler im Gebirge! Adalbert Holzer ist viel unterwegs und skizziert fleißig: In zwei Monaten an die hundert Blätter. Zu den Skizzen macht er Anmerkungen: „Gewitterstimmung. Die Berge tief dunkelblau. Getreidefelder leuchtend gelb und goldbraun. Wiesen in scharfem Grün. Herrliche Farben." Und dann und wann ein malerisches Bekenntnis: „Man kommt der Natur am nächsten, wenn man sich am meisten von ihrer Kopie entfernt." Freudig begrüßt wird stets, wenn ein bergsteigender Kunstliebhaber in Holzers Gramaiser Atelier, seine „Werkstatt", kommt und sich ein Ölbild oder ein Aquarell auswählt.

Auch nach dem Krieg besucht Holzer Jahr für Jahr Gramais, steigt auf Berge wie den Venet-Hauptgipfel und die Kogelseespitze, macht Abstecher ins Pitztal und mit „Berggeist"-Freunden in die Dolomiten, und unternimmt 1955 eine „Goldene-Hochzeitsreise" nach Meran. Im Juni 1959 kommt Frau Betty Holzer zum letztenmal in das ihr lieb gewordene Bergdorf. Am 12. April 1960 stirbt sie in München. Den vereinsamten 80jährigen Maler zieht es im Herbst 1961 nach langer Gicht-Erkrankung noch einmal in

die Lechtaler Berge. Er steigt mit steifen Beinen bis knapp unter die Gipfel, einmal ist er sieben Stunden unterwegs.
Obwohl Krankheiten Adalbert Holzer zunehmend plagen und schwächen, will er Pinsel und Palette bis zuletzt nicht beiseitelegen. Er hinterließ nach seinem Tode seiner Tochter Alexandrine Haltmair Gemälde und Mappen mit Aquarellen, so daß heute noch die Möglichkeit besteht, ein Holzer-Original aus dem Nachlaß zu erwerben.

Maler-Kollegen in den Lechtaler Bergen

Gewiß, Adalbert Holzer darf als *der* Maler der Lechtaler Alpen gelten, aber im Zusammenhang mit ihm und dieser Landschaft erscheint es doch geboten, noch drei Künstler zu erwähnen: Josef Anton Koch, Edward Theodore Compton und Ernst Platz.

Josef Anton Koch wurde am 27. Juli 1768 in Obergiblen bei Elbigenalp geboren. Sein Vater, ein Kleinbauer und herumziehender Händler, war aus Lermoos ins Lechtal zugewandert. Seine Frau Anna hatte er sich vom Rhein geholt. Die Eltern mußten elf Kinder versorgen, und so wuchs der kleine Josef nicht gerade im Überfluß auf. Früh schon mußte er die Geißen auf den Bergen hüten und er zeichnete mit Kohlestückchen von seiner Feuerstelle Landschaften auf glatte Felswände. „Der Sinn für das Große, Gewaltige, ja Phantastische hat schon in dem Hirtenbüble gesteckt", meinte sein Zeitgenosse Ludwig Richter. Anläßlich einer Firmungsreise ins Lechtal erregten die Zeichnungen des zwölfjährigen „Tiroler Seppl" das Erstaunen des Augsburger Weihbischofs von Ungelter. Er beschloß, dem armen Geißbuben eine bessere Bildung zu vermitteln. Über ein Seminar in Dillingen und eine Lehre bei einem Bildhauer in Augsburg wurde der junge Koch schließlich in die artistische Abteilung der herzoglichen Karlsschule in Stuttgart aufgenommen. Hier revoltierte er wie drei Jahre vorher Friedrich Schiller. 1791 brach er aus und floh nach Straßburg. Es wird erzählt, daß sich Koch auf der Rheinbrücke den in der Karlsschule obligatorischen Zopf abgeschnitten und ihn seinen Lehrern zugeschickt habe. Bald enttäuschten die Jakobiner den jungen Revoluzzer, so daß er in der Schweiz Freiheit und die Gebirgslandschaft suchte. Er zeichnete und malte im Berner Oberland, wo er „Rahm mit am Feuer gebratenen Käse aß und gleich einem Gemsenjäger auf den Bergen herumstolperte". Ende Dezember 1794 marschierte Koch über den Gotthardpaß nach Italien und ließ sich im Frühjahr 1795 in Rom nieder. 1804 malte er in den Sabiner Bergen. 1811 erregte sein Großgemälde „Der Schmadribachfall" Aufsehen. Es stellt umwölkte Gletscherberge dar, einen stäubenden Wasserfall und feines Gerinnsel über nackten Fels, vom Vordergrund getrennt durch einen bräunlichen Waldgürtel. Von 1812 bis 1815 lebte Koch in Wien und dann wieder bis zu seinem Tod in Rom. Hier malte er nach seinen früheren Studien das „Berner Oberland", ein prächtiges Berggemälde mit ein wenig Breughelscher Staffage: Kühen und Landleuten am Brunnen, Hunden, kämpfenden Geißen und mit spitzem Pinsel gemalten Bäumen. Der Deutschrömer vergaß nie, daß er aus dem Lechtal stammte. Er signierte seine Bilder meistens mit „Giuseppe Koch, Tyrolese in Roma" oder „Joseph Anton Koch aus Tyrol". Bis zu seinem Tod am 12. Januar 1839 malte er Bild um Bild, ohne reich zu werden. Mit Josef Anton Koch ging ein Lechtaler als „Erneuerer und Vater der klassizistischen, stilisierten, heroischen Landschaft" in die große Kunstgeschichte ein.

Im Sommer 1886 besuchte Ludwig Purtscheller erstmals kurz die Lechtaler Alpen und es vergingen 13 Jahre, bis er 1899 wieder kam und die vor genau zwei Jahren eröffnete Hanauer Hütte als Stützpunkt erkor. Es begleiteten ihn Edward Theodore Compton und dessen Sohn Harrison. Purtscheller war mit den Männern von der Sektion Hanau der Meinung, daß die „Lechtaler Alpen, mehr als bisher geschehen ist, den Bergfreunden empfohlen werden müssen" und wollte eine Monographie der Parzinnberge schreiben. Sein Freund Compton sollte hierzu in bewährter Manier die Illustrationen beisteuern. Der Aufenthalt dauerte nur vom 16. bis zum 19. Juli 1899. Compton war wie immer sehr fleißig. Er zeichnete auf der Kogelseespitze ein instruktives Panorama vom Muttekopf über die zentrale, beherrschende Dremelspitze bis zur Steinkarspitze. Es entstand ein Bild von der Dremelspitze zwischen Schlenkerspitzen und Schneekarlespitze mit der kleinen Hanauer Hütte auf einem begrünten Vorsprung.

Vom Muttekopf aus malte er die Schlenkerspitze mit ihren steilen Graten und als weitere Illustrationen zu dem 1901 erschienenen Jahrbuch-Beitrag von Hermann Uhde-Bernays „Das Parzinn in den Lechtaler Alpen" den Felsfinger des Spiehlerturms, die an einen Fels geduckte Muttekopfhütte, die mächtige Parzinnspitze mit dem Gufelseejoch, die Kleine und Große Schlenkerspitze von Westen, den Bergwerkskopf von Norden und den Steinsee mit Blick auf den Bergwerkskopf.

Während des kurzen Aufenthaltes gelangen Purtscheller mit Vater Compton und Harrison zwei Erstbegehungen: Von der Bockkarspitze kommend, erkletterten sie die Kogelseespitze von Norden her. Am nächsten Tag gelang der „Purtschellerweg" von Westen auf die Dremelspitze. Ins Hüttenbuch der Hanauer Hütte schrieb Purtscheller mit seiner gestochenen Schrift ein Gedicht und Compton umrahmte den Text mit einem Aquarell von der Vorderen Parzinnscharte.

Edward Theodore Compton wurde am 29. Juli 1849, zehn Jahre nach dem Tode Kochs, im Londoner Vorort Stoke Newington geboren. 1867 kam er mit seiner Familie nach Deutschland, heiratete hier und baute sich nach langen Auslandsreisen in Feldafing am Starnberger See ein Haus. Er entwickelte sich zum excellenten Illustrator und Maler, der die Struktur und Stimmung des Hochgebirges mit einmalig virtuoser Technik wiederzugeben verstand. Compton schuf nahezu 2000 Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen, davon 400 für die Alpenvereins-Jahrbücher. Es glückte ihm, die Luft, die Staffelung des Bergraumes zu erfassen

Seite 45: Ein frühes Beispiel von Hüttenbuchmalerei und -poesie; und ein sehr prominentes dazu: E. T. Compton schuf den künstlerischen Rahmen und Ludwig Purtscheller reimte: „Mit Feuereifer..."

Aus dem Hüttenbuch der Hanauer Hütte von 1899



und die optische Wirkung durch Dunst- und Wolkenschleier zu verstärken. In seinem Tourenbuch sind mehr als 300 bedeutende Bergfahrten verzeichnet, darunter 27 Erstbegehungen. Mit 70 Jahren war es ihm noch vergönnt, einen Sonnenuntergang auf dem Großglocknergipfel zu erleben. Er starb am 22. März 1921. Edward Theodore Compton wird für Freunde der Berge stets bewunderungswürdig bleiben, als ein Künstler, der der Natur nichts vorlog.

Jünger als Compton, aber bergsteigerisch nicht weniger aktiv war Ernst Platz. Er wurde am 13. September 1867 in Karlsruhe als Sohn eines bergsteigenden Geologieprofessors geboren. Schon als fünfjähriger Bub kam er mit seinen Eltern nach Füssen und Reutte und mußte zuschauen, wie sein Vater und die älteren Geschwister den Thaneller bestiegen. Nach Architekturstudien in Karlsruhe siedelte Ernst Platz 1890 nach München über und wandte sich der Malerei zu. Mit der großen Silbermedaille ausgezeichnet, verließ er 1895 die Akademie.

Im Tourenbuch von Ernst Platz finden wir beachtenswerte Bergfahrten: Die erste führerlose Durchsteigung der Watzmann-Ostwand, Erstbegehungen im Karwendel, Winklerturm, Meije und eine Alleinbesteigung der Aiguille des Grands Charmoz. Nach seiner alpinen Sturm- und Drangzeit besuchte der Bergmaler 1907 Silvretta und Parzinn und erfreute sich an der ursprünglichen Abgeschiedenheit der Lechtaler Alpen. In Pettneu am Arlberg fand er ab 1910 bis ins hohe Alter ein Refugium. Dr. Anton Schmid schrieb in einer Würdigung des Künstlers: „Im Herbst 1912 ist Platz zum wiederholten Male in Pettneu. Es ist ihm nun nicht mehr so sehr um die Darstellung des Bergsteigers zu tun, er sieht allmählich das Hochgebirge immer mehr im Segantinischen Sinne, als Lebensraum der Menschen. Wenn im Spätjahr das Vieh von der Hochweide kommt, studiert er Mensch und Vieh bei der Arbeit, lebt inmitten der Bauern". Er konnte sich zum intensiven Leben und Schaffen auf eine Bergidylle zurückziehen, denn er hatte ja in Afrika und im Kaukasus Weltberge kennengelernt.

1898 hatte Platz als Begleiter von Dr. Hans Meyer am rund 6000 Meter hohen Kilimandscharo seine „höchsten Skizzen" gemalt. 1903 und 1911 war er im Kaukasus und für 1914 hatte er mit Oskar Schuster bereits eine Himalaya-Fahrt geplant, da brach der erste Weltkrieg aus. Vier Jahre war Platz im Westen Soldat, ohne Pinsel und Stift anzurühren. Nach dem Kriege beschränkte er seine Tätigkeit überwiegend auf die Lechtaler Berge und er betrachtete Pettneu als „einen überaus lieb gewordenen Studienplatz". Hier entstanden Ölbilder wie „Neuschnee auf den Parzinnbergen", „Mäher" (1930 im Glaspalast ausgestellt) und „Gang übers Joch".

Selbst als Sechzigjähriger wollte Ernst Platz noch nicht auf das Besteigen von Gipfeln in den Lechtaler Bergen verzichten. 1924: Maltongrat, Falscherkogel und Steinjöchl. 1927: Namloser Wetterspitze, Schneekarlespitze und Kogelseespitze. 1928: Zweimal Eisentalerspitze, Gafluner Winterjöchl und Furggler und 1930 als Abschluß Grieskopf.

1932 kam Platz zum letztenmal nach Pettneu. Im Leben wie beim Malen stets Realist, bereitete er sich allmählich auf das Abschiednehmen von den Bergen vor. Am 17. Januar 1940 mußte er den Pinsel für immer aus der Hand legen. Ernst Platz malte sauber, akkurat, manchmal ein wenig trocken und konventionell. Er sah die Umwelt durch eine scharte Brille.

Auch seine Bergsteigerporträts mit Kohle und Weißüberhöhung zeigen unbestechliche Genauigkeit; ebenso seine prachtvollen Tierstudien. So wie Platz die Berge von den Kalkalpen bis zum Dauphiné kannte, so war er mit den Bergsteigertypen vertraut, vom Filzhut bis zu den Schuhnägeln. Figürliche alpine Malerei wirkte anfangs der 90er Jahre neu und auf Kunstkritiker fast schockierend, so das Bild „Memento Mori", den Tod mit Stundenglas und einen Bergsteiger darstellend, das 1893 im Münchner Glaspalast Aufsehen erregte, und den „Kletterer in den Kalkalpen", der 1895 in der Großen Berliner Kunstausstellung verkauft wurde. Damals gehörte Schneid dazu, handfeste Bergsteigerei in die ein wenig sterilen Kunstsalons zu bringen.

Adalbert Holzer, Edward Theodore Compton und Ernst Platz waren bergsteigende, nicht nur platonisch empfindende Maler. Sie konnten aus der Fülle des Geschauten und Erlebten schaffen. Sie malten Bergporträts mit den charakteristischen Runzeln und Falten. Und die Bergsteiger ihrer Epoche wollten sich auf den Bildern zurechtfinden, wollten bei der Betrachtung mit den Augen klettern und steigen. Die Kunsthistoriker legten meist andere Maßstäbe an. Aber eines steht fest: Für unsere drei Maler war Kunst die Essenz ihres Lebens.



Wer formt wen?

Über normengerechte und widerspenstige Vorbilder – Gespräch mit kleiner Vorgeschichte zwischen

Elmar Landes und Martin Lutterjohann

Seite 46: Am Lysjoch (Wallis); rastender Bergsteiger – ob der gerade von einem Vorbild träumt? Und wenn, von was für einem?

Foto: F. Stettmayer

Kleine Vorgeschichte

Zugegeben: Vorbilder sind mir seit jeher nicht geheuer. Hineingewachsen in ein Zeitalter der Psychologie – und der Psychologeleien – vermute ich heute, daß Schlüsselerlebnisse in der Jugend der Grund dafür sind. Ich erinnere mich: Vorbilder hatten immer so etwas sich Aufdrängendes, unerbittlich zur Nachahmung Verpflichtendes, gleichzeitig nie Erreichbares an sich. Meinem zarten Selbstwertgefühl zuliebe habe ich sie darum wohl aus dem Bewußtsein verdrängt... Bis ich eines Tages vor wenigen Jahren in eine Diskussionsrunde von Bergsteigern geraten bin! Die hatte sich in das Thema Bergsteigen als Hochleistungssport und damit zusammenhängende Fragen – z. B. Profialpinismus – verbissen. Der Runde gehörten ein paar Extreme an, darunter Reinhard Karl, der wenige Monate zuvor als erster deutscher Bergsteiger den Gipfel des Everest erreicht hatte. Die überwiegende Mehrheit bildeten Alpinisten aller Schattierungen zwischen dem Gelegenheits- und soliden Mittelstandsbergsteiger.

In dieser Runde nun konnte ich zu meiner großen Verblüffung miterleben, wie ein Teil der Teilnehmer unbedingt darauf beharrte, in Reinhard Karl ein Vorbild zu sehen – und wie Reinhard Karl sich andererseits äußerst leidenschaftlich dagegen zur Wehr setzte: Er sei kein Vorbild, nie eines gewesen, wolle auch keines sein. Er sei überhaupt derselbe Reinhard Karl wie vorher. Daran ändere auch das bißchen Prominenz vom Everest nichts. Es sei denn, daß ihm die ein paar Berater- und Werbeverträge mit der Bergsportindustrie eingetragen habe. Die ermöglichten es ihm heute freilich, mit etwas weniger Geldsorgen dasselbe zu betreiben, was er seit jeher betrieben habe: Bergsteigen und Klettern halt.

...Nun gut, da habe er es etwas weiter gebracht als andere. Ob das auf sein größeres Talent zurückzuführen sei oder schlicht darauf, daß er zu Lasten seiner beruflichen Entwicklung und des Strebens nach einer gesicherten Existenz mehr Zeit und Engagement ins Bergsteigen investiert habe, wolle er dahingestellt sein lassen. Aber das hier sei doch eine Runde von Bergsteigern! Also kenne auch gewiß jeder einzelne die Freude an der eigenen Leistung, den Ehrgeiz, diese zu steigern, etwas zu schaffen, was man sich bisher nicht zugetraut, wovon man immer nur geträumt hat! Wenn aber sowieso alle dasselbe wollten und – abgesehen von graduellen Unterschieden – auch zu erreichen suchten, wieso müsse dann ausgerechnet er als Vorbild herhalten?
Darum, weil er's nun einmal zur Prominenz gebracht habe, konterten Reinhard Karls Widersacher ungerührt. Prominent sein jedoch bedeute – ob man nun wolle oder nicht – Vorbild sein. Das wiederum aber verpflichte dazu, alles eigene Tun und Lassen verantwortlich abzuschätzen in Blickrichtung auf die Folgen für emsige Nachahmer.
Um diesen Punkt rotierte das Gespräch damals schwindelerregend lange. Ergebnisse brachte es kaum, für mich aber ein neues Schlüsselerlebnis: Das Thema Vorbild war mir in einem neuen Licht erschienen – in einem, das es interessant machte. Da meine Befangenheit diesem Thema gegenüber aber nach wie vor so tief sitzt, daß ich's mir nicht zutraue, es alleine in der nötigen Ausgewogenheit für einen Jahrbuchbeitrag zu behandeln, habe ich mich um einen Gesprächspartner bemüht.

Es ist Martin Lutterjohann. Der war nicht nur ein Teilnehmer der geschilderten Diskussionsrunde. Er ist ein so „extremer", daß er die Beweggründe eines Reinhard Karl und ein so „normaler" Bergsteiger, daß er ebenso die der anderen Seite begreifen kann. Psychologe ist er zwar auch; und in meiner ebenfalls beträchtlichen Befangenheit diesem Thema gegenüber habe ich mich ja eingangs bereits verraten: Aber wie er so vor einem steht, der Martin Lutterjohann, mit strammen Bergsteigerbeinen fest auf dem Boden und immer freundlich lächelnd, wirkt das vertrauenbildend. Also riskierte ich es doch, ihm meine Fragen zu stellen.

Das Gespräch

Landes: Die Öffentlichkeit ist heute nahezu allgegenwärtig. Die Medien, vor allem aber Funk und Fernsehen sorgen dafür. Dadurch sieht sich mancher Zeitgenosse, mag er sich darob entsprechend fühlen oder auch nicht, oft unversehens in eine Prominenten- und damit der einleitend geschilderten Logik entsprechend in eine Vorbildrolle gedrängt. Andererseits bewirkt die Allgegenwart der Öffentlichkeit vermutlich ein sehr rauhes Klima für das Gedeihen von Vorbildern. Wird doch allzuleicht sichtbar, daß hinter diesen Menschen stecken – „Menschen wie du und ich", wie jeder von uns also auch dem Allzumenschlichen verhaftet! Welche Chancen haben eigentlich diese mehr oder minder

freiwilligen Vorbilder heute noch, ein Leben nach eigenen Vorstellungen zu führen?

Lutterjohann: Das haben sie selbst in der Hand. Aber ganz so eindeutig ist es natürlich nicht, denn wenn schon ein guter Wein seine Zeit zur Reifung braucht, um wieviel mehr dann erst der Mensch. Prominenz erfährt gerade mancher Spitzensportler von einem Tag auf den anderen, natürlich als Folge spektakulärer Leistung, aber meist auch durch das Zusammentreffen von Umständen, die das plötzliche öffentliche Interesse an der Person provozieren, die ja – im Falle von Sportlern – stets schon vorher höchst aktiv und zumeist überdurchschnittlich erfolgreich auf ihrem Gebiet zu sein pflegte. Sehen Sie sich in diesem Zusammenhang die Tourenliste eines Reinhard Karl an bis zu dem Zeitpunkt, wo sein Name das erste Mal in Zeitschriften und Zeitungen zu lesen war; und galt nicht Reinhold Messner Ende der Sechziger-Jahre schon als der erfolgreichste alpine Bergsteiger – Jahre, bevor er für die deutschsprachige Öffentlichkeit zum Inbegriff des Bergsteigers und Abenteurers wurde und damit sogar zu einer Persönlichkeit des gesellschaftlichen Lebens? Der (un)freiwillige Sprung ins Rampenlicht geschieht also mitunter sehr unvermittelt, ja unvorbereitet.
Wer setzt denn die Maßstäbe für Bewertungen, Erwartungen, Vorstellungen? Die sind ja nicht natürlich vorgegeben. Gut und schlecht oder böse sind relativ, beide ergänzen einander. Wertmaßstäbe werden von niemand anderem als uns selbst aufgestellt; in einer Diktatur mag es ein einzelner sein, in der Demokratie wachsen sie aus öffentlichen und den privaten, dem Zeitgeist verbundenen, Äußerungen zusammen. Aber es bleiben immer nur von Menschen geschaffene Bewertungen.
Wer sich – ob Vorbild oder Aufschauender – dessen bewußt ist, kann sich seine eigenen Maßstäbe entwickeln, ohne ständig nach denen der anderen zu schielen, in der Annahme, jene seien höher zu bewerten als die eigenen. Reif sein heißt doch in sich selbst ruhen, freilich ohne zu stagnieren. Wir nennen eine solche Persönlichkeit autonom, unabhängig, erleben sie als verhältnismäßig unbeirrbar durch öffentliche Auftritte oder (Selbst-)Darstellungen des Vollbrachten.



Reinhold Messner – gewiß einer der bedeutendsten Bergsteiger unserer Zeit; laut „Spiegel" hat er erst das Bergsteigen interessant gemacht, und dies bis in die flachsten Zonen Europas. Seiner eigenwilligen Persönlichkeit wegen fällt es freilich vielen Bergsteigern sehr schwer, ihn als Ihresgleichen zu akzeptieren (siehe auch Seite 61 ff).

Foto: W. D. Bach

Aber wer würde sich schon selbst ernsthaft dazu zählen. Leben heißt Wachsen, Ausschöpfen polarer Zustände, Einpendeln auf ein Gleichgewicht hin. Denn ein lebendiger Organismus trachtet bei aller Weiterentwicklung doch stets nach Erreichen eines Höchstmaßes an Harmonie. Bezogen auf die plötzlichen Vorbilder bedeutet es eine Zeit des Reagierens auf Reaktionen und Erwartungen der Öffentlichkeit, vermeintliche oder tatsächliche, vermutete oder vorgetragene. Da wir es jedoch niemals allen Menschen rechtmachen können, führt ein solches Sich-nach-den-andern-richten unweigerlich zu einer Orientierung an einem Phantom. Viele Idole – mir fällt gerade Christiane F. bei den Teenagern ein – müssen wohl erst durch Extreme hinduch, ehe sie sich selbst (wieder) finden. Dieser Prozeß ist für diejenigen eine Chance zur Reifung und Akzentuierung, die sich der Auseinandersetzung bewußt stellen, und eine Gefahr für die, die aus totaler Anpassung oder Rebellion gegen Imagezwang nicht herauskommen. Das ganze hätte ich auch kürzer beantworten können: Wer genügend innere Stärke und Vertrauen in sich besitzt, übersteht auch unbeschadet noch so starkes öffentliches Interesse an der eigenen Person. Leichter wird dies dadurch allerdings nicht.

Landes: Im Verlauf der Diskussion, die wir da beide miterlebt haben, habe ich mit Erstaunen auch registriert, daß die, die da so fest darauf fixiert sind, andere zum Vorbild zu haben –, daß die gleichzeitig offensichtlich eine ganz fest umrissene Vorstellung über Art und Qualität der Rolle haben, in die ihre potentiellen Vorbilder passen müssen. Wenn das aber so ist, wozu benötigen sie dann noch Vorbilder? Und dies in einer Zeit, in der Schlagwörter wie Emanzipation oder Selbstverwirklichung zu den meistgenannten zählen?

Lutterjohann: Der Führer existiert nur durch seine Gefolgschaft, der Mächtige nur durch Machtlose oder doch weniger Mächtige und Vorbilder nur durch die, die der Vorbilder bedürfen. Jede Zeit hat ihre Vorbilder, die einerseits den allgemein akzeptierten Wertmaßstäben entsprechen – oder nicht erfüllbaren Sehnsüchten. Insbesondere Bergsteiger, die die Lebensform des scheinbar ungebundenen Abenteurers vorleben, werden zu Stellvertretern für das Ausleben unserer Sehnsüchte, was immer uns dazu bewogen hatte, dies nicht selbst zu tun, seien es Bedürfnisse nach Sicherheit – Familie – Verantwortungsbewußtsein – gesellschaftliche Zwänge – Feigheit – Unvermögen. Andererseits: wer weiß denn wirklich, was er oder sie will?

Soziales Lernen geschieht von Geburt an über sogenannte Modelle, wir können genauso gut sagen: Vorbilder; erst die Eltern und Geschwister, dann gleichaltrige, Lehrer und später sonstige Exponenten besonderer Fertigkeiten, Wissens oder Lebensweisen.



Luis Trenker – obzwar ein sehr guter, aber nie einer der führenden Bergsteiger seiner Zeit, gilt er weithin nach wie vor als der Prototyp eines Bergsteigers. Und Millionen von Trenkerhut-Trägern haben sich mit ihm bis heute identifiziert.

Foto: H. Müller-Brunke

Im klassischen, traditionellen Sinne versucht der Schüler dem großen Meister nachzustreben, dessen Können als höchstes Ziel vor Augen. Den meisten genügt dieses Ziel, ja sie können sich selbst nicht vorstellen, dem Meister jemals ebenbürtig zu sein. Einige wenige jedoch streben danach, den Meister zu übertreffen und werden – wenn ihnen dies gelingt – auf die Suche nach noch größeren Meistern gehen, besessen von dem Wunsch, selbst die Größten zu sein.
Das meine ich jetzt sinnbildlich. Auch die Spitzenkönner brauchen die Vorbilder eine zeitlang zur Orientierung, als Bezug zu ihrem eigenen erreichten Stand. Ich behaupte also, daß Lernen und Wachsen so lange die Orientierung an Vorbildern mit beinhaltet, wie die Überzeugung besteht, daß diese für die eigene Weiterentwicklung dienlich sind.

Landes: Da möchte ich doch noch einmal einhaken! Könnte es auch sein, daß die, die so sehr darauf beharren, daß andere einer Vorbildrolle gerecht zu werden haben –, daß die von richtigen Vorbildern eigentlich so wenig wissen wollen wie ich? Nur, daß sie den Gedanken daran nicht verdrängen, stattdessen ein latentes Rachebedürfnis ihren Vorbildopfern gegenüber befriedigen? So nach dem Motto: Wer erreicht hat, was ich gleichfalls gern erreicht hätte, aber – warum auch immer – nicht habe, den zwinge ich in eine Vorbildrolle nach meiner Schablone und hab ihn mir so wieder meiner eigenen Größe angepaßt?

Lutterjohann: So unbewußt bösartig muß das Formen der Schablone nicht sein, denn nicht alle haben ein so gestörtes Verhältnis zu Vorbildern wie Sie (wiewohl im Dritten Reich ja eine ganze Generation in dieser Hinsicht mißbraucht wurde, so daß bei denen ein gesundes Mißtrauen Idolen und Vorbildern gegenüber nur zu verständlich wäre). Aber Sie sehen zweifellos *eine* Seite der Wirklichkeit, nämlich die Macht der Ohnmächtigen. Sehen wir uns nicht mit Vergnügen die Krimis aus der Welt der Schickeria an? Wenn es uns schon nicht so gut geht, dann tut es doch andererseits gut, zu erleben, wie weit auch die Privilegierten vom Glück entfernt sind. Wenn wir schon selbst nicht die großen Abenteurer sind oder sein können, als die wir uns in Tag- und Nachtträumen gern sehen, dann lesen wir vielleicht mit um so mehr Genugtuung über Mißerfolge, Ungereimtheiten, Fehlschläge und die Zwänge unserer Helden, die sich ihnen als Folge ihres „unnormalen" Tuns ereignen. Damit wird der eigene, häufig als unzulänglich empfundene Zustand natürlich wesentlich erträglicher.

Landes: Da ich schon einen Psychologen vor mir habe, kann ich mir an dieser Stelle eine Zwischenfrage nicht verkneifen: Psychologen, diese mehr oder weniger erbetenen Höhlenforscher in den Seelentiefen anderer Leute, haben ja häufig genug bisher die Extremen als beliebtes Tauchobjekt entdeckt. Aber, wenns schon sein muß, wär's dann nicht gerecht, in diese Forschungen auch mal die für sich Normalität und somit – nach ihrem Verständnis – normbestimmende Kraft beanspruchenden Bergsteiger einzubeziehen? Auch im Hinblick auf das Motiv, dingfest gemachte Vorbilder unter das Joch der eigenen Norm zwingen zu wollen?

Lutterjohann: Eine solche Untersuchung könnten wir beide ja mal initiieren, das wäre mit Sicherheit etwas Neues. Aber trotz Ihres Mißtrauens der Psychologie gegenüber scheinen Sie dennoch vom unerschütterlichen Glauben an die Machbarkeit und Aussagekraft von Untersuchungen beseelt zu sein. Die Untersuchungen über Bergsteiger, von denen ich gehört habe – es gibt sicher weit mehr – befassen sich mit Themen wie der optimalen Erkletterung einer Felspassage, Risikoeinstellung bei leistungsorientierten Bergsteigern, Persönlichkeitsvariablen bei Spitzenkletterern, tiefenpsychologisch sondierte Motivation der Extremen für ihr Tun. Die Bergwanderer oder Gelegenheits- bzw. Genußkletterer sind da nicht vertreten, höchstens als Kontrollgruppe. Wenn Sie einen Spitzensportler betrachten, fragen Sie sich dann nicht, was der anders macht (ließe sich das auch von mir nachvollziehen?), wo Unterschiede in seiner oder Ihrer Entwicklung und Einstellung liegen. Hinterher können wir „normale" uns dann rechtfertigen, weshalb wir nicht ebenso gut sind oder, daß uns der Preis für den Erfolg zu hoch sei.

Landes: Ist es vielleicht sogar möglich, das Bedürfnis, über genormte oder gar normierbare Vorbilder zu verfügen, im Umkehrschluß als Indiz für eine bestimmte Art von Anfälligkeit zu werten? Normengerecht hinfrisierten oder vorgeführten Vorbildern gegenüber nämlich! Dabei denke ich natürlich an die leichte Programmierbarkeit auch so vieler Bergfreunde in Richtung auf

das Tragen von Modekleidung, die Verwendung von Modeausrüstung, auf das Abhaken von Modetouren, ja sogar auf trendentsprechende Verhaltensweisen und Tätigkeiten – zünftiger Hüttenabend mit Gesang, Volksmarsch- und Plakettentourismus...?

Lutterjohann: Denken Sie an die schrecklichen Vorbilder unter Schlagersängern, deren gesamter Lebensstil einschließlich deren Interviews auf ein bestimmtes, künstlich erzeugtes, aber Bedürfnissen entsprechendes Image hingetrimmt wurde. Ja, selbst ein heute sehr prominenter Politiker mußte sich nach einer Wahlschlappe vor Jahren sein Image zurechtstutzen lassen, wie Sie sich vielleicht noch erinnern.

Bergsteiger wurden erst sehr spät für die Persönlichkeits- und Produktwerbung entdeckt. Bei uns begann das erst richtig mit Reinhold Messner – wenn ich mich nicht täusche. Inzwischen wirbt jede am Bergsport verdienende Firma für ihre Erzeugnisse mit bekannten Bergsteigern – je nach Produkt mit den Sportkletteridolen oder den Expeditionshelden. Für Produkte zu werben, die mit dem Bergsteigen nicht direkt zu tun haben, kann natürlich nur eine der Öffentlichkeit hinreichend bekannte Person wie die Südtiroler Luis Trenker oder sein Nachfolger Reinhold Messner.

Der Markt wurde interessant durch die zunehmende Beliebtheit des Bergsteigens, sicher als Folge von Wechselwirkungen. Denken Sie an die jahrelangen Aktionen des „Wanderbaren Österreich", die seit heuer in „Festland Österreich" zur Umsatzsteigerung (die österreichische Variante für den notwendigen Aufschwung) geändert werden mußten. Tatsache ist, daß mehr und mehr Leute sich in den Bergen nicht nur der Alpen körperlich zu betätigen begonnen hatten. Innerhalb weniger Jahre war damit ein äußerst ausbaufähiger Markt geschaffen worden.
Was viele tun, gilt als gut, wird grundsätzlich akzeptiert. Eine Modetour kennt man. Wer sie geht und darüber berichtet, findet natürlich eher Anerkennung, als wenn er von einer völlig unbekannten Tour redet, sei sie auch noch so anspruchsvoll. Ist sein Prestige hoch, könnte er damit andererseits einen neuen Mythos kreieren. Bei Modetouren weiß man aber immer, woran man ist. Deshalb essen viele Leute gern Hamburger von XY, weil sie wissen, daß die überall gleich schmecken. Bei Modetouren wissen wir, daß sie schöne Kletterei bieten – meistens. Volksläufe schaffen eine festliche, über den Alltag hinausragende Atmosphäre, da ist was geboten, nicht zuletzt Musik und Freibier im Ziel (dafür wurde freilich mit hohen Startgebühren mitgezahlt). Das alles spiegelt die Unsicherheit der Einzelnen wider, zugleich aber auch ihr Bedürfnis nach Bestätigung, was ja zusammengehört.
Landes: Sind allzu glatt der Norm entsprechende Vorbilder also eher mit Vorsicht zu genießen? Und müssen, da das zur Norm geronnene Übliche ja kaum des Vorbilds bedarf, um befolgt zu werden, wirkliche Vorbilder nicht die Norm sprengen, widerspenstig sein? In diesem Zusammenhang fällt mir ein, daß ja viele der heute noch als Vorbilder anerkannten Alpinisten der dreißiger Jahre zu ihrer Zeit eher Außenseiter gewesen sind: Arbeitslose, Bergvagabunden, „Fürsten in Lumpen und Loden", doch mit ungebändigtem Auftrieb. Heute aber sehen viele – und durchaus nicht nur überwollende – Beobachter in der Szene der Sportkletterer deutliche Anzeichen einer „Subkultur". Sollten die anerkannten Vorbilder von morgen gar in dieser Szene zu suchen sein?



Toni Sailer – von Autogrammjägern umringt; seine Olympia- und Weltmeisterschaftssiege haben ihm Auftritte im Film, vorm Fernsehen und als Schlagersänger – eine Popularität eingebracht, wie kaum einem Nachfolger. Und das, obwohl sich augenscheinlich doch gerade der alpine Rennzirkus als guter Nährboden für normengerechte Vorbilder geradezu beispielhaft weiterentwickelt hat seither!

Foto: J. Ritz

Hermann Buhl (unten) – Erstersteiger des Nanga Parbat und des Broad Peak (rechts); Seine Leistungen galten über anderthalb Jahrzehnte jungen Extremen als Maßstab und Ansporn – zum populären Vorbild hat ihn die Öffentlichkeit – auch die alpine – dennoch nie gekürt.
Fotos: Herrligkoffer, Wintersteller





Lutterjohann: Die jungen Sportkletterer haben schon heute ihre Vorbilder, Lokalmatadoren und internationale Stars. Subkultur, von der Sie sprechen, ist immer Vorreiter für soziale Veränderungen, die sich auch im Bergsteigen schon längst angedeutet haben: die Erweiterung und Steigerung der Fähigkeiten des Menschen und ihr in Abkehr von fremdbestimmter Leistungsgesellschaft praktizierter Lebensstil (bei einigen ist der Grad der Fremdbestimmtheit und der Leistungsorientierung allerdings noch sehr hoch). Bei allen Unterschieden gibt es zwischen der Subkultur der Sportkletterer und der Expeditionsbergsteiger in dieser Hinsicht klare Gemeinsamkeiten. Sportkletterer wählen sich – wenn möglich – eine reizvolle, genußreiche Umgebung, von der aus sie wie die Sprinter oft kurze, aber das Äußerste verlangende Aktivitäten entwickeln. Expeditionsbergsteiger begeben sich freiwillig in Risiken, die sie nicht mehr steuern können, und für Monate in menschenfeindliche, aber eben doch großartige Einöden. Wenig Raum bleibt für Genuß, und dennoch sind manche der Helden Philosophen des Zwanzigsten Jahrhunderts, die die Grenzsituationen und die Wochen des Wartens, erzwungen zumeist, nutzen, sich durch dicke Bücher zu wälzen und in endlosen Gesprächen den Stand der Dinge zu erörtern.

Landes: Haben aber nicht – wie jeder von uns – auch solch widerspenstige Vorbilder – oder gerade die – Anspruch auf Nachsicht und Verständnisbereitschaft im Falle gelinder Verstrikkungen ins allzumenschliche? Und bedeutet das nicht folgerichtig, daß man sich Vorbilder nicht nach eigenem Geschmack selber backen kann, sondern nehmen muß, wie sie sind? Weshalb auch jeder, der unbedingt ein Vorbild haben will, selbst dafür verantwortlich ist, welchem Vorbild er wie weit folgt?

Lutterjohann: Sie haben die Frage selbst beantwortet. Natürlich ist jeder so oder so dafür verantwortlich, an wem er sich wie weit orientiert. Im eigentlichen Sinne sind wir verantwortlich für unser gesamtes Handeln und Nicht-Handeln. Auf andere Schuld schieben ist immer nur ein Zeichen für mangelnde Reife. Aber ich sagte ja schon, wir alle befinden uns mittendrin auf dem Weg unserer Weiterentwicklung (manche scheinen das vergessen zu haben).

Landes: Der augenscheinliche Erfolg cleverer Trendsetter auf so vielen Gebieten – Sport, Mode, Sportmode, Modesport einschließlich Bergsteigen, Skilauf – doch weitgehend auch auf dem Feld der Wirtschaft und Politik spricht allerdings kaum für ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein der Eigenverantwortung vieler Zeitgenossen. Könnte es also auch sein – um auf den Beginn unseres Gesprächs zurückzukommen –, daß das Bedürfnis, über normengerechte, also bequeme Vorbilder zu verfügen, nicht zuletzt mit einer weit verbreiteten Neigung zu tun hat, die Verantwortung für sich selbst zu delegieren (dies freilich, ohne sich möglichst von denen, an die man sie delegiert hat, allzusehr behelligt fühlen zu müssen)?

Lutterjohann: Das ist sehr schön formuliert. Das Trägheitsgesetz hat auf uns eine große Wirkung, wir alle haben die Tendenz, die bequemere von zwei oder mehreren Lösungen zu wählen. Verantwortung wegschieben gehört dazu, ebenso wie Schuldzuschreibungen. Wer grundsätzlich bereit ist, Verantwortung zu übernehmen, fördert damit seine Reifung und sein Persönlichkeitswachstum. Der braucht letztlich kein Vorbild sondern sieht den Menschen.



Eine Frage hatte ich mir für den Schluß unseres Gesprächs aufgehoben. Ich wollte von Martin Lutterjohann wissen, worauf er den erstaunlichen Aufschwung zurückführe, den das Frauenbergsteigen im letzten Jahrzehnt ganz offensichtlich genommen hat; und das nicht nur, was die Anzahl der bergsteigenden Frauen betrifft, sondern ganz besonders auch ihre Leistungen und ihre Selbständigkeit. Ob das vielleicht daher rühre, daß es den Bergsteigerinnen tatsächlich gelungen ist, sich weitgehend zu emanzipieren, also die bergsteigenden Vorbilder als das zu nehmen, was sie sind: als Menschen eben, wenn auch – bisher – meist männliche? Daß sie also gerade aus dieser unbefangenen Art, mit Vorbildern umzugehen, hätten das Selbstbewußtsein schöpfen können, das sie zu diesem Aufschwung beflügelt hat?

Spätestens die Reaktion von Martin Lutterjohann auf diese Frage bewies mir freilich, daß Psychologie durchaus auch etwas mit Lebensklugheit zu tun haben kann. Sein stets freundliches Lächeln jedenfalls verbreiterte sich zu einem Grinsen, das jede Antwort offenließ. Und er meinte, wenn ich mir schon selbst zu diesem Thema den Mund nicht verbrennen wolle, wollte er sich die Verantwortung dafür auch nicht zuschieben lassen. Ich sollte doch die Frauen fragen...

„Was, das Madl will führen...?“

Gespräch über die Entwicklung des Frauenalpinismus mit Andrea Eisenhut, Anka Klein und Christa Vögele

Judith Huber

Seite 52: Helga Lindner in der Grafferroute an der Guglia di Brenta. Foto: R. Lindner

„Was, das Madl will führen...?“ Diese erstaunte Frage hörte ich z. B. am Einstieg zur „Direkten“ in der Schüsselkar-Südwand vom Mitglied einer rein männlichen Seilschaft. Und diese Frage hat mir gewaltig gestunken.

Zeigte sie mir doch (und gegen solche erstaunt-geringschätzigen Bemerkungen bin ich geradezu allergisch), daß auch heutzutage eine Frau im Gebirge, die führt und nicht nur brav hinter ihrem männlichen Seilpartner hermarschiert, vielen Kletterern noch reichlich suspekt erscheint.

Daran konnte scheinbar auch der Aufschwung, den das Frauenbergsteigen in den letzten zehn Jahren nahm, nicht viel ändern. Oder sollte dieser Aufschwung die Männer erst unsicher und mißtrauisch gemacht haben, so daß derartige Sprüche aus der Angst, wieder eine einst rein männliche Domäne abgeben zu müssen, erwächst?

Alles in allem war ich jedenfalls sehr gespannt auf die Meinung dreier anderer Frauen zum Thema „Frauenbergsteigen“ und die Gründe für die rasche extreme Leistungsentwicklung in letzter Zeit.

Ein Thema mit riesiger Bandbreite, über das man lange reden und viel schreiben kann; und so haben wir uns – vier kletternde Frauen – hier zusammengesetzt. Eines kann ich an dieser Stelle schon verraten: Lang ist es geworden, das Gespräch!

„Emanzenrunde“ – mag es manchem männlichen Leser an dieser Stelle durch den Kopf schießen, „schimpfen auf alles, was mit der Männerwelt zu tun hat!“

Aber keine Sorge! Extremes Klettern macht noch lange nicht zur Männerfeindin; das kann ich von meinen Gesprächspartnerinnen wohl behaupten.

Überhaupt ist es jetzt endlich an der Zeit, die Frauen, die da über „ihr“ Thema diskutieren wollen, erst einmal vorzustellen.

Etwas gedrängt, aber sehr gemütlich sitzen wir in der kleinen Küche um den Tisch – Christa Vögele, Andrea Eisenhut, Anka Klein und ich.

Die auffallendste Persönlichkeit ist sicher Christa. Klein und zierlich, mit frechem kurzen Haarschnitt und unheimlich lebhaften Augen. Man merkt gleich, daß man da eine Frau mit sehr viel Temperament und Energie vor sich hat. Und mit ihrer Figur und der modisch-ausgefallenen, schwarz-weiß gewürfelten Bluse zu den engen Jeans sowie den großen Ohrclips paßt sie so gar nicht in das mancherorten noch immer existierende Bild der Bergsteigerin, das sich mit Begriffen wie „Mannweib“, „Trampel“, „plump“... recht treffend umreißen läßt.

„So ein Schmarrn!“ macht sie ihrem Ärger samt einer Wolke Zigarettenrauch Luft, als ich kurz erzähle, was E. Landes uns als Frage gestellt hat. „In den letzten zehn Jahren! – Als ob das so eine plötzliche Entwicklung gewesen wäre!“

„Über was redet ihr eigentlich? Über Bergsteigen oder Sportklettern – das sind ja zwei total unterschiedliche Sachen...“ schneidet ihr eine tiefere Stimme von der anderen Tischseite her das Wort ab.

Andrea. Sie ist vom Typ her völlig anders, was aber nicht heißen soll, daß sie – groß, schlank, mit Dauerwellenfrisur – in das eben etwas sarkastisch dargestellte Bergsteigerinnen-Klischee passen würde! Als Sportkletterin sowieso nicht. Ihre Sprechweise ist eher langsam und gedehnt, sie selbst wirkt, zumindest anfangs, abwartend und zurückhaltend.

Dies trifft beinahe noch stärker auf Anka zu. Sie – mit Sicherheit am meisten Allroundbergsteigerin in unserer Runde – hat eine sanfte, ruhige Stimme, die zu ihrem wenig aggressiven Wesen paßt, bei einer lebhaften Diskussion aber wohl eher untergehen wird. Anka ist eine sehr feminine Frau, sowohl ihrer äußeren Erscheinung als auch ihren viel Feinfühligkeit verratenden Ansichten nach; an ihr sieht man deutlich, daß sich Leistung und Weiblichkeit nicht ausschließen müssen, sondern sich äußerst sympathisch ergänzen können!

Doch nun zum Anfang unseres Gesprächs, das zum Teil unter der Überschrift steht, ob Frauen beim Bergsteigen extreme Leistungen bringen können, weil sie sich allmählich von Vorbildern freimachen und dadurch selbständig werden, oder was es sonst noch für Gründe dafür gibt.

Alle drei sind sich einig mit ihrer Reaktion, was die Vorbilder betrifft: Bergsteigen braucht keine Vorbilder, jeder muß einen eigenen Antrieb dazu haben, eine Motivation, die bei jedem woanders liegt. Besonders Christa wehrt sich mit vor Ärger blitzenden Augen gegen diese „Vorbildsache“, wie sie sagt. Erstens sei das etwas, was man nicht auf die Frauen speziell

anwenden könne. Zweitens sei es doch geradezu lächerlich, zu behaupten, an dem Aufschwung des Frauenbergsteigens und den damit verbundenen Leistungen sei irgendetwas besonders sensationell oder erstaunlich. Sie vertritt die Meinung, daß es im Gegenteil eine gesellschaftlich zwingende Konsequenz ist, daß Frauen auch im alpinen Bereich selbständig werden und Leistungen vollbringen, die mit denen der Männer mithalten können. Denn die Entwicklung ist ja in allen Bereichen dahingehend, daß die Frauen allgemein in immer stärkerem Maße in bisherige Männerdomänen eindringen und dort genau dasselbe leisten.
Und dazu braucht es eben Selbständigkeit, Selbstbewußtsein und Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten.

Mit dieser Ausführung von Seiten Christas sind wir eigentlich mitten drin im Thema und in der Problematik. Wieso sind denn Frauen erst vor relativ kurzer Zeit zum selbständigen Bergsteigen gekommen und wieso wird eine Frau, die einen höheren Schwierigkeitsgrad souverän vorsteigt, noch heute manchmal als etwas Unnormales bestaunt? Bei uns, wohlgemerkt. In Amerika beispielsweise ist das ja völlig anders, dort sind kletternde Frauen überhaupt nichts Außergewöhnliches. Eine Erscheinung, die vor allem Andrea aus Erfahrung bestätigen kann: „Man wird hier, wenn man in ein Klettergebiet kommt und schwere Touren vorsteigen will, angeschaut wie ein Ölgötze; ‚Mensch, 'ne Frau klettert...' In Amerika ist das total anders, da hat jeder 'nen Gurt um den Bauch und kein Mensch sagt ‚Aah, 'ne Frau!', da ist das normal..." Verständnislos gegenüber soviel europäischer Zugeknöpftheit schüttelt sie den Kopf. Es ist aber auch wirklich ein interessantes Phänomen, bei dem es sich lohnt, einmal über mögliche Gründe nachzudenken. Christa hat auch sofort eine ihrer Meinung nach charakteristische Ursache parat: Da ist für sie ein Kriterium der Unterschied in der Mentalität und den Anschauungen über Klettern ganz allgemein. In Amerika ist Klettern keine außergewöhnliche Betätigung, sondern ein Sport wie jeder andere. Und in anderen Sportarten sind die Frauen zahlen- und leistungsmäßig gar nicht unterdurchschnittlich vertreten. Kein Grund also, eine kletternde Frau als Besonderheit zu empfinden, auch dann nicht, wenn sie führt, vor allem in Sportkletterkreisen. Denn – und hier komme ich an den Punkt, wo Bergsteigen und Sportklettern zu trennen sind – „Sportkletterer ist nur, wer führt; eine Tour im Nachstieg ist nicht geklettert, sondern getopropet", stellt Andrea fest.

Bei uns dagegen sind die Ansichten bezüglich Frau und Vorsteigen etwas enger als im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Und das liegt laut Christa vor allem an der Existenz des Alpenvereins, der als unheimlich mächtiger, traditionsbeladener Faktor lange Zeit das europäische Bergsteigen bestimmt hat und mit seinem konservativen ideologischen Überbau eine gewaltige Behinderung der gesamten Entwicklung der Frauen bezüglich des Alpinismus darstellte. Sie führt dies darauf zurück, daß früher das Bergsteigen sehr stark den Beigeschmack des „Heroischen" hatte, daß die Bezwingung eines Gipfels Härte, Mut, Furchtlosigkeit und männlichen Kampfgeist voraussetzte; alles Attribute, die nicht zum gängigen Bild der Frau paßten! So war die Frau eben dazu verurteilt, sich das Bergsteigen entweder gar nicht zuzutrauen oder, wenn sie doch damit anfing, nur in Begleitung männlicher Führender zu gehen und sich total auf diese zu verlassen. Selbständiges Planen und Durchführen einer Tour, wie auch Tragen von Verantwortung war etwas, womit die Frau nicht ‚belastet' werden konnte; hatte sie doch genug damit zu tun, ihren schwachen Körper hinaufzuschleppen!
Nun, heute sieht man, daß dies ein Irrtum war!

Da der Begriff „Selbständigkeit" ein recht dehnbarer ist, möchte ich von meinen Gesprächspartnerinnen erst einmal wissen, nach welchen Kriterien sie eine Frau als selbständige Bergsteigerin einstufen würden.

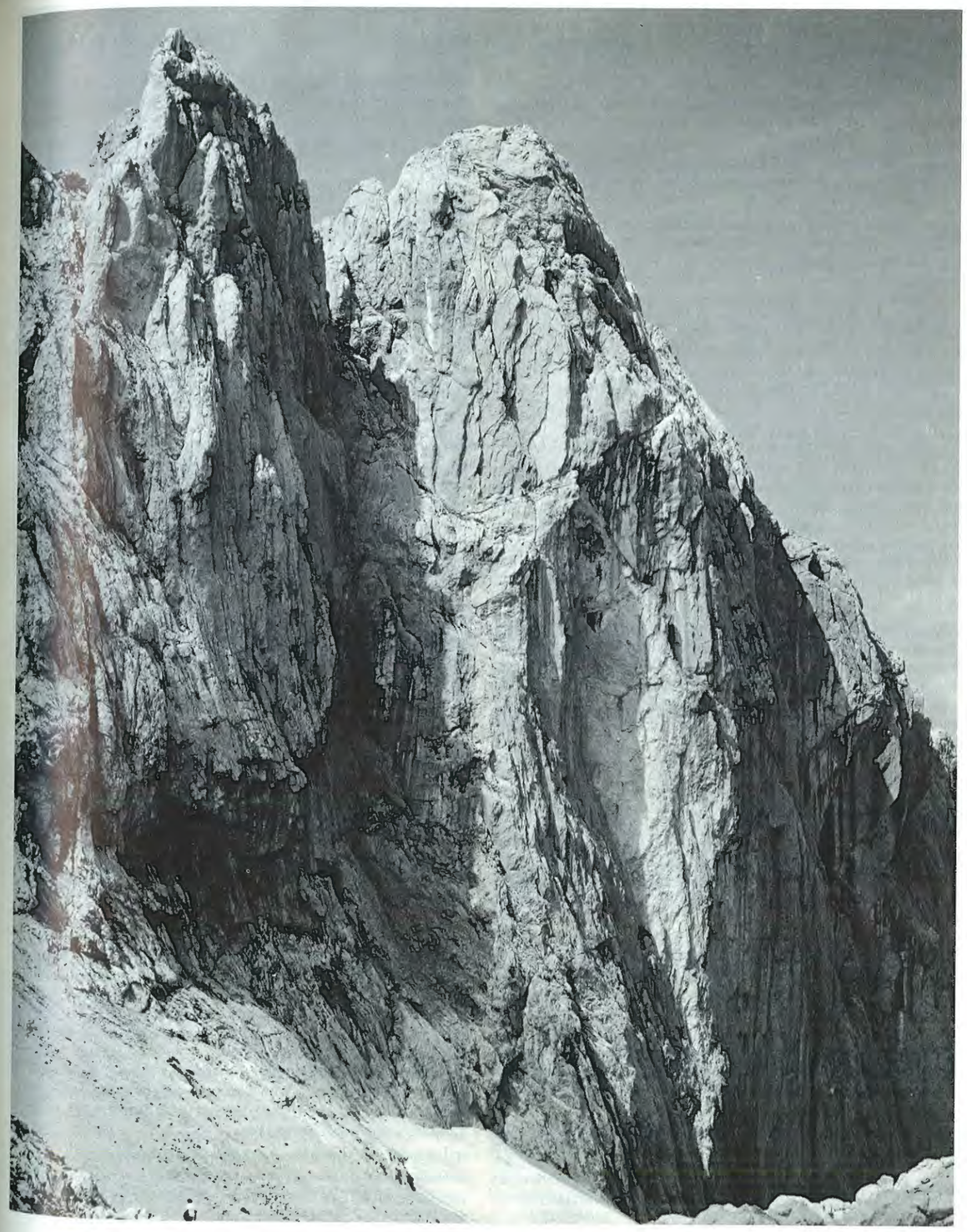
Andrea trennt bei ihrer Definition erst einmal das Bergsteigen vom Sportklettern. Im Bereich des Sportkletterns sei sie sowieso selbständig, meinte sie, da, wie gesagt, nur im Vorstieg gegangenes als geklettert gilt. Für sie gilt bei der Beurteilung der Selbständigkeit der Vorstieg sehr viel mehr als dies bei den Bergsteigerinnen der Fall ist. Auch bei Touren im Gebirge ist er für sie wichtigstes Kriterium, da sie sich nur so selbst bestätigen könne. „Eine Tour, in der ich nicht mit dem Partner im Überschlag gegangen bin, habe ich nicht gemacht. Es kommt mir darauf an, daß ich an jeder Stelle 'raufkomme." Etwas andere Ansichten vertraten Anka und Christa. „Selbständig bedeutet psychisch-moralische Verantwortung", erklärt letztere. Bevor sie jedoch begründet, warum, wird sie von Andrea unterbrochen. Diese glaubt nicht, daß das psychisch-moralische Element so wichtig sein kann, denn für sie z. B. bedeute es eine wesentlich größere Überwindung, im Klettergarten in ein paar Meter im VIII. Grad einzusteigen als in eine große alpine Tour. Und im Klettergarten sei es mit der moralischen Verantwortung ja nicht so wild.
Anka will das so nicht stehenlassen. Zum erstenmal an diesem Abend wird ihre ruhige Stimme vernehmlicher, sie selbst erscheint plötzlich lebhaft, total engagiert. „Zur Selbständigkeit, da gehört schon mehr dazu als nur vorzusteigen; klar, die Frau muß auch vorsteigen können, davon gehen wir immer aus. Aber sie muß meines Erachtens in der Tour nicht an jedem Punkt in der Lage sein, zu führen, um selbständig zu sein. Trotzdem ist sie verantwortlich für die Tour an sich. Man muß sich im Gelände zurechtfinden können, im Nebel zum Beispiel, den Zu- und Abstieg finden usw. Gut klettern zu können allein ist nicht das Wichtigste!"

Christa stimmt dem zu. Sie sagt, daß es für eine Seilschaft extrem wichtig sei, daß beide Partner die Verantwortung trügen und sie sich teilen könnten. Eine Frau, die in der Tour eine schwere Stelle an den Mann abgibt, ansonsten aber im Gebirge fit ist, ist für sie ganz sicher trotzdem eine selbständige Bergsteigerin.

Wir sind uns alle einig, daß wir – trotz unterschiedlicher Auffassung über die Priorität der Kriterien – fähig sein wollen, jede Tour, in die wir einsteigen, an jedem Punkt weiterführen und beenden zu können, falls der Partner einmal ausfällt. Und da sieht auch Andreas Ausspruch „Ich würde keine Tour gehen, die ich nicht jederzeit 'raufkomme" nicht nur leistungs- und ehrgeizorientiert aus.

Seite 55: Christaturm (links) und Fleischbank (Wilder Kaiser); Die Kerbe der Fleischbank-Südostverschneidung (im Bild knapp rechts der Gipfelfallinie) durchstieg Andrea Eisenhut, eine der Gesprächspartnerinnen, „rotpunkt", also frei, in Wechselführung mit Andreas Kubin – in diesem Stil war das die 2. Begehung der Route.

Foto: J. Winkler



Festzustellen bleibt, daß eine Frau dann am selbständigsten ist, wenn sie selbst ihre Leistungsfähigkeit einzuschätzen weiß und die Unternehmungen, die sie durchführt, auch dahingehend plant. Im Bewußtsein des eigenen Könnens eine Tour nachzugehen zeugt, meiner Meinung nach, mehr von Selbständigkeit als auf den Partner zu hören, wenn er sagt ‚mach doch, du kannst das schon...!'

Wie aber kann man das lernen, wenn man als Frau nie die Chance dazu erhält? Das ist die Frage, die sich Anka stellt. Sie macht Kurse für Frauen; Kurse, in denen die Teilnehmerinnen lernen sollen, wie man sich im Gebirge verhält; ganz elementare Dinge, vom einfachen Gehen bis zu den Seilkommandos. Aber als wichtigstes Element versucht Anka, ihnen Selbstvertrauen zu vermitteln. Wenn sie sich nämlich von ihren Schülerinnen erzählen läßt, was ihre Männer und Freunde ihnen gesagt haben, bevor sie auf den Kurs gingen, sieht sie ganz klar, daß sie genau da ansetzen muß. Es handelt sich bei den Kursteilnehmerinnen nämlich vorwiegend um Frauen, die bis zu diesem Zeitpunkt ohne eigene Entscheidungen einfach hinter ihren Lebensgefährten hergegangen sind, und bei denen Eigenschaften wie Verantwortlichkeit oder Entschlossenheit immer wieder im Keime erstickt wurden durch die Ansichten und Bemerkungen der Männer.

„Was willst du denn in so einem Kurs, du stellst dich mit dem Seil sowieso so dumm an... das lernst du doch sowieso nie...". Solche und ähnliche Aussprüche bekommen viele Frauen von ihren Männern zu hören. Und daran sieht Anka, daß es das Wichtigste ist, daß die Frauen erst einmal lernen, daran zu glauben, daß sie mehr und anderes können, als ihre Männer ihnen zutrauen.

Da kommt wieder die Frage aufs Tapet, warum die Tendenz heute verstärkt dahingeht, daß vor allem die jüngeren Frauen eben nicht mehr nur ‚mitgehen'.

Christa hat darauf schon eine Antwort. Ein Grund ist der, daß es früher – z. B. vor ca. 15 Jahren, als sie anfing zu klettern – für Frauen, bedingt durch die allgemeine gesellschaftlich untergeordnete Position, in der sie sich befanden, sehr schwer gewesen ist, irgendeine mit Verantwortung verbundene Aufgabe zu übernehmen. Denn für eine Frau, die zu einer Zeit aufgewachsen und zum Bergsteigen gekommen ist, in der es ‚Männersache' war, ist es unendlich viel schwerer, aus der Rolle der Geführten herauszukommen, sich selbst etwas zuzutrauen und eigenständige Leistungen zu erbringen, als für eine junge Frau, die erst vor einigen Jahren mit dem Klettern begonnen hat. Diese ist nämlich gar nicht mehr in die Situation gekommen, als Frau unbedingt die untergeordnete Rolle spielen zu müssen, der man sagen muß, was sie kann und was nicht. Weder im täglichen Leben, noch – Konsequenz daraus – beim Bergsteigen.

In letzter Zeit ist die Frau ja auch allgemein aus der Rolle der Schwächeren, der man nichts zutrauen darf, herausgewachsen, auch wenn es – wie im Gebirge – an Vorurteilen männlicherseits nicht mangelt. Aber für diese Frauen ist es selbstverständlich, zu führen und Verantwortung zu tragen.

„Und der andere Grund", Christa richtet sich im Stuhl auf, „der andere Grund ist die Motivation, warum du kletterst. Das ist ganz unabhängig von der Zeit, in der du angefangen hast. Es gibt ja auch heute noch genug Frauen, die nur ihrem Mann zuliebe ins Gebirge gehen und halt nur ‚mitgehen', alles so tun, wie er es bestimmt."

„Genau", schaltet sich Anka wieder einmal ins Gespräch ein, und man merkt, daß das ein Punkt ist, der sie sehr bewegt. „Das sind genau die Frauen, die nur mitmachen, weil sie sonst Angst haben, daß die Beziehung leidet; und im Grunde interessiert es sie überhaupt nicht, sie haben vielleicht sogar Angst, sind froh, wenn er sie 'raufzieht. Diese Frauen werden nicht den Wunsch haben, in Eigenverantwortung eine Tour zu führen."

Ich glaube, daß diese Art von Bergsteigerinnen unbewußt dazu beitragen, daß sich Vorurteile und das Bild von der schwachen, unselbständigen Frau im Gebirge heute noch in diesem Maße halten können. Denn ein Mann, der eine ohne ihn hilflose Frau im Schlepptau hat, wird wohl schnell dazu verführt, diese als Repräsentantin aller oder zumindest der meisten Bergsteigerinnen zu sehen.

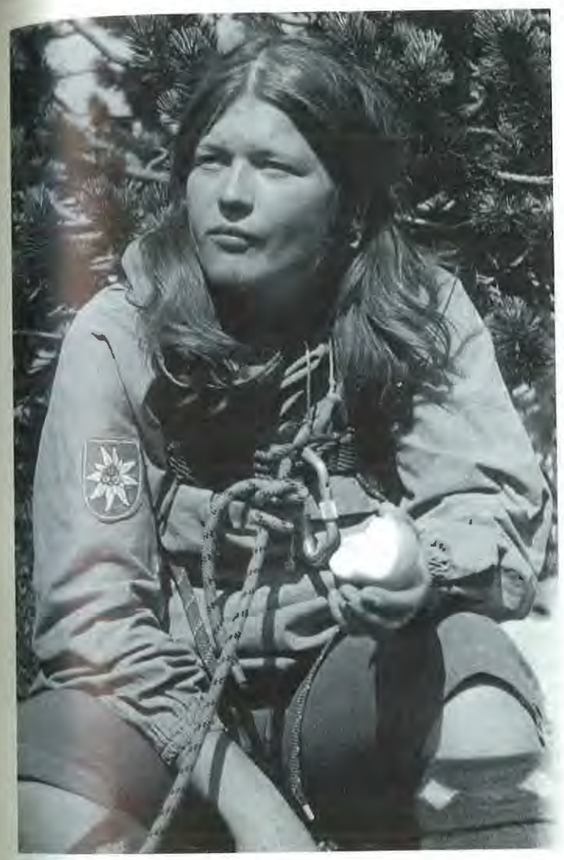
Zur Frage der Motivation und des Beginnens stellt Anka noch zur Diskussion, „daß es schon etwas ausmacht, ob man als Frau mit einer Frau, oder einem neutralen Partner oder mit dem Lebensgefährten beginnt. Denn, wenn man mit dem Mann, den man liebt, angefangen hat, bleibt man doch eher dabei, das prägt doch sehr stark!"

Hier unterbricht Christa erregt: „Es ist doch scheißegal, wie du zu der Idee des Kletterns kommst", ruft sie. „Maßgeblich ist doch, was du daraus machst, wie und ob du überhaupt weitermachst. Du wirst immer durch andere Leute an eine Idee oder Sache herangeführt, das ist okay. Aber irgendwann muß sich die Sache verselbständigen. Man darf nicht auf den Partner fixiert bleiben, sonst wird nie etwas Richtiges daraus. Die Frauen, die so völlig auf den Partner fixiert sind, die gehen beim Klettern immer hintennach, obwohl sie oftmals besser sind als ihre Männer."

Ich stelle die Frage, ob sie der Meinung sei, daß man sich, um wirkliche Leistungen erbringen zu können, von der Person, die einen zum Bergsteigen oder zum Klettern gebracht hat, von seinem (ehemaligen) Vorbild, emanzipieren muß.

Und Christa meint, genau das sei der springende Punkt. Man muß sich als Frau von der Beziehung emanzipieren, muß Beziehung und Bergsteigen in gewissem Maße trennen und hinter der Sache als solcher stehen; wenn man das geschafft hat, kann man auch in der Beziehung selbständig bergsteigen. Eben dieses ist aber bei der Vielzahl der bergsteigenden Frauen nicht der Fall. Christa begründet diese Behauptung mit der leider nur zu deutlich beobachtbaren Tatsache, daß viele Frauen, auch wenn sie sehr gut sind, wenn der Partner das Bergsteigen aufhört, dann auch nicht weitermachen.

Bei diesen Worten ist Andrea aufmerksam geworden. „Ja, jetzt müssen wir dann wirklich einmal klären, wieso wir klettern, wieso wir nicht von einem bestimmten Partner oder Vorbild abhängig sind."



Rast nach der Tour –
„der andere Grund ist die Motivation, warum du kletterst."

Foto:
G. Harder

Ich nicke. „Was bedeutet Bergsteigen, Klettern für euch", frage ich. „Ist es einfach ein Hobby, oder eine Weltanschauung oder Sport; vielleicht auch etwas ganz anderes, wie seht ihr das für euch persönlich?"

Andrea braucht bei dieser Frage nicht lange nachzudenken. Für sie ist Klettern Leistungssport, mit allem was dazugehört: Ehrgeiz, Leistungsgedanke, intensives Training – es ist anstrengend und manchmal mühsam, aber es macht Spaß und ist ein Erlebnis eigener Art.

Ganz so leicht tun sich Anka und Christa nicht. Anka gibt z. B. zu bedenken, daß so etwas sehr schwer zu definieren ist, weil es erstens äußerst subjektiv und zweitens zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Situationen immer von anderer Bedeutung ist. Bergsteigen ist für sie zwar auch Sport, aber nicht nur; es ist viel mehr und dieses „mehr" kann sie nicht genau bestimmen. Auch Christa bezeichnet das Bergsteigen als etwas sehr Dynamisches, das nie ein genau definierbarer Lebensinhalt ist. „Es ist für mich einmal dies und dann wieder etwas ganz anderes, je nach Situation und Stimmung. Aber ich mache es nie rein aus sportlichem Ehrgeiz, dazu bin ich von der Motivation her viel zu durchschnittlich; und darum akzeptiere ich auch ein gewisses Niveau, darum will ich gar nicht besser sein. Denn um das zu können, müßte ich viel zuviel von meiner Zeit und meiner Energie ins Klettern stecken; und diesen absolut ausfüllenden Stellenwert hat es für mich nicht, ich habe auch noch andere Interessen."

Jetzt, wo wieder die Motivation ins Spiel kommt, ist Andrea endgültig nicht mehr bereit, Bergsteigen und Sportklettern so durcheinander als Gesamtheit zu behandeln, wie wir es bisher vorwiegend gemacht haben.

Sie erzählt von ihrer Motivation und davon, wie sie zum Sportklettern gekommen ist. Das sieht so aus, daß sie vor drei Jahren ganz zufällig in den bekannten und beliebten Klettergarten der Münchner, nach Buchenhain, gekommen ist und, als sie die Leute da „rumturnen" sah, es auch einmal probiert hat. Das hat ihr dann soviel Spaß gemacht, daß sie dabeigeblieben ist, im Klettergarten trainiert hat und immer besser geworden ist. Sie steht selber voll hinter der Sache, hat wegen der Sache als solcher angefangen und nicht wegen eines bestimmten Menschen; und so ist sie bei dieser Sache geblieben, ist Sportkletterin geworden und keine Alpinistin, wenngleich sie auch im Gebirge mit verschiedenen Partnern schwere Touren geht. Seit diesem Anfang jedenfalls, so sagt sie, gibt es für sie nichts anderes mehr als Klettern, und ihre Motivation zum Training ist unter anderem ihr Ehrgeiz. „Ich will eben auf diesem Gebiet die Beste sein, und dafür trainiere ich!" erklärt sie.

„Das ist der Unterschied zwischen dir und mir", meint dazu Anka. „Ich will überall ein bißchen gut sein und muß mich darum überall mit einem gewissen Standard zufriedengeben. Der Unterschied liegt auch darin, daß ich mich nicht zu den Sportkletterern zähle, sondern zu den alpinen Kletterern, sowohl von der ‚Geländewahl' als auch von der Einstellung her."

Sie muß deswegen, wenn sie selbständig gehen will, eben auch in Bereichen gut sein, mit denen sich jemand, der sich vorwiegend in Klettergärten bewegt, gar nicht zu befassen braucht. Aber ihr geht es auch nicht um Schwierigkeitsgrade und das Klettern allein, sondern um das Gebirge und das Erlebnis.

Ich frage mich, wieso das Gros der kletternden Frauen im Bereich des Sportkletterns und nicht in großen alpinen Touren zu finden ist. Und wie auch meine Gesprächspartnerinnen meinen, liegt es daran, daß man als Frau in diesem Bereich viel weniger mit Vorurteilen zu kämpfen hat und es auch leichter hat, selbständig zu beginnen und weiterzumachen, weil das Sportklettern eine relativ junge Bewegung ohne Traditionen ist, in der Männer und Frauen eine gleich bewertete Ausgangsposition haben.

Auch beim alpinen Felsklettern werden die Vorurteile ja langsam abgebaut, im Bereich der Eistouren und schweren kombinierten Touren halten sich die Vorurteile den wenigen hier vertretenen Frauen gegenüber noch am hartnäckigsten. Überhaupt, Vorurteile! Da kommt einem natürlich der Gedanke, daß viele Frauen, die in reinen Frauenseilschaften gehen, es deswegen tun, um den Männern zu zeigen, daß es auch ohne sie und ihre Anleitung geht und daß sämtliche Vorurteile unberechtigt sind. Ist es tatsächlich so, oder gibt es auch noch andere Beweggründe, z. B. daß sich Frauen unter sich wohler fühlen? – Die Meinungen dazu sind sehr unterschiedlich.

Andrea: „Die wollen doch nur etwas Besonderes sein, das ist alles!"

So einfach sieht Christa die Sache nicht. Sie ist der Meinung, daß es mit der ‚Vorurteilstheorie' schon etwas auf sich hat, wenn

auch nicht so kraß. „Man muß bestimmte Bereiche ohne die Männer machen können, damit man sie dann wieder mit den Männern machen kann. Denn wenn man selbst weiß, was man ohne die Männer kann, rufen deren Vorurteile keine Selbstzweifel hervor und man kann sich viel natürlicher verhalten und bessere Leistungen bringen. Mir jedenfalls geht es so, daß ich gleichwertige Partner suche, die mich nicht unterdrücken wollen."

Anka ergänzt, daß sicherlich auch bei reinen Frauenseilschaften immer eine das Übergewicht haben wird, dann aber wirklich die Stärkere und Erfahrenere, während bei gemischten Seilschaften manchmal der Schlechtere die Führung beansprucht, nur weil er ein Mann ist und es deswegen für selbstverständlich hält.

Ein nachdenklicher Seufzer entschlüpft Anka und sie lächelt in die Runde. „Was glaubt ihr", fragt sie, „ob sich wohl die Männer auch so viele Gedanken machen über Harmonie und Erlebnisse in der gemischten Seilschaft, oder ob für sie der Leistungsgedanke im Vordergrund steht?" Nachdenkliches Schweigen. Und da fährt Anka, plötzlich erregt, auch schon fort: „Überhaupt ist das ein Thema, das immer diskret totgeschwiegen wird, die Rolle der Frauen in der gemischten Seilschaft! Wenn eine Frau mit einem Mann klettert, denkt doch jeder gleich, die haben was miteinander, sonst würde er nicht mit ihr gehen! Und früher war es ja tatsächlich oft so, daß eine Frau im Bett dafür bezahlte, wenn sie auf eine Tour mitgenommen wurde."

Christa stimmt Anka zu. Sie hat die Entwicklung im Bergsteigen seit fünfzehn Jahren mitgemacht, und damals, als sie am Anfang stand, war es für sie wirklich ein Problem, zu entscheiden, was sie mitmachen sollte oder nicht. Denn manche Männer wollten wirklich eine gewisse Entlohnung für's ‚Mitnehmen' – es war ja allgemeine Ansicht, daß es nicht das Verdienst der Frau selbst war, wenn sie eine Tour schaffte, sondern das des ‚führenden' Mannes. Außerdem – weil diese Ansicht so tief verwurzelt war –, gab es auch Schwierigkeiten mit der Frau oder der Freundin desjenigen, mit dem sie nur zum Klettern gehen wollte. „Ich kenne auch heute noch Frauen, die so für gute Touren zahlen", wirft Andrea ein.

„Ich weiß nicht, ob man das so einfach sehen kann", gibt Anka zu bedenken. „Wenn man mit einem Mann zusammen eine Tour geht, also etwas Wunderschönes oder Anstrengendes zusammen macht, dann ist es erstens schon einmal Voraussetzung, daß einem derjenige sympathisch ist. Und durch solche tiefen Erlebnisse nach einem Tourentag ist man doch ganz anders sensibilisiert für Gefühle und Stimmungen als sonst, so daß man vielleicht mit jemandem ein Verhältnis aufbaut, was man normalerweise nicht täte. Ich sehe ‚Liebe' nicht in jedem Fall als Bezahlung, schon gar nicht, wenn die Frau auch für das ganze Unternehmen mitverantwortlich ist."

Christa fügt hinzu, daß sich die Ansichten heute doch gewaltig geändert hätten, auch wenn die Frau nur mitginge und keine Führungsaufgaben übernähme. Denn wenn man als Frau das Klettern zu seinem Hobby erklärt, lernt man ja praktisch nur Leute mit denselben Interessen kennen, und das sind leider auch heute noch in der überwiegenden Mehrzahl Männer. Es ist nur logisch, daß Frauen mit Männern gehen, und nicht, nur um dem „gesellschaftlichen Anstand" zu genügen, krampfhaft nach einem weiblichen Seilpartner suchen.

Ich selbst glaube, daß es heute generell zwei verschiedene Arten der gemischten Seilschaft gibt. Die erste Form ist die, wo sie nur ihm zuliebe und ohne eigenes Interesse mitgeht.

Die zweite Art – und so sehen sich meine Gesprächspartnerinnen – ist dergestalt, daß man miteinander geht, weil man sich mag, weil schöne oder anstrengende Erlebnisse mit dem geliebten Menschen zusammen eben noch tiefer werden. Es ist die Form einer guten Partnerschaft, in der überschlagen geführt wird und in der gegenseitiges Vertrauen eine ausschlaggebende Basis für das Gelingen einer Tour und das Erbringen extremer Leistungen ist. Andrea drückt es folgendermaßen aus: „Ich geh' eben lieber mit dem Andreas, da weiß ich, wie er sichert, und daß ich nicht fünf Meter Schlappseil habe, wenn ich eine schwierige Stelle klettere!"

Wir sind alle der Meinung, daß es bei dieser Form der gemischten Seilschaft für reibungsloses Funktionieren vor allem auf Gleichberechtigung und Ausgewogenheit in der Verteilung der Aufgaben ankommt. Nur so kann sich auch die Frau selbst bestätigen, fühlt sich nicht unterdrückt und ist deshalb auch nicht in der Gefahr, mit der Zeit immer unzufriedener zu werden, Aggressionen aufzustauen und so die Partnerschaft entweder nur für sie (wenn sie ihre Unzufriedenheit schluckt) oder für beide (im anderen Fall) unerquicklich werden zu lassen.

Ich weiß es ja aus eigener Erfahrung: Seit ich aus dem Anfängerstadium heraus bin und mit meinem Freund in Wechselführung gehe, sind die Touren ein viel größeres Erlebnis, sind wir als Seilschaft viel besser eingespielt und es gibt keinen Anlaß für irgendwelche Aggressionen.

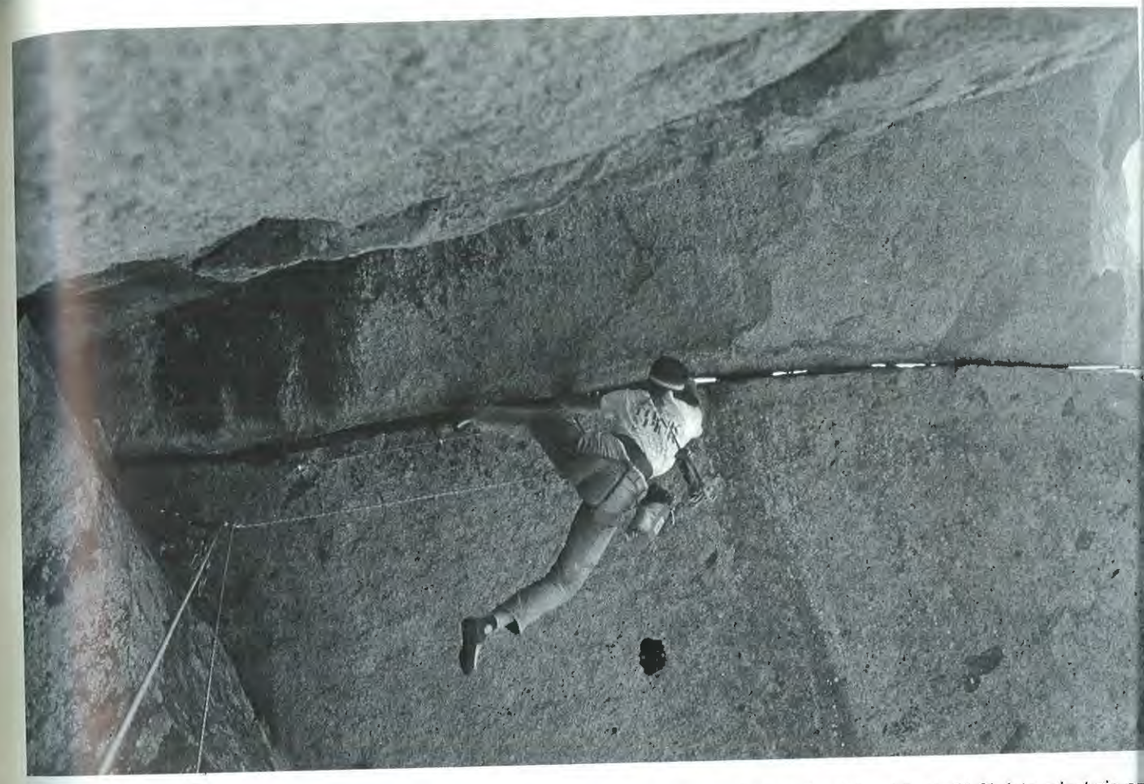
In diese meine Gedanken hinein, die ich eben geäußert habe, dringt ein Protestschrei aus der Richtung, in der Christa sitzt, und aus Ankas Ecke folgt ein zweiter.

„Das stimmt doch nicht!" Christa schüttelt ob meiner Behauptung den Kopf. „Das habe ich schon so oft beobachtet! Die meisten Paare streiten beim Klettern doch wie die Hölle, da meint man ja gleich, das ist ein Scheidungsgrund." Sie führt das von ihr beobachtete Phänomen darauf zurück, daß man gegenüber dem Partner Aggressionen – die ihrer Meinung nach beim Klettern zwangsläufig auftreten – viel leichter und hemmungsloser freigibt, weil man sich sowieso gegenseitig kennt und folglich meint, man müsse sich nicht zusammennehmen. Bei anderen, neutralen Seilpartnern, so glaubt sie, sähe man mehr Anlaß, sich zusammenzunehmen.

Ich frage mich, wodurch beim Klettern, für die meisten doch eine Freude bereitende Tätigkeit, zwangsläufig Aggressionen und Streß entstehen müssen. Sollte die Ursache nicht vielleicht in einem gewissen, oftmals auch zwischen Lebensgefährten nicht ausschaltbaren Konkurrenzdenken liegen? Sind wir Frauen, bedingt durch die bestehenden Vorurteile, besonders darauf aus, zu zeigen, daß wir genausogut, möglichst besser sind, als jeder Mann in unserer Umgebung, den eigenen Partner mit eingeschlossen?

Seite 59:
Andrea Eisenhut als Seilerste im Rißdach von „Separate Reality", USA, Yosemite.

Foto: A. Kubin



Anka und Andrea bestätigen diese These. Bei Andrea kommt es – wahrscheinlich hervorgerufen durch ihre Motivation, die nach sportlicher Höchstleistung strebt – besonders deutlich zum Ausdruck. Sie grinst zwar etwas bei dem, was sie sagt, aber wenn man ihr zuhört, zweifelt man nicht daran, daß sie es eigentlich recht ernst meint: „Der Andreas redet mir immer zu, spornt mich an, und er freut sich mit mir, wenn ich eine besonders schwere Stelle geschafft habe, auch wenn er da noch nicht hinaufgekommen ist; mir dagegen stinkt es schon etwas, wenn er wo 'raufkommt, wo ich nicht 'raufkomme." Und nach kurzem Blick in die Runde fügt sie hinzu: „Ich glaube, eine Beziehung zwischen zwei Partnern, wo einer sehr schwere Sachen geht, was ihm dann auch sehr viel bedeutet, und die Aktivitäten des anderen sich im vierten Schwierigkeitsgrad abspielen, ist sehr starken Belastungen ausgesetzt und hat auf Dauer gesehen wegen der geringen Grundlage wenig Sinn."

Ich frage die anderen, wie sie die Sache sehen. Christa meint, daß sie über die Zeit des Konkurrenzkampfes hinaus sei. „Wer mit mir klettern gehen will, der muß mich so nehmen, wie ich halt klettere; und ich gehe in dem Schwierigkeitsgrad, der für mich stimmt; ich brauche niemand zu übertrumpfen und niemandem etwas zu beweisen." Sie ist „emanzipiert" und selbstbewußt, daß sie solche Leistungsbeweise nicht nötig hat. Bei Andrea ist das genauso, so daß ihr Konkurrenzdenken wohl geschlechterunabhängig und rein sportlicher Natur ist; sie kann es sich weder vor männlichem noch vor weiblichem Publikum leisten, in einem Vier herunterzufallen, da die Zuschauer eine unheimlich hohe Erwartungshaltung haben. Ich frage sie: „Andrea, was würdest du tun, wenn es eine Frau gäbe, die besser wäre als du oder die zumindest eine Gefahr darstellen könnte?" Christa grinst sie an: „Da würdest du ausflippen, mehr noch, als wenn ein Mann besser ist!"

„Ja, das stimmt", erwidert Andrea. Sie sieht nachdenklich aus: „Dann würd' ich mehr trainieren!" sagt sie schließlich. „Und wenn das nichts nützt?" – „Dann würd' ich noch mehr trainieren."

Anka vertritt eine andere Ansicht, die sich folgendermaße anhört: Für sie gibt es nur in geringem Umfang sportliche Ehrgeiz beim Klettern. Sie sieht die Natur und das Bergerlebn als das Vorrangige und glaubt deshalb auch, keine Konkurren gefühle aufzubauen.

Mir ist noch der Gedanke gekommen, daß solche extreme Ansichten bezüglich Ehrgeiz und Konkurrenz wie Andrea s äußert, irgendwie auch mit dem Wohl- oder Unbehagen, da einem Publicity bereitet, zusammenhängen müßte.

„Was bedeutet für dich Öffentlichkeit?" frage ich Andrea. „Ma sieht zum Beispiel überall Fotos von dir, wie du das Rißdach ‚Separate Reality' frei vorsteigst. Hätte dir dieser Erfolg wenig gebracht, wenn er nicht bekannt geworden wäre?"

Ihre Antwort lautet, daß Bekanntheit ihr eigentlich unangeneh ist. „Man wird immer so komisch angestarrt, wenn man in e Klettergebiet kommt, und die Leute haben dann auch gewis Ansprüche, ich kann es mir nicht leisten, irgendwo 'runterzuf len'". Aber so etwas wie die Begehung von ‚Separate Reali könne man gar nicht geheimhalten, auch wenn man es v suchte, meint sie.

Und einen angenehmen Aspekt hat die Bekanntheit ja au noch, denn für die Fotos bekommt sie natürlich zum Teil au etwas bezahlt.



Es ist ganz auffällig, daß, wenn es um Frauenbergsteigen geht, in der Öffentlichkeit überwiegend Frauen vorgestellt werden, die extrem Felsklettern. Von Frauen, die in anderen extremen Bereichen des Alpinismus zu Hause sind, wird relativ wenig gesprochen. Wieso eigentlich?

„Weil es da eben sehr wenige Frauen gibt", meint Anka. „Viel mehr Frauen klettern doch, als daß sie Expeditionen machen oder Eiswände gehen!"

Christa meint, daß diese Erscheinung darauf zurückzuführen sei, daß es einfach eine Art des Bergsteigens sei, die trotz aller Gleichberechtigung die Männer mehr anspreche. Und zwar einfach deswegen, weil ihrer Meinung nach Frauen weniger gern mit riesigem Kraftaufwand, womöglich noch ‚mit der Stoppuhr in der Hand' durch eine Eiswand rasen, als sich elegant und sicher im Fels zu bewegen. „Das Klettern bringt mir viel mehr als das Eisgehen oder Touren in kombiniertem Gelände. Beim Klettern bin ich fasziniert von der Bewegung, es ist kreativ, man kann Eleganz 'reinbringen! Ich glaube, das Eisgehen wird nie eine Frauendomäne werden, weil sie irgendwie bewegungsabhängiger sind, ihnen ist der Genuß an der Bewegung meist mehr wert als die meßbare Leistung. Und dann glaube ich auch, daß Frauen bei objektiv gefährlichen Touren – und das sind kombinierte Sachen ja – einfach ängstlicher sind."

Dieser letzte Satz setzt mich zuerst etwas in Erstaunen, vor allem, da die beiden anderen Frauen zustimmen. Aber dann erscheint er mir als Ausdruck der Tatsache, daß die Frauen heutzutage nicht nur an Selbstbewußtsein und Selbständigkeit gewonnen haben, sondern auch fähig sind, sich selbst, ihre Leistungen und ihre Grenzen realistisch einzuschätzen. Und das kommt, ich glaube, aus dem vorangegangenen Gespräch ist dies ohne weiteres zu entnehmen, vor allem daher, daß sich die Stellung der Frau in der Gesellschaft und im Leben überhaupt in den letzten 10 bis 15 Jahren entscheidend gewandelt hat. So wie die Frauen heute in der Gesellschaft dastehen, so erscheinen sie auch im Bergsteigen; sie können es sich leisten, auch ihre Grenzen ehrlich zuzugeben, ohne gleich wieder als minderwertig eingestuft zu werden.

Bergsteigen als Repräsentant des täglichen Lebens, Leistungssteigerung und zahlenmäßiger Aufschwung extrem bergsteigender Frauen als Ausdruck eines Wandels in den Anschauungen der Gesellschaft, noch vorhandene Vorurteile als Ausdruck noch bestehender Rückständigkeiten – ich glaube, so kann man die Entwicklung im Frauenbergsteigen in etwa zusammenfassen.

„Unterwegs"

Studie über das Weltbild Reinhold Messners

Herbert Guggenbichler

Seite 60:
Am Col Grand Ferret
(Montblancgebiet)

Foto:
K. Puntschuh

Reinhold Messner, das Vorbild eines Bergsteigers für die einen – nicht nur Bergsteiger –, erreicht für die anderen als Anti-Vorbild vergleichbare Dimensionen. Fast scheint es nicht möglich, ihm unbefangen gegenüberzustehen, ihn zu sehen und zu nehmen, wie er ist. Reinhold Messner ist ein Kristallisationspunkt. An ihm scheiden sich die Geister. Das gilt auch für sein unterdessen schon sehr umfangreiches alpinliterarisches Werk. Mit diesem setzt sich auf den nächsten Seiten Dr. Herbert Guggenbichler – Landsmann Messners, Pressereferent des Alpenvereins Südtirol – auseinander: „Dabei bleibt das Ziel, möglichst nicht zu urteilen, vielmehr zum Nachdenken über diese vielschichtige und interessante Persönlichkeit anzuregen", schreibt Dr. Guggenbichler. Zu Fragen, die eben deshalb offenbleiben in dem Beitrag oder durch ihn aufgetan werden, nimmt Reinhold Messner selbst abschließend Stellung. (d. Red.)

„...Und was mir nun auch noch als Schicksal und
Erlebnis komme, – ein Wandern wird darin sein und
ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur noch sich
selber... Du aber, o Zarathustra, wolltest aller
Dinge Grund schauen und Hintergrund: so mußt du
über dich selber steigen, – hinan, hinauf, bis du
auch deine Sterne noch unter dir hast!..."

Friedrich Nietzsche

„Trotz meiner Müdigkeit und Beschaulichkeit begleitet mich jetzt das tiefe Bewußtsein, alle Geheimnisse dieser rätselhaften Welt in mir zu haben – die Fragen wie die Antworten; in mir die Kraft des Lebens und Leben zu geben; in mir den Tod, Anfang und Ende."[9]

So bedeutsame Worte glaubte Reinhold Messner nach seinem aufsehenerregenden Alleingang auf den Nanga Parbat (1978) schreiben zu können. Es war Messners fünfte Besteigung eines Achttausenders und zudem die erste im Alleingang. Inzwischen sind es 12 Achttausenderbesteigungen geworden. Eine solche Leistung hat niemand vor ihm vollbracht. Messner ist darum auch berühmt geworden. Sein Bild füllt die Titelseiten der Illustrierten. Als Vortragender wird er stürmisch gefeiert. Seit Jahren stehen seine Bücher auf der Bestsellerliste. Er gilt, wie „Der Spiegel" schon 1979 schrieb, als Volksheld bis hinab in die flachsten Regionen deutscher Zunge.

In Südtirol, seinem Heimatland, schlägt die Begeisterung nicht so hohe Wellen. Die Gründe hierfür mögen mannigfaltig sein. Vielleicht ist es einfach so, daß der Prophet im eigenen Lande weniger gilt. Vielleicht haben manche despektierliche Äußerungen Messners über die Verhältnisse in Südtirol Verärgerung ausgelöst. Es mag auch sein, daß ein „Anarchist", als der sich Messner gibt, in einem stockkonservativen Land auf Unverständnis stoßen muß. Jedoch, wie dem auch sei, zu Messner gibt es keine Alternative. Man kommt an ihm nicht vorbei. Goethe schrieb, die Tat sei überall entscheidend. Die bergsteigerische Tat spricht unbedingt für Messner. Doch nicht nur das: auch seine Worte haben Gewicht. Daher wäre es mehr als ungerecht, wollte man divergierende Ansichten, scheinbare Widersprüchlichkeiten oder was einem sonst nicht paßt zur Basis der Beurteilung machen. Messners physische Leistungen in ihrer ganzen Tragweite beurteilen können ohnedies nur wenige. Andererseits aber darf wohl versucht werden, ihm nach seinem geistigen Werk gerecht zu werden. Messners Freund, Bruno Morawetz, ein guter Kenner des Bergsteigens, schrieb: „Was den Alpinisten Messner auszeichnet, ist sein hohes technisches Können am Berg, seine geistige Vorbereitung auf eine Unternehmung und sein profundes Wissen um jene, die vor ihm waren". Das ist freilich schon sehr viel. Die körperliche und geistige Vorbereitung war immer schon eine Stärke Messners. Doch seine Bedeutung erschöpft sich nicht hierin. So hat es Morawetz auch nicht gemeint, vielmehr wollten er nur eine besonders starke Seite von Messner aufzeigen. Zu groß ist Messners Einfluß auf den Alpinismus, zu eigenwillig (oftmals freilich auch zu problematisch) erscheinen, wo immer auch, seine Gedanken. Schon seine Aussagen über den Sinn des Bergsteigens, mit 26 Jahren gemacht, sind zwar im Grunde nicht neu, lassen indes für den späteren Messner recht spezifische Formulierungen erkennen: *„Bergsteigen als Sport, Spiel, Abenteuer, Bergsteigen als Weg zur Selbstfindung."*[1] Auch manche seiner Gedanken über die Bergvölker oder über den Umweltschutz sprengen den Rahmen des bisher Üblichen. Alles zusammen ergibt das Werk Messners, wie zu zeigen sein wird,

ein – in Einzelheiten oftmals widerspruchvolles – in seiner Gesamtheit trotzdem ein recht geschlossen erscheinendes Denkmodell. Dabei stellt sich die interessante Frage, wo steht Messner philosophisch gesehen – und dann, ist Messners zentrales Thema, sein „Weg zu sich selbst" aus der Lebenserfahrung heraus gewonnen oder beruhen seine Aussagen auf einer breiten Basis philosophischer Lehren, die ihm möglicherweise bekannt sind, und die er nun durch sein Handeln bestätigt sieht.

Wie dem auch sei, es soll im Folgenden versucht werden, zu fixieren, wo Messner mit seinen Maximen steht, immer gemessen am Denken unserer Zeit. Dabei bleibt das Ziel, möglichst nicht zu urteilen, vielmehr zum Nachdenken über diese vielschichtige und interessante Persönlichkeit anzuregen.

Bergsteigen – eine Möglichkeit

Messners Tätigkeit als Schriftsteller begann um 1970 mit seinem Buch, *„Zurück in die Berge – Bergsteigen als Lebensform"*, ein Bekenntnisband eines jungen Menschen, der großes Aufsehen erregte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Messner, zu jener Zeit bereits ein bekannter Bergsteiger, dachte damals noch, Bergsteigen könnte ihm „Lebensform" sein, ja noch mehr, es könnte ihm zur „Berufung" werden. Dies drückt er so aus:
„Glückbringende Dinge...
Dinge, zu denen wir eine besondere Beziehung haben und Beschäftigungen, für die wir eine besondere Berufung fühlen, sind es. Die Berge sind es für mich und das Bergsteigen. Ich ahne darin eine Möglichkeit, glücklich zu sein."...[1] „Kletterern geht es in erster Linie um eine Form der Selbstfindung, Bergsteigen wird zur Lebensform, zur Weltanschauung."[53]
Später gebraucht er die Worte „Berufung, Lebensform" oder gar „Weltanschauung" immer seltener; die Berge werden ihm Mittel zum Zweck:
„Das Bergsteigen hat den Sinn in sich selbst".[6] „Bergwandern und Bergsteigen ist nur Bewegung um ihrer selbst Willen..."[1]
Er tendiert immer mehr zur Meinung, Bergsteigen sei nichts anderes, als ein Hilfsmittel, mit den Schwierigkeiten des Lebens besser fertig zu werden oder anders ausgedrückt, Bergsteigen könnte ein *„Katalysator für die Selbstfindung"*[54] sein. Um diese Zeit schrieb er in einem seiner Bücher:
„Wie viele von uns leiden in irgendeiner Form darunter, daß ihre Fähigkeiten nicht gefordert werden. Es gibt viele Möglichkeiten, sich selbst zu fordern. Die ‚großen Wände' sind eine davon."[4]
Diese seine „Selbstforderung" oder „Selbstfindung" zieht sich nun tatsächlich wie ein roter Faden durch alle seine Werke. Etwa so:
„Zweifellos ist Bergsteigen eine Hilfe in Richtung Selbstverwirklichung."[53]
In *„Arena der Einsamkeit"* steht es dann schon genauer, worum es geht:
„Jetzt ist es nicht mehr in erster Linie der Berg, der herausfordert, der Berg und seine Höhe, die Umweltbedingungen und die technischen Schwierigkeiten, sondern die Frage nach dem Verhalten des Menschen in diesen Höhen, bei diesen Schwierigkeiten, in dieser grenzenlosen Einsamkeit."[3]
Dies sind einige Gedanken Messners. Sie sind im Grunde alle nicht neu. Seit es Alpinismus gibt, haben viele Bergsteiger über den Sinn ihres Tuns nachgedacht und auch geschrieben. Auch ich teilte von jeher die Meinung, Bergsteigen sei letzten Endes Mittel zum Zweck. Ich drückte mich 1961 so aus:
„...Wer Bergsteigen und Wandern zur regelmäßigen Freizeitgestaltung wählt, trifft am Berg auf ein ihm zwar fremd gewordenes, aber doch seinem Wesen entsprechendes Milieu. Er tritt einem zwar stärkeren, jedoch natürlichen Element gegenüber und erkennt daran bald die Schwächen und Mängel seiner zivilisierten Welt. Er erkennt mit anderen Worten die Grenzen seines menschlichen Wesens. Er erfährt auf Schritt und Tritt die Schwerkraft, sie wird ihm zum dauernden Erlebnis und er steht nun – vielleicht erstmalig – mit beiden Beinen auf der Erde... Dieses Erlebnis bereichert und befruchtet nachhaltig. Der Bergsteiger entdeckt Dinge, die er in der Hast des Alltags fast vergessen – oder übersehen hatte. Er entdeckt seine Umwelt und lernt diese in ihrer Natürlichkeit achten, schätzen und lieben. Er entdeckt sich selbst, und in der Muße der Betrachtung ist er in der Lage, seinen Körper zu einem vollwertigen Werkzeug seines Geistes zu machen. Er erfährt somit, was die Alten unter ‚Auffrischung des Geistes' verstanden. Er lernt schließlich den unersetzbaren Wert der Einsamkeit schätzen. ...Der Bergsteiger kehrt zurück mit einem Schatz an Erfahrungen und Erkenntnissen, die ihm nicht nur keiner rauben kann, sondern die ihn noch dazu der Masse entheben: er ist am Berg zum Individualisten geworden."[17]
Jeder findet für solche und ähnliche Gedanken entsprechend seinem Wesen andere Worte. Der Betonung wert ist jedoch noch eines: die Tätigkeit an *s i c h* ist wertvoll und die Art des Bergsteigens und der Schwierigkeitsgrad sind nebensächlich. Dies bekräftigt auch Messner:
„...Es heißt nicht, daß ein Wanderer weniger erlebt. Es genügt die Begeisterung. Der 6. Grad ist dafür nicht wichtig. Die Berge sind gerecht. Sie können dem Wanderer mehr geben, als dem Bezwinger der Direttissima."[7]
Später geht er noch weiter und bekennt:
„Erstmals habe ich das Gefühl, daß ich auch ohne Gipfel als Ziel leben kann."[48]
In allerletzter Zeit betont Messner zusehends die Dynamik seines Suchens:
„Es ist nicht wichtig, ob das, was ich tue, gelingt – ich bin unterwegs... das allein zählt."[12]
Was Messner anderen Bergschriftstellern voraushat – und darauf beruht wohl zum Teil sein überdurchschnittlicher Erfolg als Autor – ist die Fähigkeit, Essentielles in knapp geformten und dabei auch in sprachlich schönen Sätzen auszudrücken. Etwa so:
„Ich wollte einmal hoch hinaufsteigen, um tief in mich hineinblikken zu können".[8]
Neben einer schönen Form kommt es ihm schon auch sehr auf den Inhalt an:
„Das Wesentliche an einer Bergfahrt ist nicht der Gipfel, auch nicht der Abgrund oder der Kampf, nicht die Gefahr und nicht der Mut, sondern der Kreis, den uns der Berg eröffnet. Und ich meine nicht nur die Aussicht."[1]

Oder es geht, wie so oft, um den Sinn des Bergsteigens:
„...Ich sehe den Nutzen des Bergsteigens nicht in der Weiterentwicklung der technischen Grundlagen, sondern darin, daß Instinkte und Fähigkeiten des Menschen sich erweitern. Das Wissen um seine (des Menschen) Begrenztheit ist ebenso wichtig, wie sein Unendlichkeitsanspruch."[12]
Auch immer neue Gedanken werden offenbar:
„...Der Gipfel, der Ort, wo alle Knoten sich lösen..."[12]
Ein anderes Mal ist – bei Messner selten genug – vom Glück die Rede:
„Wenn man da oben hängt, in einer Grenzsituation vielleicht, seine Kraft spürt und seine Möglichkeiten und sich dann haarscharf zwischen Selbstmord und Verzicht entscheidet, auch das macht glücklich..."[4]
Die Frage nach dem Glück, dem Zustand des „Glücklichseins" spielt tatsächlich nicht jene Rolle in Messners Aussagen, welche viele, die ihn danach befragten, vielleicht vermutet hätten. Er schreibt eigentlich recht selten vom Bergglück, so daß es fast den Anschein hat, er scheue sich, dieses Wort allzuoft zu gebrauchen, aus Angst, es könnten die raren Augenblioke des Glücklichseins sonst für immer ausbleiben. Messner zitiert auch einmal Harrer, der auch vom ganz sicher „sehr relativen Gipfelglück" spricht. Von einem länger anhaltenden Glücksgefühl hält Messner, so darf man vermuten, ebenso wenig wie G. Ch. Lichtenberg, der einmal schreibt, ein solches verlöre schon allein durch seine Dauer.
So stark eingeschränkt, kann es bei Messner bisweilen schon doch durchbrechen:
„Jetzt bin ich einen Augenblick lang nichts als glücklich."[10]
Oder Messner setzt, dies ist gar nicht selten, Glück gleich Zufriedenheit:
„...Im Bergsteigen liegt das Glück des Immer-wieder-neu-Eroberns, des Ausgefülltseins. Es vermittelt uns – unbewußt – vielleicht die Vorstellung von schöpferischer Arbeit, Bewährung und vollbrachter Leistung. Und diese Leistung kann zufriedenstellen..."[1]
Auf die Fragen nach dem Glücklichsein antwortet Messner nicht selten ausweichend, etwa, zuerst müßte man schon den Begriff „Glück" definieren, was sehr schwierig sei, mehr komme es schon auf das *„klarer Sehen, auf die Erweiterung des Bewußtseins an, eben darauf, das Leben tiefer und weiter zu erfahren."[12]* Über diese Zufriedenheit im Streben nach mehr Wissen, wenn auch mit oder ohne Gipfel, kommt Messner zum Begriff des „Nirwana". Davon ist freilich bei ihm oft zu lesen, zum Beispiel so:
"...Wir saßen am Gipfel, 8068 m hoch,
mit einem unbeschreiblichen Gefühl der heiteren Gleichgültigkeit erwachte ich aus diesem Zustand der Harmonie, aus einer Art Nirwana."[5]
„Nirwana" kommt aus der Lehre des Buddhismus und bezeichnet einen Zustand passiver Gleichgültigkeit, der eine seelische Vollkommenheit voraussetzt und der zu Lebzeiten nur wenigen Menschen erreichbar ist. Im 1. Vers des Buddhistischen Kanons heißt es dazu, „... den Durst aufheben durch restlose Vernichtung des Begehrens,... dem Durst keine Stätte gewähren,... verwehen."
Messner denkt ohne Zweifel oft an diesen Zustand passiver Bedürfnislosigkeit. So z. B. in Pakistan oder Nepal, Ländern, von denen er schreibt, schon ein längerer Aufenthalt dort verändere seine Grundstimmung derart, daß er sich vorstellen könne, dort zu bleiben, ja, daß er meine, dort auf das Bergsteigen verzichten zu können. Daraus schließt er, der Marsch ins Nirwana sei eben auf verschiedene Weise möglich und es bedürfe dazu nicht unbedingt des Bergsteigens als Katalysator.[15]
Mag die Idee des „Verwehens im Nirwana" Messner weiß Gott, beeindruckt haben (wen würde der Buddhismus denn auch nicht beeindrucken): trotzdem glaube ich, daß Messner den Begriff ursprünglich nicht ganz zu Ende gedacht hat. Echtes Nirwana kann nämlich nicht der Wunsch eines begehrenden, schöpferischen Menschen sein. Vielmehr bin ich überzeugt, daß Messners Denken, wenn wir schon beim Osten bleiben, nicht sosehr von alt-indischen Lehren geprägt ist, als von alt-chinesischen Ideen, mit welchen er wohl in den Ländern seiner Expeditionen nicht weniger in Berührung kam. Die chinesische, vom echten Buddhismus abweichende Geisteshaltung, früh und entscheidend geprägt von Lao Tse und Kung Tse, hat im Gegensatz zur indischen einen lebensbejahenden, einen praktischen Zug. Dort ist das Ziel die Gestaltung des Lebens, nicht die Loslösung vom Leben im Sinne des Nirwana. Auch die Einsamkeit ist den chinesischen Philosophen und Staatslenkern nicht sosehr die Trennung von der Welt, als vielmehr ein Lebensborn inmitten der wundervollen Erde. Darin sieht Lao Tse das Symbol des Ewigen, des „Tao", wie es dort heißt. Im Tao sieht er das Walten der großen Naturkräfte, die zum Lenker seiner Seele werden, darin die Ordnung, das Stillehalten, das Abwarten, „das Sein spüren, das aus dem Nichts entsteht, ...bis das Tiefste des eigenen Wesens spricht". Man wird, so man will, bei Messner ohne große Mühe ähnlich klingende Sätze finden, etwa wo er von seinem Weg von der *„schwarzen"* zur *„weißen Einsamkeit"*[41] schreibt oder vom *„Erleben der Höhen und Tiefen bis zum Rande"*[51], um gerade dadurch wieder zum Leben zu finden.
Doch, obzwar der chinesische Weg des Buddhismus dem westlichen Menschen bei weitem näherkommt, die Problematik bleibt, auch bei Messner. Es klingt nämlich gar nicht nach ostischem (=fernöstlichem) Gedankengut, wenn er schreibt:
„Ich weiß heute, daß der Weg bei jedem richtigen Abenteuer zwischen Grab und Gipfel sehr schmal ist. Daß man vorher nicht weiß, wo man landet, macht das Sein dort oben nicht sinnvoller – aber intensiver."[7]
Ich bin nämlich nicht ganz sicher, ob der Goethe-Verehrer Messner das Leben da oder dort nicht doch auch sinnvoller" findet und nicht nur „intensiver". Doch darauf kommt es im Augenblick gar nicht sosehr an: wer nämlich vom „Abenteuer" spricht und vom „intensiven Sein", ist auf die Dauer kaum bereit, sich den kontemplativen Lebensregeln des Ostens anzupassen. Auf Messner

bezogen heißt das, würde er wirklich dem reinen Buddhismus nachstreben, wäre sein Weg aktiven Suchens nicht gut vorstellbar. Nein, ich meine, Messner strebt ein anderes Leben an; vielleicht das möglicherweise intensivste und wohl auch sinnvollste aller denkbaren Leben, nämlich jenes Faustens:

„...Ich fühle mich bereit,
auf neuer Spur den Äther zu durchdringen
zu neuen Sphären reiner Tätigkeit."

Ostisches Gedankengut ist faszinierend; doch auch Messner fühlt zusehends, wie schwer es dem Abendländer fallen würde, danach zu leben:

„...Auf dem Weg zurück frage ich mich wieder einmal, warum... ich nicht in einer dieser weltabgeschiedenen Gegenden, die mich so anziehen, für den Rest meines Lebens Quartier aufschlage. Ich weiß, daß ich es nicht könnte. Ich bin innerlich vom zivilisierten Abendland genauso abhängig, wie von meinen Expeditionen... Das Gegenteil dazu, einer der kontemplativen Einsiedler von Rongbuk zu werden, ist für Westler wie für mich nicht möglich. Dazu müßte ich erst sehr viele Wiedergeburten im Osten hinter mich gebracht haben..."[11]

Bergsteigen – für jeden anders

Messner schreibt vom Wandern:

„...Ich wandere weiter, gehe mit mir selbst und sehe mich um... Ich setze den Fuß auf den weichen Boden, werde nicht müde, vorauszuschauen und dann wieder hinunter... Ich will kein Ziel erreichen, es ist belebend, einfach zu gehen, Bergwandern, Bewegung um ihrer selbst willen – Brücke zum Lebendigen, abseits von Asphalt und Gehsteigen, wo jeder Tritt gleich ist... Beim Vorübergehen in die Wände eintauchen, die ich kenne oder machen möchte – ich weiß nicht wann..."[1]

Es ist oft behauptet worden, Messner kenne nichts anderes als seine Wände. Tatsächlich schrieb er 1977 auch:

„... Ein normaler Weg, eine bekannte Route interessiert mich nicht. Sie würde mir nicht das geben, was ich beim Bergsteigen suche: Ein Maß für mich selbst, das Wesentliche in mir selbst."[4]

Einmal so und einmal anders? Man kann es so sehen. Ich meine indes, man sollte doch Ziel, Motivation und persönliche Eignung nicht verwechseln. Es gelten freilich andere Regeln, wenn er von den „großen Wänden" schreibt:

„... Manchmal, wenn ich unter diesen Wänden sitze, die Pfeiler und Risse sehe, wächst eine Linie empor. Alle Bänder dehnen sich, die Kanten zeigen hinauf. Und ich weiß, die ist es und steige ein. Es ist nicht die Freude, der erste gewesen zu sein, es ist die Linie, die ich gezeichnet habe. So wie der Berg sie verlangt."[1]

Messner spricht immer wieder von der *„magischen Linie"*[3], die ihn an der *„jungfräulichen Wand"* so fesselt. Er nennt es auch das *„Kreative"*[52], die freie Wahl der Route, die ihn wegen ihrer Ästhetik so fesselt. Auch Ludwig Purtscheller übrigens schrieb ganz ähnlich, wenn auch kürzer, einmal, Bergsteigen bedeute ihm nicht nur Äußerung überschüssiger Kraft, vielmehr sei es auch ein ästhetischer Genuß.

Diese Verletzung der „jungfräulichen Wand" und der Mangel am „Kreativen" ist es auch, was Messner einem großen Teil der Alpinisten klassischer Richtung zum Vorwurf macht. Denn, sosehr Messner auch betont, daß Bergsteigen ein „individuelles Tun" ist und das Bergerlebnis für jeden verschieden sei, so entschieden setzt er sich für die Einhaltung bestimmter Regeln ein. In der Geschichte des Bergsteigens hat es, wie Messner betont, von Anbeginn zwei grundverschiedene Richtungen gegeben: einmal den *„Eroberungsalpinismus"* mit dem Bestreben, die schwierigsten Wände unter großem Aufwand und mit allen Mitteln der Technik zu *„erstürmen"* und andererseits das *„sportliche Bergsteigen"*, das bestrebt ist, durch Steigerung des eigenen Könnens und unter *„Verzicht auf technische Tricks neue Dimensionen anzupeilen"*.[12] Als Beispiel für „Eroberungsalpinisten" nennt Messner u. a. Guido Lammer und Dieter Hasse, für „Bergsteiger mit Sportgeist" u. a. Paul Preuß, Hias Rebitsch und Walter Bonatti. Mit Hochachtung spricht Messner von den Amerikanern der letzten Generation, die durch ihre Leistungen in den Felsbergen im Westen Amerikas die Skala des Kletterns durch ihr „clean climbing" und noch mehr durch ihr „free climbing" nach oben hin erweitert haben.

Für ihn selbst gilt als Regel das *„by fair means"*[11] – mit sauberen Mitteln.

„Für mich ist Bergsteigen ein Sport mit spielerischem Charakter... Mich interessiert es nicht, eine mit vorgegebenen und manifestierten Hilfsmitteln und Markierungspunkten versehene Route ... nachzuklettern. Was mich reizt, ist die freie Wahl einer bestimmten Tour, die mich wegen der ästhetischen Linie oder wegen bestimmter geschichtlicher Erwägungen fasziniert, ist das souveräne Klettern dieser Tour mit möglichst wenig Vorgabe. Als ich ohne Sauerstoffmaske auf den Mt. Everest gestiegen bin, stand nicht der Wille dahinter, ebenfalls den höchsten Berg der Welt zu besteigen, sondern ich wollte versuchen, mich selbst an diesem großen Berg zu erfahren, ich wollte ihn nicht erobern."[8]

Er sieht eine Aufgabe der heutigen Bergsteigergeneration darin, diesem Gehen und Klettern „by fair means" zum Durchbruch zu verhelfen:

„Die Generation vor uns hat sich in die wildesten Wände hineingenagelt. Unsere Aufgabe muß es sein, uns aus all diesen Wirrnissen zu befreien."[12]

Es besteht kein Zweifel, daß Messners Einfluß in dieser Richtung des „sauberen Bergsteigens" überaus groß ist.

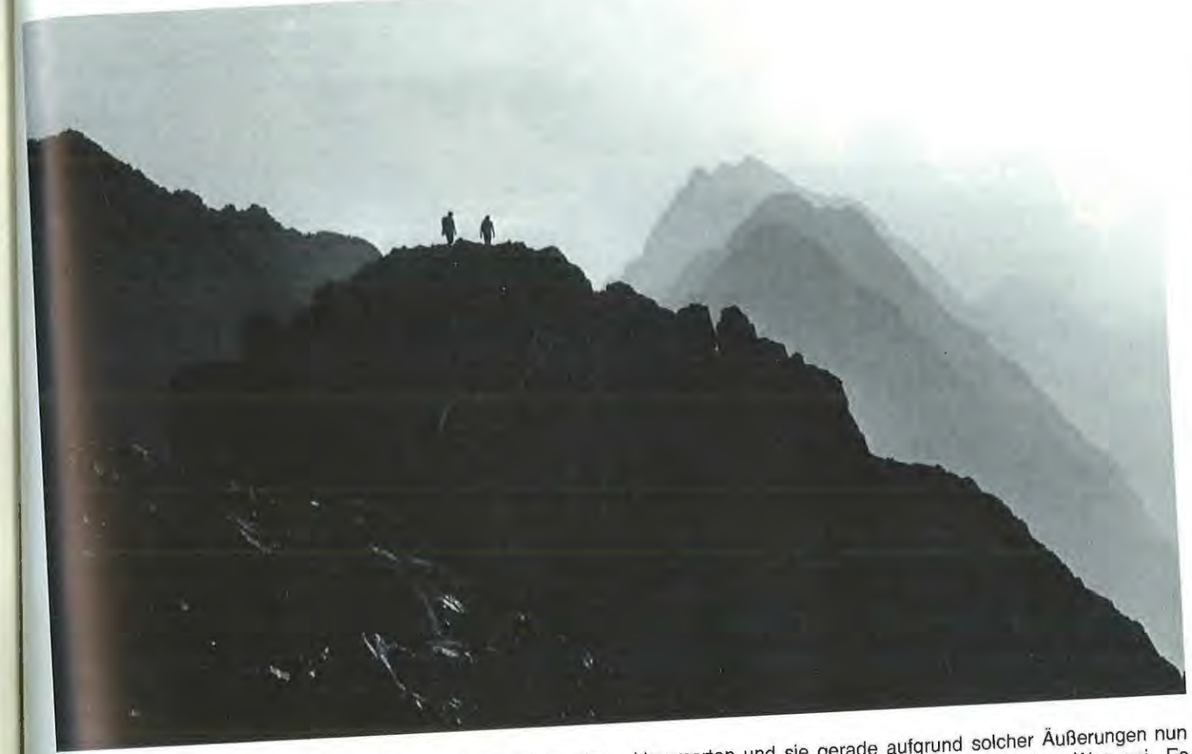
Eine kritische Haltung nimmt Messner auch zu den alpinen Vereinigungen klassischer Richtung ein:

„...Im individuellen Tun, nicht im Vereinsbergsteigen liegt die Chance... Es gäbe grundsätzlich so viele Motivationen zum Bergsteigen, wie es Bergsteiger gibt und die entsprechenden Erlebnisse könnten grundverschieden sein. Leider, die vielen Klischees sind daran schuld, sie sind es nicht. Dabei spielt weder die Höhe des Berges eine Rolle, noch weniger die Schwierigkeit der begangenen Route"[7].

Noch ausführlicher sprach Messner über die Bedeutung des Bergsteigens aus seiner Sicht auf einem Symposion 1977 in Innsbruck:

Seite 65: Am Maldongrat (Lechtaler Alpen; Heiterwandgruppe). „...Das Bergsteigen ist also ein ganz individuelles Erlebnis..."

Foto: R. Köfferlein



„... Das Bergsteigen ist also ein ganz individuelles Erlebnis, das in einer grenzenlosen Freiheit fußt. Und alle Individuen machen erst das Bergsteigen aus. Nicht die alpinen Vereinigungen. Ein Mensch, der einem Verein angehört, ist in seiner Meinung meist festgefahren und gar nicht mehr fähig, autentische Erlebnisse zu haben. Es besteht heute schon die große Gefahr, daß der Alpenverein eine Art Erlebnisversicherung geworden ist. Ist deshalb der Alpenverein umzufunktionieren? Ich jedenfalls stelle ihn in Frage und stelle hier zur Diskussion, ob man nicht alle Hütten verfallen lassen sollte, die Steige nicht mehr markieren sollte, keine Führer mit präzisen Routenangaben mehr veröffentlichen sollte und alle Seilbahnen und Straßenbauten im alpinen Raum verbieten sollte..."[16]

Die Aufgabe des Alpenvereins kann es ja heute nur mehr sein, die Menschen als Individuen in eine möglichst unberührte Bergwelt zu entlassen. Denn es besteht die Gefahr, daß wir als Gruppenmenschen nichts mehr erleben, weil wir uns im voraus festlegen, was ein Erlebnis ist. Oder weil die Gruppe – sprich in diesem Fall AV – es erklärt. Ein bloßer Gegenstand steht dann für das Erlebnis... So verbauen wir uns die Möglichkeit, uns selbst zu finden..."[16]

Messners Gedanken – so anregend sie sein mögen – stießen auf argen Widerspruch im Alpenverein. Viele AV-Mitglieder sahen darin den Versuch, eine hundertzwanzigjährige kulturelle und wissenschaftliche Aufbauleistung ohne Gleichnis in Mißkredit zu bringen, diese intensive Arbeit als fast sinnlos, wenn nicht gar als schädlich hinzustellen. Viele sprachen damals von Verunsicherung der Jugend im Verein, die nicht hingenommen werden könne, weil sich gerade die jungen Menschen an Autoritäten klammerten und sie gerade aufgrund solcher Äußerungen nun nicht mehr wüßten, welches denn der richtige Weg sei. Es stimmt, daß Messner damals des öfteren provokativ von *„Fliehen, Opponieren, Ventil suchen"* gesprochen und anderseits auf gemeinsame Motivationen bei Bergsteigern und Süchtigen hingewiesen hat; dieser Weg schien auch mir selbst bedenklich, denn man konnte damals von Messner lesen:

„Berge und Hasch sind die gleichen Fluchtwege..."[1] Oder:

„...Ein Mann, der solche Erfahrungen gemacht hat, ist süchtig. Davon will er mehr."[51]

In den vergangenen Jahren haben sich die Fronten beruhigt. Einerseits hat Messner wiederholt auf den „himmelweiten" Unterschied zwischen Drogensüchtigen und Bergsteigern hingewiesen. Wenn beide auch ein *„High"* erreichen möchten, so sei das des Bergsteigens ein ganz natürliches, das des Süchtigen hingegen ein unnatürliches, krankhaftes. Anderseits hat aber auch im Alpenverein ein Umdenken stattgefunden. Es fiel auf, daß die angesehenen „Mitteilungen des ÖAV" 1980 Messners Innsbrucker Vortrag als Leitartikel ohne Kommentar brachten. Das entspricht jedenfalls einer Zustimmung im Grundsätzlichen. Aus einer geläuterten Sicht kann man heute annehmen, daß es Messner damals nicht um die Negierung einer wertvollen alpinen Aufbauleistung ging. Wohl aber wollte Messner provozieren. Dies schien ihm sinnvoll, ja notwendig im Hinblick auf die moderne Entwicklung im Bergtourismus. Die Sorge um das Abgleiten des AV in die Vereinsmeierei und in die geistige Verflachung der Massenvereine war es wohl, was Messner glaubte, in so ungewöhnlich scharfer Form zum Ausdruck bringen zu müssen.

So wie er fordert, daß der echte und geschulte Bergsteiger ohne allzustarke Bindungen an Vereine in sein eigenes *„Bergabenteuer"* zu entlassen sei, so meidet er auch selbst seit langer Zeit Bindungen an Vereine und Institutionen. Er will geistig und materiell unabhängig sein:

„Ich möchte frei und unabhängig sein und nehme daher weder von alpinen Vereinen noch von Institutionen Subventionen... Ich wollte selbst erfahren und will nichts wissen, wofür ich nicht selbst bezahlt habe."[15]

Er ging sogar soweit – und mir scheint es einleuchtend, daß er beim Alleingang auf den Chomolungma auf die Mitnahme aller nicht unbedingt notwendigen technischen Hilfsmittel verzichtete:

„...Ich habe kein Funkgerät dabei, will ganz bewußt keinen Kontakt mit ‚unten'. Abgesehen davon, daß Nena mir nicht helfen könnte, lehne ich es ab, daß andere Menschen ihr Leben riskieren, weil ich ein selbstgewähltes Risiko eingehe und mich dabei in Gefahr bringe. Der Alleingang zum Everest ist nur dann wirklich ein Alleingang, wenn es keine Brücke gibt zwischen ‚oben' und ‚unten'..."[11]

Wer so extrem streng sich selbst gegenüber ist, hat es sicher auch nicht leicht, im Umgang mit den Mitmenschen den richtigen Ton zu finden. Messner wurde einmal gefragt, ob er ein total ichbezogener Mensch sei. Seine Antwort:

„Ich glaube schon, daß ich auf andere eingehen und Rücksicht nehmen kann. Aber dieser andere müßte ebenso stark sein wie ich. Wäre er es, so würde ich mich sogar unterordnen."[51]

Es erscheint schon wirklich sehr klug, daß ein Mensch, welcher so weitgehend „er selbst" sein will und dem das Eingehen auf andere oder schwächere Partner so schwer fällt, besser allzuenge Bindungen zu Menschen seiner Umwelt meidet.

Bergsteigen – ein Naturerlebnis

Messner hält nichts von Heimat, Volk oder Nation. Auch von „Zur Ehre der Heimat" will er nichts wissen. Es ist nicht leicht verständlich, warum er so allergisch reagiert, sobald die Rede darauf kommt. Man könnte meinen, es stecke ein Vaterlandskomplex dahinter, mit welchem er nicht fertig wird. Gerade bei den Südtirolern der Nachkriegsgeneration ist ein solcher gar nicht selten.

„...Ist es früher um nationales Prestige und nicht zuletzt um wissenschaftliche Erkenntnisse gegangen, so geht es heute um persönliches Erleben."[2]

Messner sieht auch im wissenschaftlichen Forschen im Hochgebirge keinen Sinn. Dies ist schwer verständlich, da er doch seine Erfolge zu einem Gutteil gerade den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technik in den letzten Jahrzehnten verdankt. Was würde denn – nur zum Beispiel – aus den Extrembergsteigern ohne die modernen Mittel zur Wärme-Kälte-Isolierung? Er wird sich auch schwertun, die Ergebnisse wissenschaftlichen Forschens in den letzten 200 Jahren als sinnlos abzutun. Die Erfolge sprechen gegen ihn: von H. B. de Saussure und A. v. Humboldt bis R. v. Klebelsberg und H. Kinzl reicht eine Kette...

Ablehnen kann Messner also die Naturwissenschaften nicht, für sich selbst mag er indes eine Erklärung gelten lassen: Wessen Ziel nämlich auf „Seinserkenntnis" schlechthin gerichtet ist, der mag auch bei aller Liebe zur Natur an Einzelheiten wenig Interesse finden. Wer Seinsaufhellung sucht, den fesselt sie zutiefst und lenkt von allem anderen ab. Messner könnte sich, so er wollte, z. B. auf Renè Descartes berufen, der, selbst Naturforscher, an der Schwelle zum Zeitalter der Naturwissenschaften schrieb: „Wer ernsthaft die Wahrheit der Dinge ergründen will, möge sich keiner einzelnen Wissenschaft verschreiben..." Noch deutlicher sagt es in unserer Zeit der Arzt, Naturwissenschaftler und Philosoph Karl Jaspers: „Wissenschaftliche Erkenntnis ist nicht Seinserkenntnis. Denn alle Wissenschaft ist partikulär, auf bestimmte Gegenstände und Aspekte gerichtet und nicht auf das Sein selbst". So ist Messner denn wohl zu verstehen, wenn er schreibt:

„Solange ich nach bequemen Erklärungen suche, ...die nur von praktischem Wert für mich sind, finde ich keinen Sinn in unseren Unternehmungen.."[12]

Naturschutzfragen aus Messners Sicht

„Noch sind die Wälder grün. Die Luft ist noch rein. Nicht alle Wege sind befahrbar und viele Gipfel sind noch ohne Seilbahn. Noch ist es nicht zu spät, doch ich bin unruhig, weil planlos gerodet wird, gebaut und zerstört wird. Weil Singvögel auf der Speisekarte stehen und niemand die Bitte des Murmeltieres hört."[1]

„...In den Bergen sehe ich kein Klettergerüst und kein Kampfstadion, kein unerforschtes Land und kein Geisterreich, sondern den Teil der Erde, der zur Erholung geschaffen ist. Zum Entspannen und zur Gesundung von Geist und Körper. Keine Generation hatte die Berge notwendiger, als unsere. Und die nach uns kommen, werden ohne sie nicht leben können. Deshalb müssen wir sie ihnen erhalten."[1]

So schrieb Messner 1970, als der Naturschutz eben erst anfing, Fuß zu fassen. Er verstand es damals und versteht es heute, seiner Liebe zur Natur und seiner Sorge um die Natur Ausdruck zu verleihen. Trotzdem bleiben Ungereimtheiten bestehen. Messner verurteilte die „Vernagelung" und schrieb gleichzeitig Bücher über Klettersteige. Er verurteilte Seilbahnen und befürwortete anderseits die Erschließung seines bislang unversehrten Heimattales durch solche „Aufstiegshilfen". Die Frage, ob er bisweilen mit zweierlei Maßstab mißt, ist schon sehr berechtigt. Sicher war es früher so. Jetzt möchte man es ihm indes schon gerne glauben, daß das, was er vor nicht langer Zeit schrieb, ernst gemeint ist:

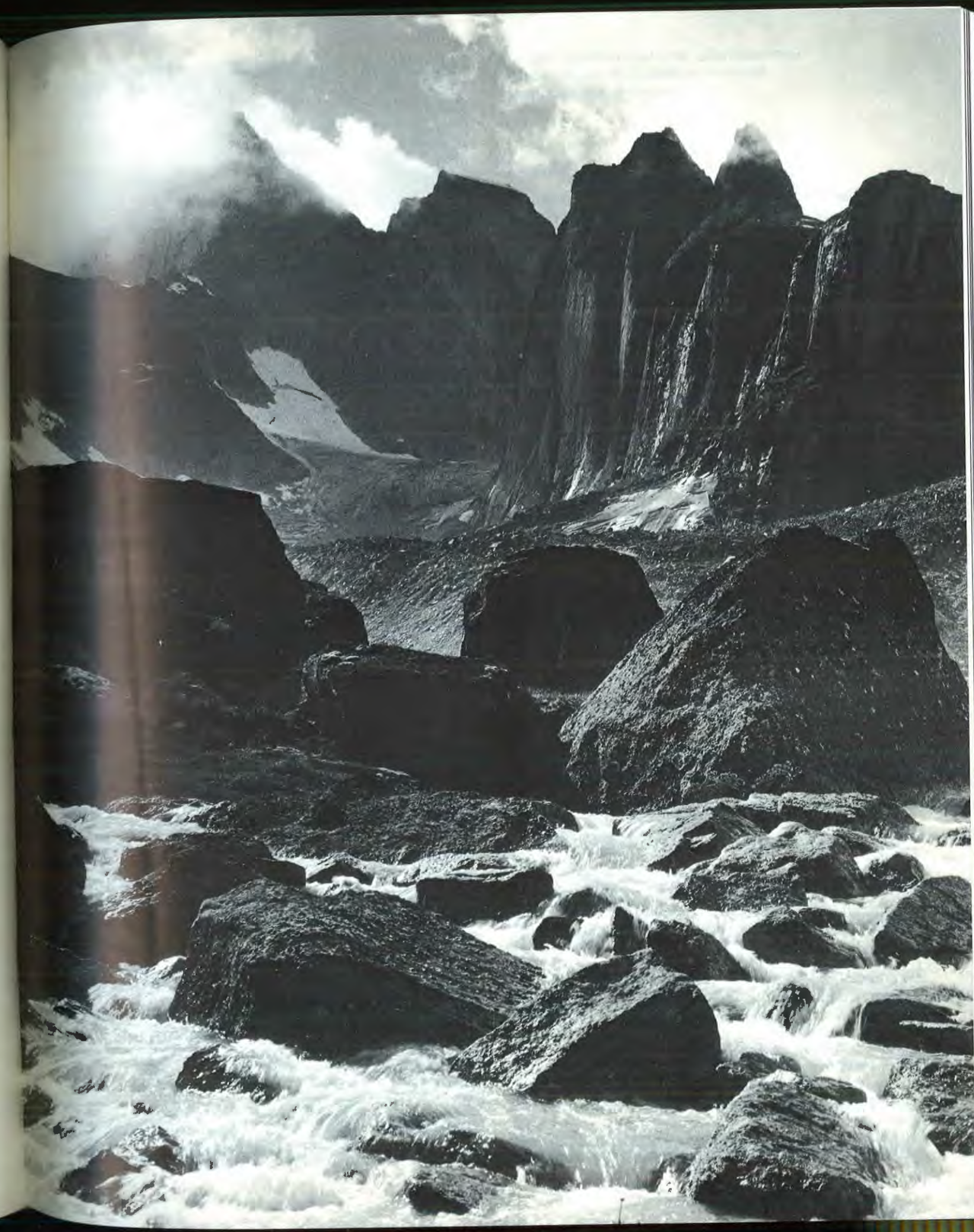
„Die Gebirge sind so elementar, daß der Mensch weder die Pflicht noch das Recht hat, sie mit den Mitteln der Technik zu unterwerfen."[13]

Auch die Entwicklung am Mt. Everest gab ihm Anlaß zur Sorge:

„...Ich war ganz erstaunt, als ich den Südsattel am Mt. Everest erreichte... da oben, ich muß es beschämend für alle Bergsteiger offen zugeben, ist wohl der höchste Dreckhaufen der Welt... Ich glaube, daß nicht nur wir Bergsteiger und die alpinen Vereine

Seite 67: In den Logan Mountains (Kanada).
„Die Gebirge sind so elementar, daß der Mensch weder die Pflicht noch das Recht hat, sie mit Mitteln der Technik zu unterwerfen."

Foto: R. Lindner



eine Aufgabe haben in den ökologischen Fragen, sondern auch die Publizisten... Ich bin überzeugt, daß das Bergsteigen nur dann seine ewige Faszination behalten kann, wenn eben nichts am Berg zurückbleibt, wenn es einige wilde Gebiete noch gibt, seien es nun Wüsten, Hochflächen oder eben senkrechte Fels- und Eiswände."[8]

„...Wenn die Bergsteiger so vernünftig sind und die Ökologie dieser Täler berücksichtigen, vor allem am Berg nichts von unseren sogenannten Kulturgütern zurücklassen, werden die Berge auch noch in weiteren Jahrhunderten interessant, herausfordernd und vor allem ursprünglich sein..."[15]

So schrieb ein Mann, der schon sehr oft ohne die *„technischen Tricks"* oben war, um sich dort, wie er sich ausdrückt, erst *„richtig zu finden..."*[49]

Heil, eingebettet will er sein in eine unberührte Natur:

„Ich gehe hinauf, um mit den Menschen, den Bergen, den Winden und den Weiten zu sprechen."[15]

Ein zweiter Franz von Assisi? – Das In-sich-gehen eines Pantheisten? – Eine Phantasmagorie? Ich weiß nicht, wie ich diese Worte deuten soll; man nehme sie wie sie stehen.

Die Bergvölker im Zeitalter des Tourismus

Heinrich Harrer schrieb einmal: „Wer nur und nichts als Bergsteiger bleibt, hat sich nicht weiterentwickelt. Die Bergvölker, die Landschaft, ihre Menschen geben mir längst mehr, als das vielberedete, sicher sehr relative Gipfelglück." Auch Messner geht nicht achtlos an der Umwelt in den Ländern seiner Expeditionen vorbei. Um so mehr, als ihm diese Völker, wie er immer wieder betont, ans Herz gewachsen sind. Er macht sich Sorgen, weil er die Gefahren sieht, die diesen alten Kulturvölkern in den Gebirgen der Welt drohen, durch Tourismus, Trekking und Expeditionen. Seine Überzeugung ist, daß es nie möglich sein wird, diesen armen Völkern wirklich zu helfen, ohne ihnen in ihrer Eigenart gleichzeitig zu schaden; daß es eine Illusion wäre, zu glauben, man könnte diesen Teil der Welt wirklich verbessern.[11]

„Die Menschheit ist in ihrer Gesamtheit so komplex und vielseitig, daß ein Versuch des Wirkens zum Allgemeinwohl...immer auf Widersprüche stoßen muß." „Allein durch unser Dasein, durch unser Vorhaben, einen so hohen Berg zu besteigen, greifen wir empfindlich in ihre Welt ein. Unsere Art zu kampieren, zu kochen, Krankheiten zu heilen war für uns zwar die einzige mögliche. Sie brachte aber – gewollt oder ungewollt – das religiös-moralische Gefüge in diesen Bergdörfern aus dem Gleichgewicht. Mit jeder Expedition wurde die einheimische Tradition ein wenig zerrüttet. Mit unseren Funkgeräten zum Beispiel überschritten wir unwillkürlich die Begrenzung von Raum und Zeit. Wir waren in den Augen der Einheimischen in der Lage, Dinge zu vollbringen, die in diesem Land nur Menschen zugeschrieben werden, denen die Erlösung bereits zu Lebzeiten zuteil geworden war und die aus dieser Vollkommenheit heraus Wunder vollbringen können."[8]

Aus dieser „Vollkommenheit", die in den Augen der Einheimischen auch die Expeditionsteilnehmer besaßen, folgert Messner weiter,

„erwachte bei diesen Bergvölkern unwillkürlich das Gefühl der Unterlegenheit, geistig sowohl wie religiös."[8]

Er zieht daraus seine Schlüsse:

„...Habe ich früher zum Besten der Bergsteiger, zum Besten der ganzen Menschheit wirken wollen, ...so wollte ich jetzt nur mir leben, ohne anderen Menschen weh zu tun."[8]

Ein Mensch, der über jeden Zweifel erhaben ist, der österreichische Dichter Karl Heinrich Waggerl hat ganz ähnlich geschrieben: „Ich bemühe mich so zu leben, daß nicht Lebendes darunter leidet." In der Tat, wer versucht, so zu leben, daß er keines anderen Kreise stört, handelt zutiefst ethisch. Bei Messner ist es indes so, daß er zwar keinem Menschen schaden will, als Expeditionsbergsteiger es jedoch in Kauf nimmt, das Leben ganzer Volksstämme empfindlich zu beeinträchtigen. Nimmt er für sich und seine Gruppe eine Art von „Privilegismus" in Anspruch, obwohl er gleichzeitig schreibt:

„...Es ist völlig bedeutungslos, ob wir die Dhaulagiri-Südwand durchsteigen oder nicht, es ist auch gleichgültig, ob je ein Mensch auf dem Gipfel des Everest steht oder nicht. Was zählt, sind nur die Erfahrungen und Empfindungen bei einer solchen Besteigung und diese auch nur für den, der sie persönlich hat."[4]

Hier ergeben sich für den Leser begreiflicherweise große Schwierigkeiten. Messner legt zwar die Problematik der modernen Entwicklungshilfe und des Tourismus recht deutlich dar. Der Westen bürdet sich tatsächlich durch die Art seines Vorgehens eine arge Verantwortung auf, die er möglicherweise gar nicht tragen kann. So kann man es jedenfalls sehen. Aber für Messner selbst müßten sich doch große Zweifel ergeben, ob er sein Handeln mit seinem obersten ethischen Grundsatz in Einklang bringen kann; und dann – wie kann Messner aus der Mentalität des Schadenstifters heraus dennoch der Selbstfindung näher kommen?

Eine ganz andere Frage ist allerdings die (Messner schreibt nichts davon): Ob nämlich dem „Fortschritt" zuliebe, auf welchen alle Menschen einen Anspruch haben und der ja einem Urtrieb der Menschheit schlechthin entspricht, nicht doch auch ein Abbau des philsosophisch-religiösen Gefüges der betreffenden Völker in Kauf genommen werden darf. Nur auf einer solchen Basis könnte nämlich die Handlungsweise Messners zu rechtfertigen sein.

Bergsteigen – ein Abenteuer

Über die Einsamkeit im Hochgebirge

Der Zustand des Alleinseins, dann gegeben, wenn die Bindungen zu den Individuen der eigenen Art fehlen, ist der Natur des Menschen widersprechend. Der Mensch ist ein ens sociale, ein Wesen, das in der Gemeinschaft lebt. Die Einsamkeit ist nur dann belebend oder gar befruchtend, wenn sie freiwillig gewählt wird und von vorübergehender Natur ist; hingegen rein destruktiv, wenn sie zu lange dauert oder durch eine unbeteiligte Mitgesellschaft aufgezwungen wird. Es ist deshalb ganz natürlich, wenn sich der Mensch im allgemeinen vor dem Alleinsein fürchtet. Dazu Messner:

„...Ich suche nicht die Einsamkeit, ich fürchte sie, ich teste, ob ich sie aushalte."[15]



Nebel am Nadelhorn-NO-Grat; „Die Einsamkeit ist eine Kraft, die dich umbringt, wenn sie unvorbereitet aus dir ausbricht..."

Foto:
K. Puntschuh

Seine Frage, *„Wer wird denn schon mit der Einsamkeit fertig?"*[47] ist berechtigt, denn

„Die Einsamkeit ist eine Kraft, die dich umbringt, wenn sie unvorbereitet aus dir ausbricht, die dich über den Horizont trägt, wenn du sie für dich zu nutzen verstehst."[47]

Messner will sich selbst prüfen:

„Ich will sehen, ob ich am Nanga Parbat vor mir selbst davonlaufe."[47]

Vom Gipfel schildert er seine Gefühle dann so:

„Jetzt hatte ich keine Angst mehr und die Einsamkeit war wohltuend..."[47]

„...Die Angst, allein zu sein ist aber nicht da, nicht einmal in meiner Vorstellung. Die Sicherheit, hier heroben keinen Menschen zu treffen, ist sogar eine Stütze für mich – die Einsamkeit keine Katastrophe mehr. Offensichtlich habe ich in dieser Ruhe ein neues Selbstbewußtsein erreicht... Allein zu sein und nur meinen eigenen Fähigkeiten zu vertrauen, gibt mir ein starkes Identitätsgefühl."[9]

Nicht jedesmal wirkt sich die Einsamkeit auf die Psyche gleich aus, auch dann nicht, wenn man sie zu ertragen gelernt hat. Von der Gipfelrast am Hidden Peak (1975 zusammen mit Habeler) spricht Messner so:

„...Es ist schwer zu erklären, ein Gefühl völliger Freiheit, Momente des Befreitseins von allem, sogar von sich selbst. Kein Rausch, eine angenehme Leere, in der man ein Teil der ganzen Welt zu sein scheint, ein Schwingen..."[5]

Man nimmt diese Schilderungen, die in solcher Intensität vermutlich nur wenige Menschen erleben, staunend zur Kenntnis. Man ist unwillkürlich veranlaßt, nachzusehen, ob irgendwo in der Literatur Ähnliches über den „Weg zu sich selbst" aus der Einsamkeit herauszufinden ist. Ich stieß zufällig auf Chung Tzu (um 350 v. Chr.), einem der größten Prosa-Schriftsteller des alten China. In seinen „Gleichnissen und Reden" schreibt er über die Wirkung der Einsamkeit auf die Psyche so eindrucksvoll:

„...Ein drittes Mal begegnete Yen Hui Kung Fu Tze und sagte: ‚Ich komme weiter.' ‚Wie das?' fragte Kung Fu Tze. ‚Ich bin alles losgeworden!' antwortete Yen Hui. ‚Alles losgeworden?' sagte Kung Fu Tze ergriffen. ‚Was meinst du damit?' ‚Ich habe meinen Körper freigemacht' antwortete Yen Hui. ‚Ich habe meine Gedanken entlassen. Da ich so Leibes und Geistes ledig wurde, bin ich eins mit dem Alldurchdringenden geworden. Das ist es, was ich damit meine, daß ich alles losgeworden bin.'"

Aus unserer Zeit fand ich bei Hermann Hesse zum gleichen Thema: „Einsamkeit ist der Weg, auf dem das Schicksal den Menschen zu sich selbst führen will." Und dazu vom gleichen Dichter den wunderschönen Vers:

„Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar leise
Von allem ihn trennt."

Zum Thema „Einsamkeit", so hat es den Anschein, ist Messner dem aufmerksamen Leser keine Antwort schuldig geblieben.

Über Gefahr und Angst beim Bergsteigen

Wer gefährlicher lebt als andere, sollte nicht nur mutiger, er sollte auch klüger handeln als diese. Messner drückt diesen Gedanken so aus:

„Das Bergsteigen bis an die äußerste Grenze des eigenen Könnens zu betreiben, heißt, mit Absicht gefährlich leben. Schlimmer noch: mit dem Leben spielen. Deshalb wollen wir unter der eigenen Leistungsgrenze bleiben. Sicher, Bergsteigen ist auch dann noch gefährlich, ich weiß das und doch gehe ich mit der Gewißheit, am Leben zu bleiben, zu den Einstiegen..."[1]

So schrieb Messner 1970. Ganz ähnlich auch 1974:

„Ich suche am Berg weder die Gefahr, noch spiele ich blind mit dem Leben. Wenn ich aber in eine schwierige Wand einsteige, ist es mir klar, daß ich mich in Gefahr begebe. Unvorsichtig wäre ich nur, wenn ich mir dessen nicht bewußt wäre..."[2]

Jedoch, es bedarf nicht nur der Einsicht, es bedarf auch des Mutes, die Gefährlichkeit schließlich zu überwinden; ganz im Sinne Purtschellers, der schon um 1890 schrieb: „Der Charakter des Bergsteigers, wie ihn das Hochgebirge ausbilden soll, äußert sich nicht nur im Wagen, sondern auch im Entsagen."

Messner betont mehr als einmal, daß es dem echten Bergsteiger immer ums Leben, um das „Zum-Leben-Kommen" geht:

„Wenn Bergsteiger, wie es so schön heißt, ihr Leben aufs Spiel setzen wollen, so hat das nicht mit Selbstmord zu tun. Durch den kalkulierten Wahnwitz wollen sie nicht zum Tode, sondern zum Leben, zu sich selbst kommen."[7]

Über das Verhalten im Falle einer nicht überschaubaren Gefahr berichtet er:

„...Meine letzte Expedition (nämlich die zum Dhaulagiri 1977) *hatte ich abbrechen müssen, weil sie zu gefährlich geworden wäre. ...Ich bin froh, daß die Entscheidung* (nämlich zur Umkehr) *gefallen ist. ...Vielleicht war mir von Anfang an der Gipfel nicht so wichtig, wie das Spiel mit der Möglichkeit."*[49]

Wer demnach die Gefahr unter die „Disziplin des Risikos" stelle und so die eigene Grenze suchend erkenne, dem stünde, so meint Messner, der Weg zur Selbstfindung offen, ob in extremer Route oder anders.

Seit 1979 liest sich Messner zum Thema Gefahr allerdings anders. Nach einer ernsten Frage, die er sich selber stellt, *„Braucht mein im Grenzbereich des Todes provoziertes Ich immer mehr Stoff, bin ich süchtig?"*[7]

scheint es nun denn doch so, als genüge ihm alles nicht mehr, wo das Risiko noch kalkulierbar ist:

„Ich will so hoch steigen, bis der Berg endet oder ich liegenbleibe. Ich bin entschlossen, in dieser Passion alles zu ertragen und vieles zu wagen, ich bin entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen, ...ich bin entschlossen, bis an den Rand meiner Existenz zu gehen, das Letzte zu wagen."[9]

Solche Aussagen drehen freilich vieles um! *„Tollkühnheit wäre Selbstmord"* nimmt nun, so könnte man meinen, Bezug auf ihn selbst. Es ist keine Rede mehr davon, *„die Sicherheit zu steigern suchen..."*[7], nicht mehr von der immer wieder gepriesenen *„Vorsicht und Umsicht in der Gefahr"*, nichts mehr davon, *„ohne Gipfel als Ziel leben können"*[49], vielmehr ein ganz anderes Wort:

„In mir überlappen sich Neugier, Respekt und selbstmörderische Gleichgültigkeit."[9]

Es scheint wirklich so, als habe Messner zur Zeit seines Alleinganges auf den Nanga Parbat viele seiner früheren Grundsätze über Bord geworfen. Er kommt Guido Lammer schon sehr nahe: „Es ist ein Genuß, vom Becher des Todes genippt zu haben". Bei Messner heißt es ganz ähnlich:

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich die Bruchstelle suche, wo ich kaputtgehe."[47]

In alldem steckt viel Widersprüchliches. Tatsächlich stieß Messner bei zahlreichen kritischen Lesern auf Unverständnis. Vielfach wurde seine Glaubwürdigkeit in Frage gestellt. Es ist jedenfalls begreiflich, daß z. B. Martin Lutterjohann im Alpenvereins-Jahrbuch 1980 schrieb: „Ich habe Schwierigkeiten, ihm die inneren Vorgänge so abzunehmen, wie er sie schildert... Die Psychogramme seines Innenlebens sind nicht immer überzeugend."

Nun, trotz aller Übertreibungen muß man sich die Mühe machen, Messner nicht Unrecht zu tun. Es könnte schon wirklich sein, daß sein Mut oftmals nichts anderes wäre, als eine Flucht nach vorne, die Flucht aus dem Unsinn des Lebens. Dazu sind aus der Kulturgeschichte genügend Beispiele bekannt, nämlich, daß Menschen aus einer „Grenzsituation", in welche sie kamen oder freiwillig gingen, nur mehr den Weg in das Suicid fanden. Man denke an Ernest Hemingway oder an den österreichisch-englischen Schriftsteller Jean Amery („Das Suicid ist die einzige Möglichkeit, praktische Metaphysik zu betreiben") oder an den Afrika-Bergsteiger Hermann v. Barth. Man darf vermuten, daß Messner von Zeit zu Zeit einer solchen Geisteshaltung nahekam; ganz sicher hat er immer wieder mit Tollkühnheit und Todessehnsucht gespielt; aber eben nur gespielt. Im Ernstfall hat dann der Überlebenswille immer die Oberhand behalten. Denn, wenn es wirklich um Leben und Tod ging, dann entwickelte er unglaubliche Fähigkeiten zur eigenen Rettung und genauso zur Rettung seiner Begleiter oder anderer, die in Not gerieten. Dies bewies er z. B. beim lebensbedrohenden Sturm am Südsattel des Mt. Everest[8] und ebenso bei der beinahe schon historisch gewordenen Rettung der Neuseeländer am Ama Dablam. Verantwortungsbewußt verhielt er sich auch im Winter 1982 am Cho Oyu, wo er wegen des zu großen Risikos aufgegeben hat.

Von einem starken Überlebenswillen sind auch mehrere Berichte gekennzeichnet, wo Messner über seine eigene Rettung berichtete. So z. B. die Schilderung seiner Befreiung aus einer Gletscherspalte am Chomolungma:

„...Da entdecke ich ein Rampe, eine zwei Fuß breite Leiste im Eis, die schräg nach oben leitet... Vorsichtig lasse ich, die Arme ausgestreckt, mich vorüber an die gegliederte Spaltenwand fallen... Jede dieser Bewegungen führe ich instinktiv so exakt aus, wie in einem einstudierten Ballett. Ich versuche, mich leichter zu machen. Tief durchatmen; der ganze Körper identifiziert sich mit der neuen Position, ich bin für einen Augenblick... schwerelos... Der linke Schuh wird millimetergenau in die Fußstapfen gestellt, die der rechte ein paar Sekunden vorher getreten hat, das Sims wird breiter... Ich bin gerettet..."[11]

Dies ist die Schilderung einer zielstrebigen Handlungskette, um der schweren Todesgefahr zu entrinnen. Wer so zielbewußt handeln kann, um dem Tode zu entgehen, der steht, so meine ich, dem Leben denn doch viel näher als dem Tode.

„Gefahr weckt Kraft", schreibt Messner einmal und auch Instinkt. Es ist ihm gegeben, in „Grenzsituationen" schlechthin alle Zellen seines Körpers in dieser oder jener Hinsicht zu „organisieren". Geist und Körper sind dann gemeinsam nur auf das eine Ziel gerichtet: überleben. Von einer Zeltnacht am Chomolungma:

„Ich bin endlos wie die Nacht. Ich versuche, alles zu verdrängen. An gar nichts denken. Ein gewollter Zustand, ein Dösen, der mich die ganze Nacht ertragen ließ."[11]

Wer käme beim Lesen solcher Erinnerungsbilder nicht auf den Gedanken, ob nicht auch sonst jemand unter den Alpinisten dermaßen Beeindruckendes aus der alpinen Todesgefahr heraus berichtet hat. Nicht, daß ich wüßte. Ich blätterte in Kriegstagebüchern und fand schließlich in einem Flüchtlingstagebuch von Erich Maria Remarque eine sehr fesselnde Stelle, die vielleicht als Erklärung dessen dienen könnte, worüber Messner berichtet hat. Remarque schreibt: „Äußerste Unsicherheit kann, wenn sie nicht zum Tode führt, zu einer Sicherheit führen, die nicht zu erschüttern ist. Das sind große Worte, aber sie sind nur die einfache Erfahrung aus einem Kugeldasein."

Gefahr ohne Angst gibt es normalerweise nicht. Pinggera und Payer mögen Ausnahmen sein, ebenso Hermann v. Barth („Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben") und auch Guido Lammer („...bereit, mein Leben hinzuwerfen wie einen zerbrochenen Bergstock"). Messner hingegen betrachtet die Angst als Korrektiv zum allzu großen Mut:

„...Angst ist etwas ganz Natürliches, etwas Notwendiges. Gäbe es sie nicht, wären wohl nur mehr wenige Bergsteiger am Leben. Die Angst macht uns klar, wie weit wir gehen dürfen, sie ist die beste Lebensversicherung bei einer Bergtour. Nur durch Sicherheit kann sie ausgeschaltet werden."[7]

Er findet gelegentlich auch Lähmendes in der Angst:

„Angst lähmt, Angst hat mich nie gesteigert, immer zurückgeworfen."[7]

betont jedoch unmittelbar darauf das im wesentlichen Positive:

„Man kennt sich erst richtig, wenn man weiß, was Angst ist, und sie überwindet."[7]

Wie schwierig das oftmals sein kann, schildert er vom Chomolungma eindrucksvoll:

„Ganz ohne Angst lebt keiner aktiv. Vor kritischen Augenblicken verdichtet sie sich. Wenn ich klettere, habe ich kaum Sorgen. Ich überlege Schrittchen für Schrittchen, was ich machen soll und was nicht... Die Angst ist dabei ein wesentliches Element und ich höre auf sie... Auch wenn man sich bewußt darüber ist, daß Sterben zum Leben gehört, kann man die naive Angst, herunterzufallen oder vom Sturm weggeblasen zu werden, nicht unterdrücken."[11]

„...Nur wenn der Strom der Ängste versiegt, kann ich losgehen. Natürlich ist es leicht, sich vorzunehmen, diese Ängste zu beherrschen und sich nicht von ihnen beherrschen zu lassen. Aber ganz abschalten, alle Gedanken ausschalten, das ist schwierig! Sich gehenlassen – gleichzeitig wie eine Katze auf dem Sprung sein, das ist die Kunst..."[9]

Ich denke, der echte Messner offenbart sich viel mehr hier, als in den überspitzten Wortgefechten vom Nanga Parbat.

Bergsteigen – ein Weg zu sich selbst

Messner meint in letzter Zeit, er müsse sich bei jeder Gelegenheit als Anarchist präsentieren.

Anarchismus ist ein gedachtes politisches System, im Prinzip wenigstens 2500 Jahre alt. Von den Vorsokratikern bis zu Che Guevara reicht eine Linie. Nur – praktisch erprobt wurde dieses System nie. Es wäre daher nicht recht verständlich, daß ein Mann, der mit beiden Beinen auf der Erde steht, einem nur gedachten System nachstrebt, das bisher über große Worte nicht hinauskam, die Probe des Lebens noch nie bestanden hat. Nun – es dürfte Messner nie ganz ernst mit seinen Äußerungen zum Anarchismus gewesen sein. Seine letzten Stellungnahmen gehen dahin, Anarchismus sei für ihn eine Wunschvorstellung, von der er wisse, daß sie jedenfalls im Westen nicht zu verwirklichen sei. Nur in der Einsamkeit Tibets oder eben in großen Höhen fühle er das Freisein von allen Bindungen und Bedingungen:

„...Wenn ich sage, daß nichts und niemand außer ich selbst meinem Leben Sinn gebe, dann ist das eine anarchistische Aussage, weil dann bin auch ich mein eigener Gesetzgeber. Ich erkenne freilich jedes andere Wesen als gleichberechtigt an, dessen Kreise ich nicht stören darf. Deshalb kann ich meine Anarchie auch nicht hier in Europa ausleben, deshalb gehe ich..."[2]

Messner glaubt an kein höheres Wesen:

„Einen Schöpfer außerhalb von mir, außerhalb des Kosmos gibt es nicht. Ich weiß nicht, wann mir diese Vorstellung abhanden gekommen ist, ich weiß nur, daß es seither schwieriger ist,..."[12]

Messner betont in letzter Zeit außerdem, daß er die Frage des Seins nach dem Tode offen lasse. Nach allem was er zum Thema seiner Weltanschauung sagt, kann man annehmen, daß er sich nicht als Atheist, vielmehr als Pantheist fühlt.

Auch von der Philosophie im herkömmlichen Sinn hält Messner nichts:

„Von den Grundübeln der Moral und der Philosophie habe ich mich befreit. Das Aneinanderreihen von logisch gedachten Thesen ist nicht mein Weg der Selbstfindung..."[9]

Es mag schon sein, daß jemand die übliche Moral verwirft und sich seine eigenen Moralvorstellungen bildet. Es ist auch verständlich, daß jemand die klassische Philosophie ablehnt, weil sie, so könnte man argumentieren, seit dem Aufkommen der Naturwissenschaften die „Zerreißproben" nicht bestanden hat. Nur – der Philosophie als der „Dienerin zum Klarwerden von Sätzen" (so Wittgenstein) abzuschwören, ist verfänglich. Wer so intensiv lebt und denkt wie Messner, kann die Grundlagen des philosophischen Denkens, der Logik also, nicht ablehnen. Sonst käme er mit seinen Fragen nach dem „Wie" und dem „Warum"

alsobald in arge Schwierigkeiten. Manchmal wird man den Eindruck schwer los, Messner sei es so ergangen.
Weiter oben streifte ich kurz den vermutlich sehr großen Einfluß ostasiatischer Lehren auf Messners Denken. Es wäre indes zu billig, wollte man sich mit dem „Nirwana" oder „Tao" zufriedengeben. Zu vielschichtig ist seine Gedankenwelt.
Man stößt, will man ihn verstehen, unwillkürlich auf die Grundpfeiler altgriechischer Philosophie. Mag sein, daß sich Messner dessen gar nicht bewußt wird. Doch es ist so. Wenn Messner nämlich von Freiheit spricht, dann fußt diese auf dem von den Griechen nach den Perserkriegen geprägten Begriff der urpersönlichen Freiheit; wenn er vom Sinn spricht, ist es in der Komplexität nichts anderes, als der griechische „logos", der sich in der freiwillig gesuchten Auseinandersetzung mit dem anderen (es könnte auch der Berg sein), entfaltet; wenn er von „sich finden" spricht, so kommt man unwillkürlich zum „Erkenne dich selbst" am Apollontempel zu Delphi oder auch zu Aristoteles: „Handle – und du bestimmst dich selbst". Erst in dieser absoluten Freiheit (die auch heute noch durchaus keine Selbstverständlichkeit ist), in welcher der Mensch des Abendlandes (ich zitiere Jaspers) „...in der Tiefe des Selbstseins und in der Klarheit der Transzendenz dem Gipfel seiner Möglichkeiten nahekommt", kann ein Mensch wie Messner bei Anerkennung aller Begrenztheit sagen:
„Bergsteigen ist ein individuelles Tun, das in einer grenzenlosen Freiheit fußt"[16], „...es ist ein Heraustreten aus dem eigentlichen Leben, eine zeitliche Aktivität, die mich voll und ganz beansprucht!"
Nur soviel zu dem bis heute reichenden, ganz erheblichen Einfluß der griechischen Antike auf den heutigen abendländischen Menschen. Noch viel enger schließt sich freilich der Kreis, wenn man einige der großen Denker der neuesten Zeit mit einbezieht und deren Einfluß auf Messners Weltbild erörtert. Ich meine die philosophischen Schulen des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine solche Gegenüberstellung ist interessant und aufschlußreich zugleich.
Aus den starken philosophischen Strömungen der beiden letzten Jahrhunderte lassen sich, auf Vollständigkeit keinerlei Wert legend, zwei bedeutende Richtungen herausschälen:
Einmal der „Deutsche Idealismus", getragen von Fichte, Hegel und Schelling und reichend bis Schopenhauer und Nietzsche. Über Hegels „Dialektik" führen von diesem auch Querverbindungen zu Marx und Engels.
Zum Zweiten: die von Kierkegaard begründete „Existenzphilosophie" führte – nachhaltig beeinflußt von Hegel und Nietzsche – zum „Existentialismus" des 20. Jahrhunderts.
Es seien hier nur andeutungsweise – und aus dem Zusammenhang entlehnte Merksätze der bedeutenden Philosophen Hegel, Kierkegaard, Schopenhauer, Nietzsche, Heidegger, Sartre, Jaspers und Camus zitiert, um die Grundlagen von Messners „existentialistischem Denken" aufzuzeigen*).

*) Zitate nach Aster, Jaspers

Man stößt zunächst auf Georg Friedrich Hegel, einem Eckpfeiler der modernen Philosophie. Seine, auf das Ganze und den Grund gehenden Fragen und Antworten gipfeln in dem Satz: „Der Mensch gewinnt seine Wahrheit nur, indem er sich in der absoluten Zerrissenheit selbst findet; das Verweilen hierin ist die Zauberkraft, die sich in das Sein umkehrt... Dann ist das Leben nicht mehr eines, das sich vor dem Tode scheut, sondern eines, das ihn erträgt." Soweit Hegel.
Wenn Messner einmal von sich selbst sagt, er fühle sich als ein *„zerrissener Mensch"*, so ist das Wort „Zerrissenheit" durchaus sinngleich zu Hegel zu verstehen. An Hegel erinnern auch Messners Worte, aus der Erfahrung des Lebens geschrieben,
„Eine neue Einstellung zum Tode gewinnen"[7],
„Bergsteigen ist für mich Selbsterfahren, ...ist Hineinwandern in das Labyrinth meiner Seele... Die Begegnung mit dem Tode läßt mich neu leben."[11]
Nach Hegel ist es nun nicht mehr schwer, die meisten von Messners Aussagen an anderen großen Denkern einzuordnen.
An Arthur Schopenhauer etwa, wenn es um das Ertragen der Einsamkeit geht: „...Demgemäß wird jeder in genauer Proportion zum Wert seiner selbst die Einsamkeit fliehen, ertragen oder lieben... Wirklich frei ist man nur, wenn man alleine ist."
Man erinnere sich an Messner, der betonte, wie wichtig es für ihn gewesen sei, in entscheidenden Stunden *„keine ernsthaften Bindungen"[49]* gehabt zu haben, also wirklich „frei" gewesen zu sein. Auch im Tagebuch vom Chomolungma betont er dieses „Freisein":
„Das Alleinsein empfinde ich jetzt nicht mehr als Isolation, sondern als Losgelöstsein."[9]
Jedoch, es ist bei ihm nicht nur das Freisein, das Ungebundensein, das Losgelöstsein; es geht um mehr: „Aus dem Tiefsten muß das Höchste zu seiner Höhe kommen" (so hat es Nietzsche ausgedrückt); und Messner schreibt:
„...Ich bin durchsichtig, aus Glas, die ganze Welt unter mir eine feste tragende Fläche... es ist, als seien alle Horizonte zerbrochen..."[11]
Oder auch so:
„Dort oben habe ich das Gefühl, in ein Nichts verschwinden zu können. Das Leben kann ich auf einmal als ein Nichts erfahren, die Sinnfrage des Lebens scheint aufgehoben... ich habe Anschluß an das Unendliche!"[11]
Sören Kierkegaard, der dänische Pastor faßt diese Gedanken eindrucksvoll kurz zusammen: „Ich existiere – und bin dann erst frei, wenn ich in Selbstwahl die Synthese des Endlichen mit dem Unendlichen suche."
Martin Heidegger schreibt: „Eigentlich (Anmerkung: „eigentlich" im ursprünglichem Sinn verstanden) wird das Dasein erst, wenn es sich in seinem Vorlaufen in den Tod in seine letzte und unüberholbare Möglichkeit bringt und im Gewissen an es selbst seine Freiheit auf dem Grunde des Nichts vernimmt."
Messner schreibt aus seiner unmittelbaren Erfahrung heraus:
„Beim Sturz oder beim Unwetter kann die Ahnung von der eigenen Sterblichkeit zur Erkenntnis werden und sich damit dem Betroffenen ein völlig neues Lebensgefühl offenbaren... das Bewußtsein wird durchlässiger, empfänglicher für die Selbstwahrnehmung."

Jean Paul Sartre, der seine Gedanken zum Thema in Rückbesinnung auf sein Erleben in der französischen Resistance im letzten Weltkrieg schrieb, geht noch weiter: „...Der Mensch an sich ist der, der das Sein erst macht, der sein eigener Schöpfer und der Herr des Seins ist." Man erinnert sich, nicht wenig überrascht, auf solche Synonyme zu stoßen, an Messners Worte, die ich Eingangs zitierte und die dem Leser allzu selbstbewußt erschienen:
„...in mir die Kraft des Lebens und Leben zu geben, in mir den Tod, Anfang und Ende."

Und Sartre weiter: „...Es gibt nur die Hoffnung in der Tat. Die Handlung ist das einzige, was dem Menschen zu leben erlaubt." „...Die Welt bietet keinen Sinn mehr als den, den ich ihr selbst verleihe!"

Dazu Messner in weitgehender Übereinstimmung:
„Untätigkeit empfinde ich oft als Not."[12]
„Der Sinn des Lebens ergibt sich aus dem Tun."[12]

Das Wesentliche auf dem Weg zur „Selbstfindung" ist mithin – darin stimmen alle genannten Denker überein – das „totale Engagement", das zur inneren Freiheit führt und den Tod objektiviert. Besonders prägnant hat diesen letzten Gedanken Karl Jaspers um 1930 formuliert: „Philosophieren heißt sterben lernen." Messner, 50 Jahre später, drückt seinen eigenen, ähnlichen Gedanken so aus:
„Ich bin auf einem Weg, der nie ganz aufhört. Der Tod gibt ihm die Richtung."[12]

Mit dieser letzten wesentlichen Aussage hätte Messner eigentlich frühere, anzweifelbare Stellungnahmen zur Frage seines "Endpunktes" korrigiert; es ist nur bedauerlich, daß er sich von anderen, gegenteiligen Aussagen nicht distanziert hat. Gerade deshalb hat es immer wieder arge Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit gegeben, gerade weil es immer wieder – und auch in letzter Zeit Aussagen gegeben hat, die als übertrieben, eitel und provokatorisch angesehen wurden. So schreibt er z. B. 1982:

„Ich würde mich selbst nicht als ‚Aussteiger' sondern schon eher als ‚Einsteiger' bezeichnen. Ich habe den Einstieg in mein Leben gefunden, deshalb kann ich in aller Ruhe und Ausgeglichenheit meinen Weg gehen. Sollte mir allerdings jemand dieses Abweichen vorgezeichneter Bahnen im bürgerlichen Milieu als Aussteigermentalität auslegen wollen, dann antworte ich ihm: ‚Ich bin gerne ein Aussteiger, weil ich mich weigere, mich zur Eindimensionalität verdammen zu lassen!'"[12]

Jeder, der solches liest, muß unwillkürlich stocken. Es fällt doch ziemlich schwer, ihm abzunehmen, daß er „den Einstieg in sein Leben gefunden hätte", an die „Ruhe und Ausgeglichenheit seines Lebens" zu glauben. Solche Töne wurden und werden auch heute noch vielerorts für hybride gehalten. Es wird behauptet, Messner tröste sich mit einer superben Idee über einen für ihn schwer erträglichen Alltag in eine Welt des Scheines, ja er sei eingebildet und anmaßend. Um so mehr, als ja immer wieder Behauptungen dazukamen, die kaum zu begründen – und schon gar nicht zu beweisen sind:
„Ich sehe daher die Erkenntnisse, die ich aus den Erlebnissen in großen Höhen gewonnen habe, nicht als wahnhaft oder halluzinatorisch an, sondern als tiefe Wahrheit."[7]
Subjektive Wahrnehmungen und Empfindungen sagen über den Wahrheitsgehalt dieser grundsätzlich nichts aus. Die volle Wahrheit bleibt dem Menschen nach der Lehre Kant's ohnedies verborgen. Auch die oben zitierten Denker wollten ja nichts „beweisen", vielmehr nur ihre Meinung kundtun und diese begründen. Mehr wird kaum jemandem gelingen. Auch Messner nicht. Allenfalls könnte auch er den Wert des Erlebten (an welchem freilich nicht zu zweifeln ist) zu begründen versuchen und sich zudem auf ähnlich lautende Aussagen anerkannter Personen berufen, die aufgrund eigener Erlebnisse oder durch Intuition zu ähnlich lautenden Schlüssen gekommen sind. Messner hat zur Frage, inwieweit sein Denken von anderen Persönlichkeiten geprägt wurde, nie Stellung bezogen. Im Gegenteil, er hat die Philosophie als ein unnützes Übel verworfen. Dies ist bedauerlich. Jedoch: trotzdem wage ich zu behaupten, daß er dem Denkgebäude des Existentialismus nahekommt. Ich habe weiter oben versucht, die Relationen aufzuhellen.
Wenn man von gelegentlichen übertriebenen oder widerspruchsvollen Äußerungen absieht, so hat es in letzter Zeit doch den Anschein, als wäre Messner auf dem Wege zu einer weniger fraglichen, nein zu einer eindeutigen Stellungnahme. Es gibt einige Anzeichen dafür:
– Einmal gibt Messner zu, daß ein Gutteil seiner Wahrnehmungen in großen Höhen auf Halluzinationen, also Selbsttäuschungen pathologischen Charakters beruhen:
„...Sicher sind Halluzinationen in großen Höhen keine Seltenheit."[7]
– Er betont zudem auch, daß seine Erkenntnisse „oben" nur von kurzer Dauer sind, also transitorischen Wesens sind (und daher freilich auch nur relativen Wert besitzen):
„...Dieser Zustand hält aber, wieder unten, nicht ewig an. Der ‚Sog nach oben' wächst. Mit einer Todeszone-Erfahrung kommt man ein Leben lang nicht aus."[7]
So bedeutende Einschränkungen, was die Dauer der Erkenntnis anbelangt, führen ihn zu einer ganz klaren Aussage, daß der Weg seiner Selbstfindung ein fließender ist:
„...Keine Zufriedenheit mit sich selbst, denn dies wäre Sattheit."[51]
„Leben ist nichts anderes, als dauerndes Selbsterfahren."[12]
Wie stark Messner selbst die Unvollkommenheit seines derzeitigen Weltbildes spürt, ergibt sich aus den Fragen nach dem „Warum", die er besonders in letzter Zeit häufig stellt. Während er noch 1978 selbstbewußt schrieb:
„...Mir geht es um das ‚entwaffnend Einfache' des Warum."[7]
Bekennt er 1982 offen und ehrlich ein:
„Warum ich es tue, ich weiß es nicht."[12]
„Wie oft vor einsamen Nächten saß ich und grübelte darüber nach, was hat mich eigentlich bewogen, hierherzukommen?" ... „Wann werde ich endlich ohne Ziel leben können, warum stehe ich mir mit meinem Ehrgeiz, meinem Fanatismus selbst im Wege?" ... „Ich bin ein Narr, der mit seiner Sehnsucht nach Liebe in die kalten Berge läuft!"[11]

Messners Begleiterin am Chomolungma, Nena Holguin, schrieb in Tibet in ihr Tagebuch:
„Reinholds Drang, allein zu sein, ist ebenso groß, wie der, Liebe zu finden."[11] Vielleicht liegt hier tatsächlich der Schlüssel zum Verständnis dieser eigenartigen Persönlichkeit. Vielleicht ist es so, daß Messner auf 8000 Metern über dem Meere etwas sucht, was dort nicht zu finden ist: Liebe, Geborgenheit, die Heimat, vielleicht auch den Glauben. Ist dies tatsächlich der Fall, so wird er von jeder seiner Expeditionen zwar reicher an Erfahrungen von praktischem Wert, zuinnerst jedoch enttäuscht zurückkehren. Er wird mit Novalis fühlen: „Wohin wir auch gehen, wir gehen nach Hause." Und er wird sich mit Eichendorff sorgen: „Wir sehnen uns nach einem Zuhause und wissen nicht, wohin." Und trotz aller Besorgnisse wird er hoffend heimkehren, um sich alsobald enttäuscht eingestehen zu müssen: Hier wird der Horizont mir schon wieder zu eng.
Messners Weg nach vorne, nach oben, immer weiter, immer *„unterwegs"* seiend ist gewiß nicht leicht:
„Und so ist alles nur Weg... ein Weg ohne Ziel; ein Weg, der selbst sein Ziel ist, ...jedoch unsere tiefe Tragik ist ja erst: Daß wir wandern müssen und daß wir ohne Rast nicht leben können."[13]

Vielleicht dachte Messner bei all seiner Mühe und Verzweiflung wieder an Zarathustra: „Schicksal, ich folge dir! Und wollte ich nicht, ich müßte es doch und unter Seufzern tun." Vielleicht lehnt er sich an einen anderen Existenzphilosophen, an Albert Camus an, wenn er seinen beschwerlichen Lebensweg erkennend, am Chomolungma schreibt:
„Ich bin nicht nur ein Alleingeher, ich bin eine Art Sisyphus, der niemals wirklich zum Gipfel kommt... ich bin Sisyphus und der Stein, den ich auf den Berg rolle, ist meine eigene Psyche."[11]

***

Bei Messner bleiben viele Fragen offen. Manche seiner Antworten sind nicht überzeugend. Da und dort sind seine Behauptungen widerspruchsvoll. Trotzdem, beides, die Fragen wie die Antworten legen Zeugnis ab von einem reichen Intellekt und einem tiefen Gemüt. Messner ist ein seltener Mensch mit einem rastlos schweifenden Geist. Voll ungeduldiger Schaffenskraft ist er andauernd „unterwegs" und macht dabei vielfältige Wandlungen durch. Aber gerade dadurch wird er zu einer nicht alltäglichen Gestalt, die in einer aufgewühlten Zeit, in einer nach neuen Ufern tastenden Zeit, Fragen stellt und Antworten sucht.

Quellen
1 Pertl-Messner, Zurück in die Berge, Athesia 1970
2 Messner-Rudatis-Varale, Die Extremen, BLV 1974
3 Messner, Arena der Einsamkeit, Athesia 1976
4 Messner, Die großen Wände, BLV 1977
5 Messner, Die Herausforderung, BLV 1977
6 Messner, Der 7. Grad, BLV 1977
7 Messner, Grenzbereich Todeszone, Kiepenheuer 1978
8 Messner, Everest, BLV 1978
9 Messner, Alleingang, BLV 1979
10 Messner, K_2 – Berg der Berge, BLV 1980
11 Messner, Der gläserne Horizont, BLV 1982
12 Messner, Mein Weg, Goldmann 1982
13 Messner, Alle meine Gipfel, Herbig 1982

Literatur
14 Tieck-Buch, Trost bei Goethe, Schermann 1965
15 Morawetz, Das große Buch der Berge, Hoffmann u. Campe 1978
16 Österreichischer Alpenverein, Mitteilungen 1980
17 Guggenbichler, Festschrift für AVS-Sektion Bruneck, 1961
18 Lichtenberg, Aphorismen, Reclam 1962
19 Aster, Geschichte der Philosophie, Kröner 1956
20 Jaspers, Die großen Philosophen, Bd. 1, Piper 1957
21 Goethe, Faust I. u. II. Teil, Hirt 1936
22 AV-Jahrbuch 1980, Rother 1980
23 Ziak, Der Mensch und die Berge, Bergland 1965
24 Wiechert, Das einfache Leben, Desch 1946
25 Friedenthal, Goethe, sein Leben und seine Zeit, Ullstein 1978
26 Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit, Goldmann 1969
27 Jaspers, Von Ursprung und Ziel der Geschichte, Fischer 1957
28 Nietzsche, Also sprach Zarathustra, Kröner 1964
29 Gedichteband „Aus reinem Quell", Reclam 1935
30 Habeler, Der einsame Sieg, Goldmann 1979
31 Nairz, Gipfelsieg am Everest, Molden 1978
32 Rostand, Das Abenteuer des Lebens, Ullstein 1967
33 Waggerl, Ein Mensch wie ich, Autobiographie 1963
34 Aristoteles, Nikomachische Ethik, 1. Buch
35 Sammelband, Genius der Deutschen, Bd. 1, Propyläen 1966
36 Sartre, Drei Essay's, Ullstein 1961
37 Glasenapp, Die Weisheit des Buddha, Rowolt 1973
38 Goethe, Gedanken und Betrachtungen, Theiß 1946
39 Goethe, Schweizerreisen, DTV 1967
40 Camus, zit. von Monod, Zufall und Notwendigkeit, Piper 1971
41 Remarque, Die Nacht von Lissabon, Knaur 1967
42 Schiller, Die Jungfrau von Orleans, Schönig 1935
43 Hildesheimer, Marbot, Suhrkamp 1981
44 Hiebeler, Lexikon der Alpen, Bertelsmann 1977
45 Deutscher und Österreichischer Alpenverein, Alpines Handbuch Bd. 1, Brockhaus 1931
46 Zeitschrift „Universitas", Jahrgang 1961
47 „Der Spiegel", Jahrgänge 1977, 1978, 1979
48 „Stern", Jahrgang 1977
49 „Bunte Illustrierte", Jahrgang 1977
50 „Geo", Jahrgang 1978
51 „Playboy", Jahrgang 1978
52 Tageszeitung „Dolomiten", Jahrgänge 1970–1982
53 Deutscher Alpenverein – Österreichischer Alpenverein, Alpenvereins-Jahrbuch 1980, Rother 1980
54 Amery, Selbstmord oder Freitod in Meyer Enzyklopädie, Bd. 21, Mannheim 1977
55 Ditfurth, Wir sind nicht nur von dieser Welt, Hamburg 1981
56 Bresch, Zwischenstufe Leben, Piper 1978

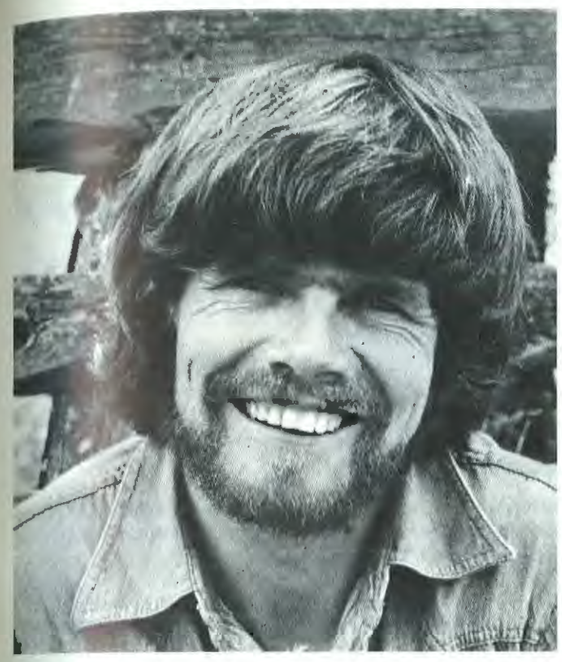


Foto:
BLV-Verlag

ist ein soziales Wesen und das sich gegenseitige Kennenlernen und Abtasten selbst ebenso zu seinen Wünschen wie Etas zeitweise Alleinsein. Es ist es wenigstens bei mir. Oft besuche ich meine Freunde, Straßen (nur, um unter Leuten zu sein), eine Bar. Ich besuche auch die Weisheiten in Nepal, Alternativlinke, die dann eine Brutalität erkennen sind Skizzen oder denkunfähig. Kolonialismus, Missionierung, sozialrevolutionäre Ungleichzeitigkeit sind nicht identisch mit Reisen.
Ich reise (am liebsten dort, wo die Welt noch ist) und bemühe mich, mich auf die gleiche Stufe wie die Eingeborenen zu stellen (siehe dazu H. Heine zu den Tiraden in „Reise von München nach Genua"), die bereiste Welt so zu hinterlassen, wie ich sie vorgefunden habe.
Heute ich (als Anarchist T bitte im ursprünglichen Sinne des Wortes und nicht dumpfbackiges Dolomiten-Lesen im NSDAP-Jargon) alles als natürlich empfinden, bliebe mir logischerweise nur mehr der Weg des Erweiterns.

Viele Grüße
Reinhold Messner
ep. 5 83

Reinhold Messner zu offenen Fragen

Frage: Sie sind im Herbst '82 am Cho Oyu gescheitert. Sie mußten sich haarscharf entscheiden, sagten Sie, zwischen Suizid und Rückkehr. Macht Sie so ein Schritt auch zufrieden oder sehen Sie gerade im dauernden Unbefriedigtsein (wie Faust) das, was Sie vom Leben erwarten?

Messner: *Ja und nein! Im Moment der Entscheidung war ein ausschließlich positives Gefühl (positiv im Sinne von richtig, lebensintensiv) da. Später, im Rückblick, teilten sich Zweifel (hätten wir nicht doch mehr wagen sollen?) und Selbstsicherheit (einzig richtige Lösung) die Momente der Entscheidung. Aber was war, war; was ist, ist das Bedürfnis zur* ***Tat****, in der allein sich die Sinnfrage aufhebt. Ich fühle mich nicht unbefriedigt, ich bin süchtig nach Tat.*

Frage: Sie schrieben vor nicht langer Zeit, der Sinn des Lebens ergebe sich aus dem Tun. Nicht nur für Sie, sondern ganz allgemein. Da erinnert man sich an Aristoteles, „Handle, und du bestimmst dich selbst", an Goethe, „Im Anfang war die Tat", an Sartre, „Der Mensch ist, wozu er sich macht", an Camus auch, „Das Rollen des Steines als sinnvolle Handlung".
Wie sind Sie selbst zu dieser Ansicht gekommen? Empirisch, oder haben Sie sich doch an den genannten Philosophen orientiert?

Messner: *Mir ist die Aussage Goethes als Wahrheit erst 77/78 aufgegangen. Sicher war sie vorher unterbewußt da. Rational weiß ich diese „Selbstverständlichkeit" erst seit ein paar Jahren. Bin rein empirisch darauf gekommen.*

Frage: Des weiteren haben Sie früher oft vom Nirwana, dem „Verwehen" als Idealvorstellung gesprochen; andererseits aber auch vom Drachen, der nicht sterben darf. Ich sehe darin einen Widerspruch. Sind Sie als Westler vom Nirwana doch ein wenig abgerückt? (Ich kann mir Sie im „Nirwana" gut vorstellen, doch niemals länger als einen ganz begrenzten Zeitraum.)

Messner: *Sehr richtig. Mein Nirwana-Wunsch und mein Getriebensein („Gl. Horizont") sind Tatsachen. Vielleicht entspringt das erste (als Heilvorstellung für die „krankhafte" Tatwut) dem zweiten. Der Drache, das Unmögliche, das Geheimnisvolle, ist Antrieb (neben dem Zwang von Innen), also will ich es mir erhalten, um in der Tat Antwort (intuitiv) auf die Fragen des Lebens zu finden. (Die aufgehoben werden, wie ich weiß!)*
Heute habe ich oft die Vorstellung zu gehen (in der Wildnis, zeitlos, immer weiter) und dabei die Auflösung zu sein (nicht zu erfahren), Auflösung im Sinne von Antwort und im Sinne von sich auflösen, sich verlieren, sich verteilen, sich verbinden mit Luft, Himmel, Wolken, Erde, Wasser. Mein Nirwana-Wunsch als Lebenshöhepunkt und Ende dieser Daseinsform. Oft im Halbschlaf oder Tagtraum habe ich das Wissen, daß mein Leben dorthin (immer weiter gehen) tendiert.

Frage: Meine größte Schwierigkeit, Sie zu verstehen, ist folgende: Sie sprechen einerseits davon:



„Eintritt ins eigene Leben" gefunden zu haben – ***Messner:*** *Für jetzt!* –
„tiefe Wahrheit vom Berg" mitgenommen zu haben – ***Messner:*** *wesentliche Wahrheiten aus dem Aktivsein, nicht aus der Schule mitgenommen* –
„in sich Kraft des Lebens und Leben zu geben, in sich Tod, Anfang und Ende" zu fühlen; (spontane Aussage Messners dazu siehe unten);
andererseits davon,
nicht zu wissen, wozu Sie sich mancher Strapazen und Gefahren unterziehen – ***Messner:*** *Nein, bin weder Psychoanalytiker noch halte ich viel von dieser „Wissenschaft";* –
Erkenntnisse nur von zeitlicher Dauer zu haben – ***Messner:*** *Ja; Erkenntnisse verflüchtigen sich. Meine Wahrheiten sind nicht philosophische Axiome. Ich weiß nicht, ob man das so sagen kann. Ich meine, ich weiß (fast) alles nur aus persönlichem Erleben und glaube sogar, daß niemand Wahrheiten büffeln, abschauen, lernen... kann. Erfahrungen aus zweiter Hand sind nur eine Art Anstrich (Philosophiestudium);* –
bis zu einem gewissen Grad Empfindungen als krankhaft zu erkennen (Halluzinationen) – ***Messner:*** *Krankhaft im bürgerlichen Sinne. Vorsicht: Halluzinationen sind weder krankhaft noch gesund. Tatsachen;* –
eine Antwort nur als zeitweise Antwort zu verstehen. – ***Messner:*** *Ja, sonst wäre ich schon verkalkt oder tot.* –

Wie sind diese beiden „Pole" von zumindest scheinbar großer Widersprüchlichkeit auf einen Nenner zu bringen? Dreht es sich um die allerdings tiefe Erkenntnis, die schon Sokrates, die Stoa und Seneca vermittelt haben, daß alles Leben erst im Tode seinen Sinn erhält?

Messner: *Meine Aussage ist: Der Tod gibt dem Leben die Richtung, nicht den Sinn. (Sicher kennen Sie mein Buch „Grenzbereich Todeszone").*

Frage: Ein Umweltproblem ergibt sich durch Ihre Expeditionen. –
Messner: *Ja.* –
Den Bergvölkern erwächst daraus nach vielverbreiteter Meinung ein Schaden, der von Mal zu Mal größer wird.

Messner: *Ja. Trotzdem nehme ich mir das Recht heraus, meine Nachbarn zu besuchen. Verhalte mich dort so, wie ein Freund, Beobachter, der nichts verändert.* –

Sie sind einerseits bedacht, niemandes Kreise zu stören (Ihr oberstes sittliches Gebot), andererseits jedoch müssen Sie schaden, obwohl nach Ihrer Meinung ja die Expeditionen nur einen persönlichen Wert haben und für die Menschheit gleichgültig sind. Wie geht das, erwächst da nicht ein Komplex in Ihnen, der sogar die „Selbstfindung", die Sie durchs Bergsteigen ja anstreben, behindern könnte? Oder ist es nicht doch so, daß in der „Erschließung" (die bei uns weit übers Ziel hinausgeschossen ist) im Osten doch so etwas wie ein Sinn (***Messner:*** *nicht Sinn, Pflicht*) liegen könnte, wenn es gelänge, die Fehler zu vermeiden, die im Westen gemacht wurden; schließlich ist Armut, Not, Krankheit, Unwissenheit auch im Osten kein erstrebenswerter Zustand?

Messner: *Hier geht es nicht um einen Widerspruch, sondern um eine Entscheidung und ein angemessenes Verhalten. Der Mensch ist ein soziales Wesen und das sich gegenseitige Kennenlernen und Abtasten gehört ebenso zu seinen Wünschen wie das zeitweise Alleinsein. So ist es wenigstens bei mir. Also besuche ich meine Freunde, Straßen (nur, um unter Leuten zu sein), eine Bar. Ich besuche auch die Menschen in Nepal. Alternativlinke, die darin eine Brutalität erkennen, sind schizophren oder denkunfähig. Kolonialismus, Missionierung, soziokulturelle Hochnäsigkeit sind nicht identisch mit Reisen.*

Ich reise (am liebsten dort, wo die Welt wild ist) und bemühe mich, mich auf die gleiche Stufe wie die Einheimischen gestellt (siehe dazu H. Heine zu den Tirolern in „Reise von München nach Genua"), die bereiste Welt so zu hinterlassen, wie ich sie vorgefunden habe.

Sollte ich als Anarchist (bitte im ursprünglichen Sinne des Wortes und nicht im Sinne eines NSDAP-Jargons) dies als unsittlich empfinden, bliebe mir logischerweise nur mehr der Weg des Eremiten.

Oben: Rastbaum an einem Weg in Nepal.
Foto: J. Winkler

Irrfahrt der Jugend

Erstbegehung der Lärmstangenwand

Swami Prem Darshano (Luggi Rieser)

„Man trifft sich in Kathmandu" – dieser hochgemute Bergsteigerslogan des Jet-Zeitalters, ist er noch „in"? Auch gelegentliche Schwankungen im Benzinpreis ändern jedenfalls wenig an der Deutlichkeit der Anzeichen, die dafür sprechen, daß die interkontinentale Mobilität der Bergsteiger in Zukunft doch wieder um einiges eingeschränkt sein könnte.

Abwegig ist es also nicht, wenn sich die Bergsteiger, auch ohne schon bestehenden unmittelbaren Zwang, wieder mehr auf die Möglichkeiten besinnen, die ihnen „von Haus aus" geboten sind; so etwa wie auf ihre Weise seit Jahren schon die Sportkletterer, die durch ein striktes Regelwerk sich alte Routen als Herausforderung neu geschaffen haben. Oder denken wir an die Wasserfallkletterer, die ein vielgestaltig-herausforderndes Betätigungsfeld dort entdeckt haben, wo es – obwohl „vor der Nase liegend" – bisher kaum wer gesucht hat. Doch auch für die Anhänger der „klassischen Disziplinen" des Alpinismus gibt es sie noch, diese Bewährungsproben vor unserer Haustür. Heinz Mariacher hat das im Vorjahr an dieser Stelle mit seinem Dolomitenaufsatz bewiesen. Hier beweist es Heinz Mariachers oftmaliger Seilgefährte Luggi Rieser anhand der Schilderung einer wilden Erstbegehung in den Zillertaler Alpen.

Und es muß ja auch nicht immer die dünne Luft der Achttausenderregion sein, die nicht alltägliche Dimensionen des Erlebens und Empfindens erschließt. Luggi Rieser versucht in seinem Beitrag solche Dimensionen auszuleuchten. Da er sich mit diesem Versuch aber – eigentlich folgerichtig – über die Dimension des chronologischen Ablaufs seiner Unternehmung hinausbewegt, stellt er diese Unternehmung in einer „Rückschau" zusätzlich auf leichter zugänglicher Ebene dar.

Nicht zuletzt ist Luggi Rieser Anhänger einer fernöstlichen Lehre. Als solcher hat er einen eigenen Namen erhalten und uns gebeten, seinen Beitrag unter diesem Namen erscheinen zu lassen. Das mag wie ein kräftiges Ausrufezeichen wirken in diesem Jahrbuch, das ja an anderer Stelle (siehe Seite 47) eine Diskussion über „normengerechte und widerspenstige Vorbilder" sowie darüber enthält, daß letztlich jeder einzelne sich selbst verantwortlich ist dafür, welchen Vorbildern er wie weit folgen will.
(d. Red.)

Hexenflug

Unterwegs im Citroën zur Talstation der Hintertuxer Gletscherbahn lassen wir uns vom Radiorecorder heiße Rhythmen ins Gesicht plärren. Ein Versuch, das laue Gefühl in der Magengegend zu übertünchen?

Jetzt Stille. Ein neues Musikstück beginnt – moderner Tango. Halt, schießt es mir durch den Kopf: das Lied hatte ich doch auch im Ohr, als ich das letzte Mal ins Rofan fuhr, wo mir während einer verrückten Erstbegehung* diese horrende Einzelstelle gelang! Es hat mir Glück gebracht. Ich klopfe im Takt auf das Lenkrad und singe hemmungslos laut mit – RODOLPHO VALENTINO!

Welch ein Omen! Ihm kann der Funken Aberglaube, der in mir glimmt, nicht widerstehen. Ich fühle mich auf einmal sicher, daß wir heute für die Lärmstangenwand gute Voraussetzungen in uns vorfinden werden. Die Einstimmung in mir spüre ich jetzt so deutlich, daß ich richtig begierig danach bin, Fels unter die Finger zu bekommen.

In Vierer-Gondeln sitzend schweben wir zur Sektion II hinauf, aus den bizarren Schlünden der Gletscherbrüche leuchtet es türkisfarben in den stahlblauen Himmel. Nur die Oberfläche wirkt schmutzig, stumpf, fast schwarz.

Einen der beiden Buben, die uns gegenüber sitzen, kenne ich. Er ist der Sohn des Gletscherhütten-Wirtes. Die braungebrannte, von vielen hundert Sommersprossen umrandete Stupsnase unter dem hellblonden Schopf rümpft sich verächtlich, als ich nicht wenig laut „...Du Nostalgie der Nostalgie..." singe. Er kann den Schlager nicht leiden.

Erst jetzt, da wir wieder unter der überhängenden Wand stehen, die sich wie die Große-Zinne-Nordwand über unseren Häuptern wölbt, bröckelt diese moralische Sicherheit wieder in sich zusammen, wird das stolze Gebäude der Hexengläubigkeit zur Ruine, zerfällt der Ziegel des abergläubischen Baustoffs zu Staub. Trotz Omen, trotz Andrè Heller, trotz Hochstimmung...

Der Anblick dieser Mauer ist einfach zu überwältigend!

---

* GOLDRAUSCH-part I, Roßkopf-Nordwand, VIII –).

Seite 79: Die Lärmstange – eingezeichnet die geschilderte Route durch die Ostwand.

Foto: P. Darshano

Gedankenflug

Eines ist sicher, sobald ich mich fünf Meter oberhalb des Ringhakens an dem kleinen Griff über mir aufgezogen und zu dem abschüssigen Hand-Aufleger weitergegriffen habe, um dann nach links zu queren, gibt es kein Zurück mehr...

Soll ich es wagen? Ist es ein Vabanque-Spiel, gleichsam die Gefahr, mich damit zum Hasardeur zu profilieren?
Eigentlich bin ich bekannt dafür, kein Feigling zu sein. Aber hier? Ein Ringen beginnt ganz tief in mir, eine gedankliche Auseinandersetzung zwischen Willen und Vernunft:

Der Ehrgeiz erinnert mich daran, welche alpinen Größen hier bisher schon gescheitert sind und lockt: wenn diese Wand gelingt, das wär' der Clou!

Der Intellekt dagegen warnt vor dem Ehrgeiz, der ja letztlich doch nur von Vergangenheits- oder Zukunftsgedanken genährt wird und von der totalen Hingabe an die Gegenwart, vom total bewußten Tun in der vollen Konzentration des Seins ablenkt; ich sollte besser meine Energie ganz hier behalten, wenn ich diese Stelle wirklich überwinden will.

Die Erfahrung bestärkt mich darin, dem Wandstellenquergang gewachsen zu sein: Schließlich würde ich beim Sportklettern im gemütlichen Garten der Felsakrobaten angesichts dieser Passage genug Selbstvertrauen haben, mit dem obligatorischen Bohrhaken vor dem Bauch drauflos zu klettern. Hier fehlt es zwar an spielerischem Charakter ebenso wie am vertraueneinflößenden Bolt*, aber das Selbstbewußtsein bleibt. Die Überzeugung, diese Passage meistern zu können.

Ein Gefühl durchpulst jetzt meinen Körper, stärker als alle Zweifel... Ein Quentchen Glück braucht auch der Meister, sage ich mir – setze an, ziehe durch, bringe den ersten Klimmzug an den beiden letzten „guten" Haltepunkten hinter mich und finde mich „in medias res" wieder...

Eine Felsleiste ist schmäler, runder, kraftraubender als erwartet. Werde ich mein Körpergewicht, meine zweiundsechzig Kilogramm daran fixieren können? An *einem* Zentimeter?

Ruhig – obwohl am Gipfel der Anspannung – fährt die linke Hand in den Magnesiabeutel, um die schweißnassen Fingerspitzen zu trocknen, fixiert den winzigen Griff... nur ja nicht stocken... weiterklettern mit dem Fingerloch dort... weiter, immer weiter bis zum nächsten einwandfreien „No-Hand-Rest"**...

Obwohl ich längst wieder stehen kann, läßt die Nervenanspannung nicht nach. Erst als der erste Standhaken vertrauenerweckend in die Felsritze eindringt, ist mir, als wenn eine viel zu hoch gestimmte Elektrogitarrensaite, die fortwährend kreischende, grelle Töne mit hektischen Schwingungen durch den Synthesizer jagt, gelockert wird, herabgedreht auf ihre gewöhnliche Frequenz. Der schrille Lärm der Atmosphäre wird wieder dumpfer, angenehmer, fast schon entspannend, fast Melodie... Ausgeglichenheit kehrt ein, ich rufe „Stand!"...

* Bohrhaken (= hundertprozentiges Sicherungsmittel, das in den Klettergärten Verwendung findet).

** Z. B. eine Felsleiste, auf der man stehen kann, ohne in den Armen zu hängen.

Höhenflug

Ich fühle den Traum, der sich bereits halb zur Realität verdichtet hatte, zusammenbrechen. Den Traum vom Durchstoß zum Gipfel, jenen Traum, der mich seit Jahren schon begleitet.
Jedesmal, wenn ich nach Lanersbach fahre, gleitet mein Blick hinauf zum Alpenhauptkamm, zum Hintertuxer Gletscher. Und zwischen Vorderlanersbach und Lanersbach dann werde ich regelmäßig vom Fieber überfallen: die Sicht auf die Lärmstange wird frei. Zum Horizont reckt sie sich empor, kühn und stolz, unantastbar. Von Osten bisher unerstiegen, eine Herausforderung für jeden alpinistischen Abenteurer. Und diesen Traum, dieses Abenteuer, das Paul und ich vorige Woche begonnen und diese Herausforderung, die wir heute vollends angenommen haben, soll jetzt ihr Ende finden?
Verzweifelt kämpft der Trotz in mir. Ich will es nicht glauben, will es verdrängen, gebe nicht auf.
Und doch zwingt mich die ungegliederte Wand hier jedesmal zwei Meter über dem Standplatz wieder zum Abklettern. Der Kampf scheint aussichtslos. Ich fühle mich besiegt, habe nichts mehr zu erwarten und somit nichts zu verlieren. Wir machen uns zum Abseilen fertig!
Paul behält einen kleinen Hoffnungsschimmer in sich – ermuntert mich, doch noch zu einem letzten Anlauf anzusetzen.
Plötzlich: die Ruhe in mir.
Der Fels beginnt sich unter meinen Händen zu verformen, die Tastnerven nehmen jetzt Rauhigkeiten und Unebenheiten wahr, wo gerade eben noch unwirtliche Glätte jegliche Hoffnung zerstörte. Meine Entschlußkraft schlägt eine Kapriole ins Reich der Tat, ins Hier und Jetzt, ins Out von Wenn und Aber. Langsam beginnt das Fließband sich in Bewegung zu setzen, und jeder Handgriff tut das Seine, um das Produkt entstehen zu lassen: VII+/ die Schlüsselstelle.
Ein hypnotischer Zustand bringt mich höher, läßt die entscheidenden acht bis zehn Meter unter meinen Händen – den weißen Fingerspitzen, die sich festkrallen – und den vorsichtig, konzentriert gesetzten Fußspitzen wie eine Rolltreppe ablaufen, bis das erreichte Dach und die klammen, kraftlos gewordenen Finger Einhalt gebieten.
Wie Nebelschleier, die von der prallen Sonne aufgefressen werden, verflüchtigt sich die Trance, und ohne mir darüber klar zu werden, wie ich diesen steil unter mir abfallenden, glatten „Boulder" hinter mich gebracht habe, gilt meine Sorge nur mehr der Notwendigkeit, einen Haken unterzubringen...

Schmetterlingsflug

Als sich Paul den Anforderungen der Amokrisse stellt, besucht mich ein wunderschöner Schmetterling, ein herrliches Lebewesen, ein Sannyasin, der wie kein anderer – außer dem Meister selbst –, das Reich echter Freiheit verkörpert. Mit anmutigen und verspielten Bewegungen gaukelt er durch die Luft, läßt sich von Windstößen treiben, springt wie ein Federball mühelos zwischen zwei imaginären Spielern hin und her, auf und ab – und landet schließlich, wie absichtslos und doch gekonnt, auf dem Rist



meines rechten Fußes. In allen Rotfarbtönen abgestuft, mit graphisch angeordneten, kreisrunden Mustern geschmückt, trägt er seine dreieckigen Flügel, die elegant auf einem flauschig behaarten Körper sitzen, einer Sänfte gleich, mit samtig-zarten Beinchen.
Er scheint meine Neugierde zu erraten, denn nun läßt er mich auch die Oberfläche seiner bisher steil hochgefalteten Tragflächen sehen, stolziert auf einer Masche meiner EB*-Schuhbänder wie am Laufsteg einer Modenschau entlang, und öffnet, ohne sich sonst weiter zu bewegen, exklusiv für mich seine Flügel: Das Bild, das sich zeigt, erscheint mir wie ein Blick in eine andere Welt. Meine Augen tauchen in den weinroten Spiegel der Magie, in das rosafarbene Ebenbild der Seele, in den lachsfarbenen Kosmos der Natur. Ein freudiges Glänzen und Schillern, eine Ausstrahlung von Ruhe und Harmonie fließen mir entgegen, lassen mich für Augenblicke die Dimension *Vollkommenheit* erkennen.
Ich liebe ihn, diesen einfachen und so göttlichen Falter. Diesen Boten der Unabhängigkeit, der traumlosen Schönheit, diesen Hauch von künstlerischer Perfektion. Und da, ganz unbeschwert löst er sich von der Materie, taumelt der Illusion entgegen, mißt Zeit und Raum mit dieser seiner Art zu fliegen. Seine Erscheinung vermischt sich mit dem Infrarot-Anteil der Strahlung, die breiten Schwingen verschmelzen mit dem Horizont, sein Dasein wandelt sich zur Vision, die Bewegungen werden eins mit dem Wind, und mir fällt es wie Schuppen von den Augen: je weiter sich unsere Seele öffnet, desto enger schließt sich das Positive um uns herum.

Klettererflug

Mein zweites Ich beobachtet längst Paul, wie er versucht, mit der Schwerkraft Kompromisse zu schließen, die es ihm ermöglichen, zu bestehen und höherzukommen, ohne sie an Existenz auch nur ein Geringstes einbüßen zu lassen. Doch ehe er sich's versieht, wird die Schwerkraft zur Xanthippe und weist ihm das Gesetz, dem sie gehorsam Treue schwört, die Kraft, die gnadenlos zum Mittelpunkt des Erdballs zieht.
Sekunden der Ewigkeit vergehen, Paul hängt mit Unterarmkrämpfen kämpfend, am Ende seiner Kräfte, an einer Schuppe hoch über mir. Unmißverständlich: sein Sturz steht unmittelbar bevor. Werden die Sicherungen halten? Welches Drama kommt auf uns zu, wenn Paul sich schwer verletzt? Hier?
Fieberhaft rasen meine Gedanken von A bis Z, der Fels zwischen Paul und mir wird transparent, jegliche Bindung scheint sich zu lösen, als wollte das Gestein jeden Augenblick – verzaubert in ein schwereloses Element – vor meinen Augen in die Weite entschwinden... Spüre meinen Kopf, den Verstand einsetzen, der über dem Gefühl stehen will, weiß einen Augenblick lang nicht, ob ich den Moment lustig oder dramatisch finden soll, bin mir der ernsten Situation voll bewußt.
Passagen aus spannenden Erlebnisberichten guter Bücher schießen mir durchs Gehirn. Kann mich nicht damit identifizieren. Jetzt. Obwohl ich allen Grund dazu hätte. Finde es absolut kitschig, ein bevorstehendes Geschehnis, das ich schon oft und oft erlebt habe, nämlich, daß mir jemand ins Seil stürzt, schaurig zu finden, nur weil wir hier in der Lärmstangenwand sind und nicht in einem Klettergarten. Kann trotzdem nicht verhindern, daß mir ein elektrischer Impuls durch den Körper fährt und starke Gänsehaut hervorruft und muß im selben Atemzug wieder über mich lachen, darüber, daß ich mich so gehen lasse. Nehme es Sekunden später wieder als völlig natürliche Reaktion der Nerven hin, die über Sinneswahrnehmungen den Warnruf „Vorsicht – einstellen auf doppelte Handlungsgeschwindigkeit" erhalten haben. Endlich macht die visuelle Erkenntnis von Pauls Absprung, begleitet von einem akustischen Signal der Angst, meinem inneren Hin und Her ein Ende: Paul, der eben noch relativ klein am Horizont anzuschauen war, kommt, sich perspek-

* Reibungs-Kletterpatschen (profillos, weich, leicht).

tivisch schnell vergrößernd, auf mich zugerast, meine Hände umklammern die Seile, der Raum ist erfüllt vom Schrei des Entsetzens...

Nachtflug

Fünf Meter bis zur Gipfelscharte. Extrem brüchig – bis zum fünfundvierzig Meter unter mir liegenden Standplatz keine Zwischensicherung – stockdunkel. Das Ziel zum Greifen nahe. Ich möchte jubeln... Habe auf einmal unauslöschlich das Schicksal der beiden Super-Kletter-Talente Fiedler/Flunger vor Augen, denen in der Schüsselkar-Südwand die Euphorie der letzten Klettermeter zum Verhängnis wurde, die einem tragischen Mannschaftsflug – dem Horror jedes Alpinisten – zum Opfer fielen...
Doppelt vorsichtig wähle ich Griff für Griff, Tritt für Tritt, empfinde das Gewicht der Seile – die sich irgendwo verklemmt haben müssen – als schier unerträglich, bis ich endlich, endlich zwischen Licht und Schatten, zwischen Dämmerung und Abendrot, zwischen Himmel und Erde auf der Scharte stehe.
Möchte schreien was die Lunge hergibt, bringe aber nur einige verhungerte Krächzer heraus, pfeife wenigstens mit zwei Fingern als Zeichen für Paul durch die Stille der schlafenden Natur, sammle noch einmal Luft zwischen den Rippen und presse ein „Nachkommen" durch die Kehle.
Doch schon in dem Moment, wo ich eine Seilschlinge als Standsicherung um einen Felszacken lege, kommen neue Sorgen auf. Während Paul nachgesichert wird, überfallen mich Gedanken um den Abstieg; mit unserer Ausrüstung (glatte Sohlen), bei diesen Sichtverhältnissen und der problematischen Tiefschnee- und somit Lawinenlage.
Dann wieder überwältigt mich der Blick auf die umliegenden Eisflanken, die sich im letzten Abendglanz vom silbrig-funkelnden Antlitz langsam zur matt-anthrazitfarbenen Bodenlosigkeit verändern.
Im Westen steht ein Hauch von rötlichem Schimmer über den Lechtalern und läßt durch den halbkreisförmigen Verlauf der Farben einen Umriß des Äthers erahnen, als Anklang an die Rundheit des Globus. Die Konturen des Alpenhauptkamms vereinigen sich bereits mit dem geheimnisvoll-düsteren Himmelsdom, der Abendstern steht dominierend zwischen bekannten Planeten-Formationen, dem Großen und dem Kleinen Wagen, der Jungfrau und der Wasserschlange, zwischen Orion und Pegasus...
Ich fühle mich von der Milchstraße aufgesogen, durchrase Millionen von Lichtjahren – mein orangefarbener, zerschlissener Frack wird zum prächtigen Raumschiff, die Rockschöße zu Düsen, aus denen Feuer schießt... Erst das gespenstische Auftauchen der schemenhaften Gestalt meines Kameraden Paul am Rande des Abgrunds holt mich in die Wirklichkeit unserer Lage zurück...
Ich kichere – ob meiner Überschwenglichkeit – in mich hinein, weiß nicht, ob sie angebracht, beobachte mich in der Rolle des Eroberers – finde mich lächerlich darin... Schäme mich der Träume, tappe blind nach Cumulanten, sacke ab, muß landen, kein Flugplatz ist erleuchtet – ich auch nicht...
Ein geistiger Sucher mitten in der Ruhe nach dem Sturm...

Seite 81: Paul Koller am „Kollerdachl" der Lärmstangenwand während der Erstbegehung.

Foto: P. Darshano

Rückschau

Niemals zuvor hat mich eine Wand während der Arbeitszeit so sehr beschäftigt wie diese. Immer wieder schoben sich in der vergangenen Woche wirre Bilder überdimensional-plastischer Kletterstellen vor meine Augen und störten sekundenlang die Konzentriertheit meines Tuns. Einblendungen aus der Kletterei in dieser goldgelb schimmernden, in der Sonne strahlenden und doch so überhängenden, erschreckend anmutenden Wand. Zoomartig herangezogene Detailaufzeichnungen ließen der Kreativität und ihren Spielformen freien Lauf. Phantasievorstellungen, die sich mit überaus schwierigen Kletterbewegungen auseinandersetzten, vermischten sich mit echter Erinnerung an die Umkehrstelle in der Lärmstangenwand. Wieder und wieder redete ich mir ein, daß ich beim nächsten Mal den Mut aufbrächte, dort weiterzuklettern, wo ich am vergangenen Samstag nervlich gescheitert war.
Glücklicherweise bewirkte die Kraft der Telepathie am Freitag die abendliche Ankunft meines Lärmstangenpartners Paul Koller, dem es fast ebenso erging wie mir.

So also kommt es, daß wir heute wieder unter der wilden OSO-Wand stehen. Und obwohl wir vor genau einer Woche bereits bis 150 Meter unter den Gipfel vorgestoßen waren, wirkt die Wand unnahbar wie eh und je. Wir können uns nicht mehr im geringsten vorstellen, daß wir uns in diesen gelben Überhängen und an den kompakten, braunen Platten bewegt haben sollen. Auch ist es heute kälter als am letzten Samstag, der Tag außerdem kürzer. Es ist November!

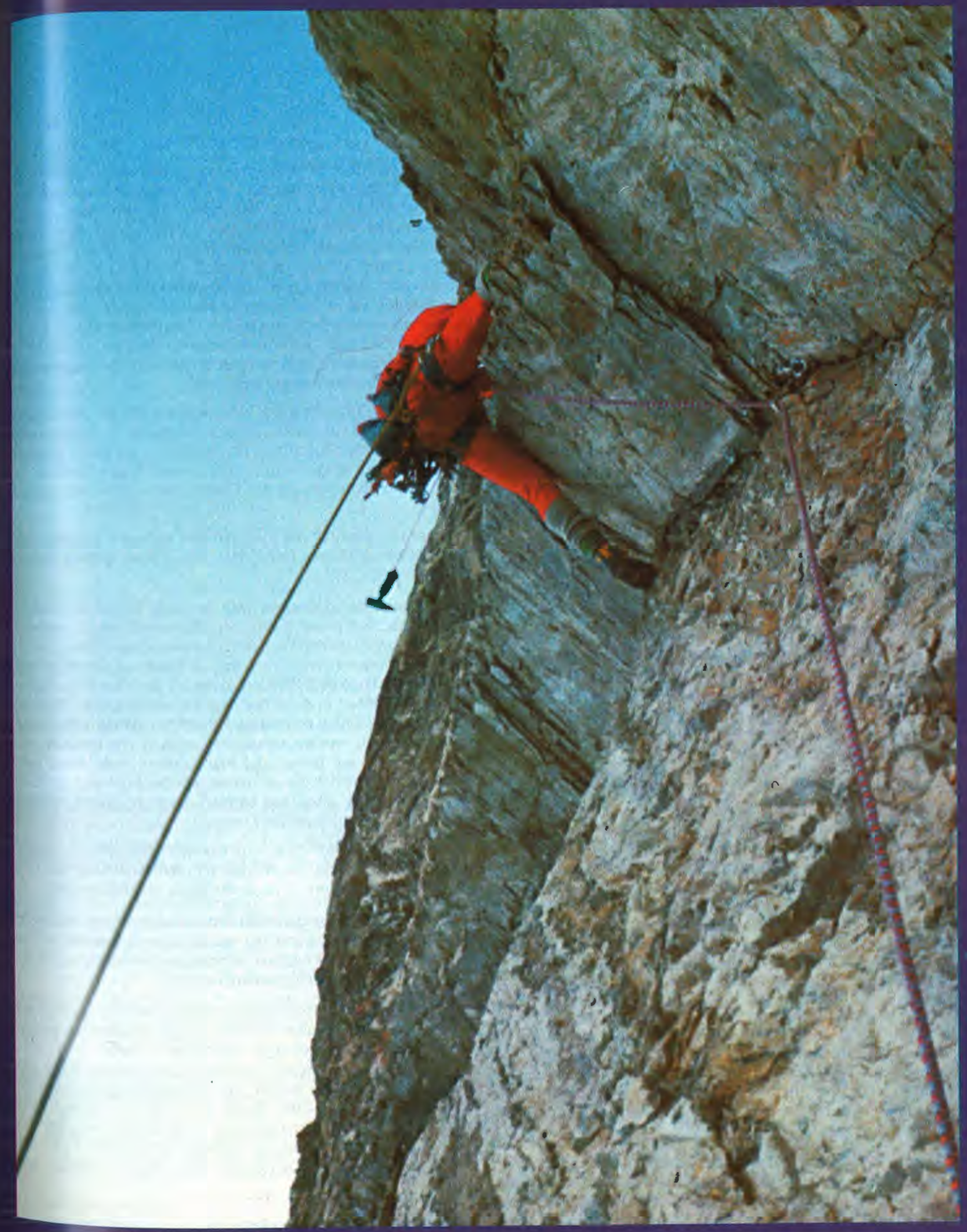
Neun Uhr – während ich vorsichtig die erste Seillänge hinaufschleiche, frißt sich die beißende Kälte des in der Nacht abgekühlten und jetzt noch schattigen Felsens in meine Finger. Erst als ich nach sechzig Metern ohne Zwischensicherung Stand erreiche, öffnet sich wärmend der Kelch der Sonnenblüte. Paul, der jetzt nachkommt, versucht ebenfalls den eisigen Wogen der Kälte kletternd zu entfliehen. Flink läuft das Doppelseil durch meine Hände, die es einholen, um den unter mir nach rechts querenden Freund zu sichern.

Plötzlich: Ohne Vorwarnung spannt und dehnt sich das Seil und streift scharrend fünfzehn Meter über die Felsunebenheiten, während Pauls lautlos fallender Körper einen pendelnden Halbkreis beschreibt... Ein Griff war ausgebrochen.

Dieser kleine Zwischenfall vermag uns jedoch nicht vom Abenteuerkurs abzubringen. Wir steigen weiter.

Diesmal sind wir sehr schnell, bis zum Umkehrpunkt der letzten Woche schaffen wir es in dreieinhalb Stunden. Vorbei an all den markanten Punkten und einprägsamen Passagen; vorbei am „Hinkelstein", hinüber zu dem von Paul so benannten „Rieser-Quergang", durch die Zone „Neue Wand" bis hin zum blauviolett-leuchtenden „Dohlenpfeiler". Jetzt aber soll der Spaß der Abenteuer-Reise erst richtig beginnen. Der Weiterweg spricht eine deutliche Sprache.
Obwohl wir uns praktisch am Rand einer sportiven Zivilisation*

* Hintertuxer Gletscherbahnen/Liftanlagen/Skifahrer.



Szenen einer Erstbegehung

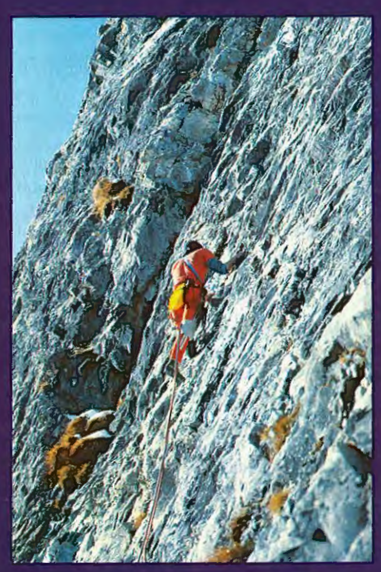
Zum Beitrag auf den vorausgehenden Seiten

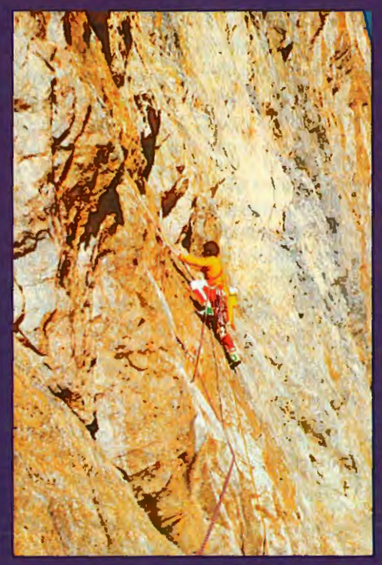


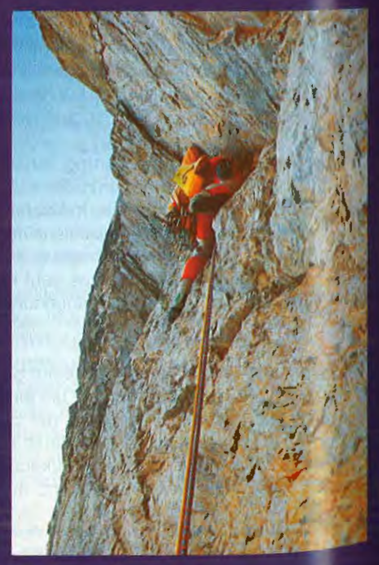
Links: Die Lärmstange (im Profil links die Ostwand) über den Masten der Hinertuxer Gletscherbahn – das Bühnenbild für ein Abenteuer „am Rande der sportiven Zivilisation".

Foto:
L. Hrdlička









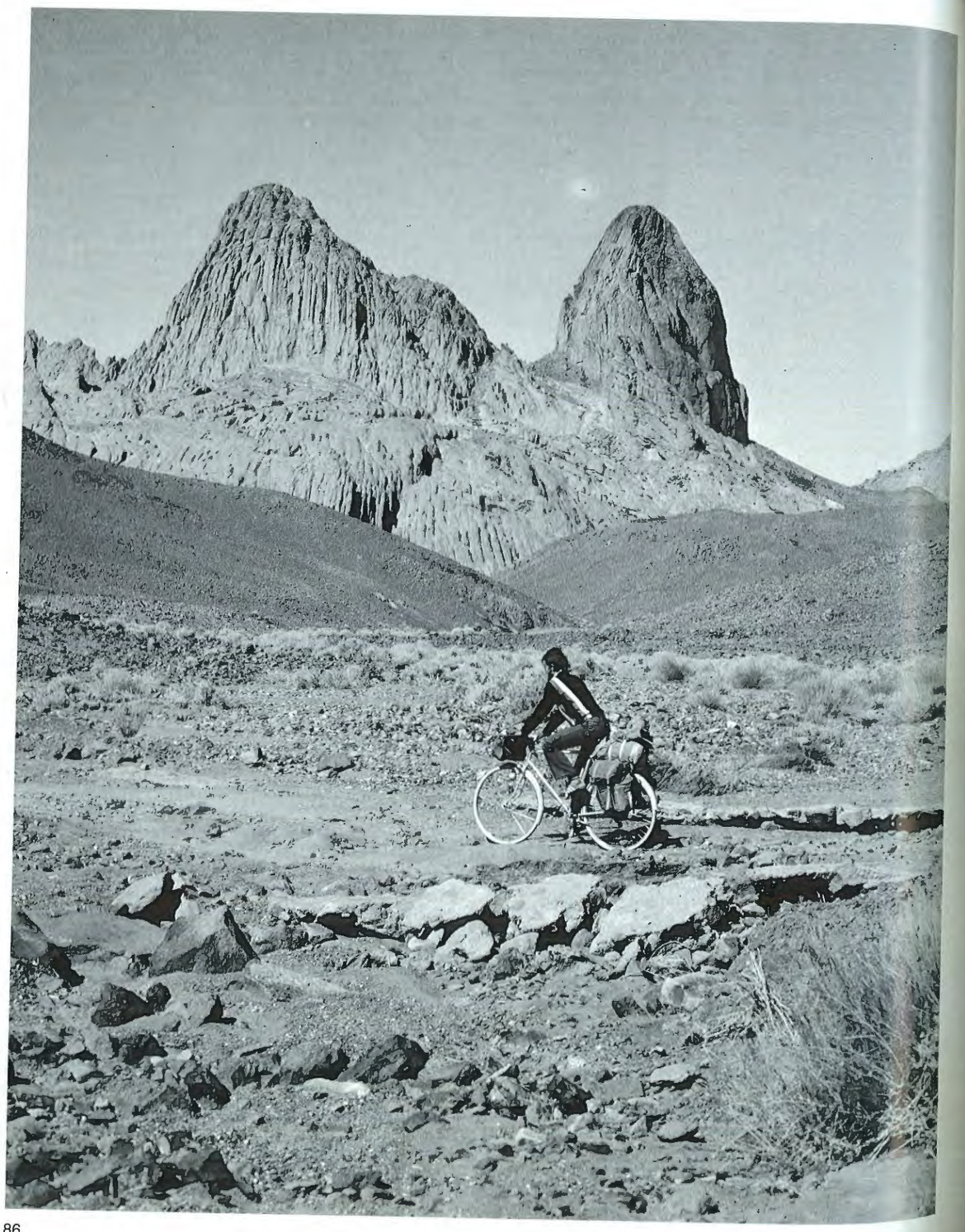




Oben: Paul Koller in den Amokrissen kurz vor seinem Sturz.

Untere Bildleiste:
Linke Seite ganz links: Der Autor im unteren Wandteil (sein Kopfschutz entspricht nicht gerade der Norm!).
Mitte: Im „Rieserquergang".
Rechts: Der Autor am Ende der Schlüsselstelle.
Rechte Seite links: Über der Schlüsselstelle lastet das „Kollerdachl".
Rechts: Paul Koller an der Kante „seines" Dachls.

Fotos:
P. Darshano



Durch die Wüste

Mit dem Radl zum Klettern ins Hoggargebirge

Helmut Mägdefrau

Seite 86: Unter den beiden Tezouiags im Hoggargebirge.

Foto: H. Mägdefrau

„Ja, mir san mit'n Radl da", überschrieb Fritz Schmitt seinen Beitrag fürs letztjährige Jahrbuch, in dem er auch die Geschichte von Anderl Heckmairs Marokkoreise per Drahtesel schildert. Für Helmut Mägdefrau gab diese Geschichte, der Anderl hat sie ihm selbst erzählt, den Ausschlag, sich auf das Abenteuer, das er im folgenden schildert, doch einzulassen. Damit hat er die Tauglichkeit des Velocipeds als „alternatives" Verkehrsmittel auch für Fernreisen erneut bewiesen. Ein gewiß trostreiches Testergebnis für junge Bergsteiger mit schmalem Geldbeutel, doch großer Reiselust: Vom „Duft der großen, weiten Welt" zu kosten muß also auch dann kein Ding der Unmöglichkeit sein, wenn die Entwicklung auf dem Energiemarkt weiterhin einen zunehmenden Verzicht auf die derzeit gebräuchlichen Verkehrsmittel nahelegt. Grips, Phantasie, Unternehmungslust und einiges Selbstvertrauen könnten diesen Duft stattdessen in zwar weniger alltäglichen, dafür um so intensiveren Dosen vermitteln. (d. Red.)

Ein alter Wunsch

Der Wunsch mit dem Fahrrad in die Sahara zu fahren, hat mich seit meiner Kindheit verfolgt, als meine zwei ältesten Brüder dieses Ziel ins Auge gefaßt hatten. Immer wieder faszinierte mich der Gedanke an ein solches Unternehmen. Bedingt durch die Kletterei der letzten Jahre gesellte sich noch der Wunsch nach Bergtouren im Hoggargebirge hinzu. Die Möglichkeit einer Kombination von Radfahren und Klettern in der Sahara bezweifelte ich immer, bis ich nach einem Gespräch mit Anderl Heckmair über seine Radltour ins Atlasgebirge den endgültigen Entschluß faßte. Wenn es in den 30er Jahren möglich war, bis ins Atlasgebirge zu kommen, so müßte es doch bei den heutigen, um vieles günstigeren Verhältnissen möglich sein, ins Hoggargebirge zu radeln.

Ankunft in Afrika

Zwischen Autokolonnen und großen Fernlastern schlängle ich mich aus dem Bauch der Fähre Genua–Tunis. Durch den aufgeklappten Bug gelange ich ins Freie, habe den lange ersehnten afrikanischen Boden unter den Rädern. Eine kurze Verabschiedung von den Bekannten, die ich auf dem Schiff kennengelernt

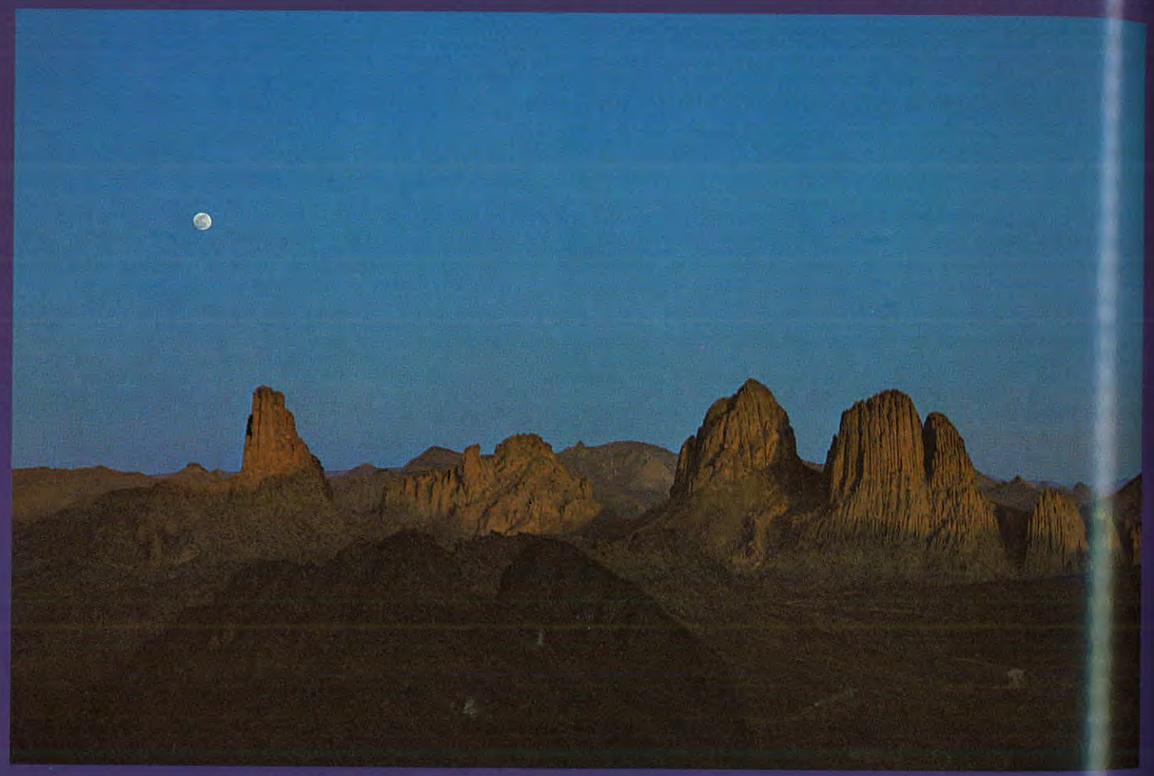


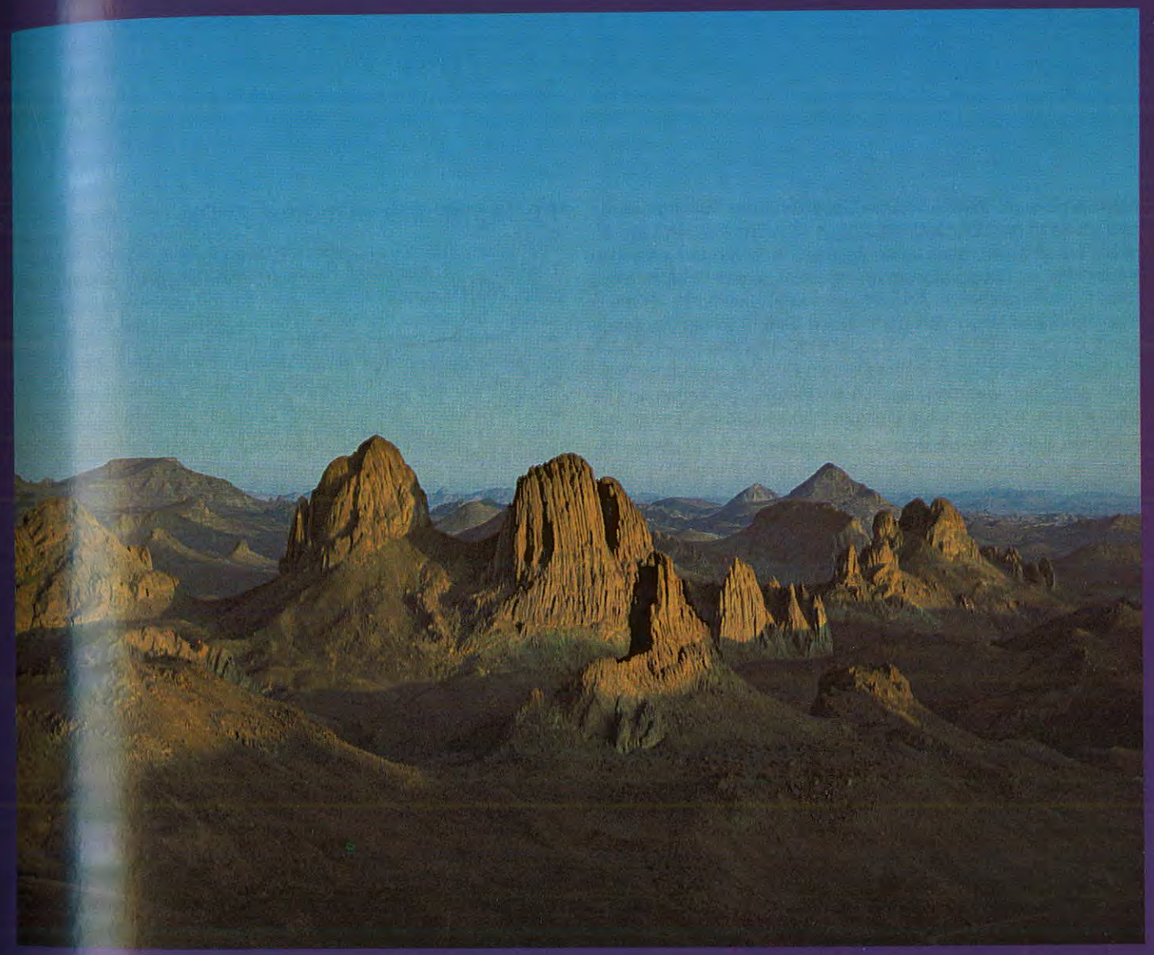
Die Reiseroute

Zeichnung: H. Mägdefrau

Der weite Weg zu den Bergen

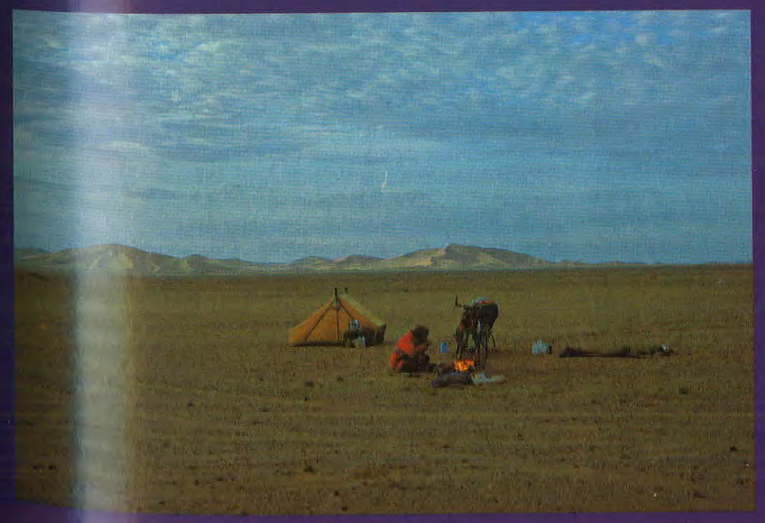
Unten und rechte Seite oben: Das Endziel nach 3000 km Radeln: Die Berge von Atakor.





Rechts: Kurz vor Gafsa (Tunesien), „...ständig von Regenschauern in meiner Nähe begleitet...“





Links: Auch in der Wüste können die Nächte sehr kühl sein.

Alle Fotos: H. Mägdefrau

habe, eine nicht ganz so kurze Erledigung der Zollformalitäten, und ich kann bei Sonnenuntergang in Richtung Festland starten. In der Nacht erreiche ich einen Zeltplatz, wo ich unter einer alten Kiefer meinen Biwaksack ausbreite. Beim letzten Schluck Südtiroler Rotwein genieße ich den klaren Sternenhimmel. Nichts ist mehr übriggeblieben von dem flauen Gefühl in der Magengegend, das mir während der Autofahrt von München nach Genua merklich zusetzte. Jetzt macht sich eine Vorfreude auf die Reise breit, sind doch während der letzten Urlaube, die weiten, trockenen und kaum besiedelten Gebiete Afrikas zu einer Traumlandschaft für mich geworden.

Die ersten Tage

Mangelndes Sitzfleisch und schlechte Kondition verlangen kleinere Strecken zur Eingewöhnung. Über Hammamet und Sousse geht es nach Kairouan, einer der heiligen Städte des Islam. So ruhig und angenehm die Strecken auf dem Land sind, so hektisch und abstoßend wirken die Städte auf mich. Die Luxushotels, die oft schon richtige Trabantenstädte bilden, neben den einfachen Städten der meist armen Bevölkerung prägen das Verhältnis Tunesier-Tourist. Wer nicht mit dem Geld um sich wirft und schon drei Teppiche unter den Armen hat, der wird mit allen Tricks von Geschäft zu Geschäft gelockt. Ich fühle mich nicht als Reisender, sondern als wandelnder Geldbeutel betrachtet. So interessant Kairouan mit seinen vielen Moscheen auch ist, treibt mich der Touristenrummel schon nach einer Nacht weiter.

Kaum aus der Stadt, empfängt mich starker Gegenwind, treten Konditionsmängel auf, und ich lasse mich im halbwegs windstillen Straßengraben zu einer Brotzeit nieder. Die Zeitung, in der die guten tunesischen Mandeltörtchen eingewickelt sind, enthält ausgerechnet die Abflugszeiten von Tunis nach Europa, so daß ich in Gedanken schon bequem zu Hause im Sessel sitze. Zweifel am Sinn meines Unternehmens kommen auf. Dies, obwohl – oder wie ich mir einrede, weil – ich erst am Anfang meiner Reise bin.

Ständig genervt vom Gegenwind, der mir sogar in der Ebene oft den zweiten Gang aufzwingt, geht es vorbei an kleinen, einsamen Häusern, die reichlich mit Girlanden aus dunkelroten Pepperoni behängt sind. Je weiter ich ins Landesinnere vordringe, desto freundlicher werden die Menschen, desto seltener fliegen mir Steine von den Kindern hinterher, sogar zum Tee werde ich eingeladen. Noch am Abend erreiche ich Sbeitla mit seinen römischen Ruinen. Ein Triumphbogen und Tempel sind Zeugen des einst blühenden Lebens inmitten der Kornkammer des Römischen Reiches.

Nach zwei weiteren Etappen bei starkem Gegenwind, ständig von Regenschauern in meiner Nähe begleitet, erscheint Gafsa – das Tor zur Wüste – vor mir. Die Wärme hier im Süden läßt mich die Plagerei der letzten Tage schnell vergessen. Ohne Wind und mit viel Sonne bereitet die Fahrt durch die immer trockener werdende Landschaft viel Freude. Ich rieche förmlich schon die Wüste.

Abstecher über den Chott El Djerid

Gemütlich sitze ich in einer Dorfkneipe beim Essen, als einer Fatamorgana gleich ein Radfahrer vor mir steht. Träume ich? Nein! Die Fatamorgana stellt sich als ein Südtiroler aus Bozen heraus, der schon die halbe Welt mit dem Fahrrad überrollt hat. Aus Tilmanns rotblonder Mähne funkeln mir zwei freundliche Augen entgegen. Kurz darauf erscheint Yannick, ein Franzose, der Tilmann seit Sizilien begleitet. Schnell freunden wir uns an und beschließen, zu dritt weiterzufahren. Der Markt von Douz, einer Oase jenseits des Chott El Djerids, ist unser erstes gemeinsames Ziel.

Am Morgen treibt uns eine leichte Brise schnell über den Damm hinaus auf den Salzsee. Schon bald erscheinen die Berge hinter uns nur noch als Miniaturen. Die Umgebung des Damms wird immer feuchter, im Mittelstück des Chotts reicht das Wasser der letzten, ergiebigen Regenfälle sogar bis an den Damm und das noch ungeteerte Stück Straße wird oft zur Schlammpiste. Wie kleine Kinder freuen wir uns, wenn es so richtig spritzt. Nachmittags, nach der Fahrt über den öden, leblos wirkenden Salzsee erscheinen die Dattelpalmen besonders frisch. Oase reiht sich an Oase. In der letzten vor unserem Ziel finden wir im Palmenhain Unterschlupf. Noch lange sitzen wir zusammen mit der Dorfjugend im Licht des Vollmondes am Lagerfeuer und genießen die frisch gepflückten Datteln. Viel zu früh weckt mich die Sonne. Ich muß mir erst den Schlaf aus den Augen reiben, um zu sehen wie der Mond mit gelboranger Farbe hinter einer Palmengruppe untergeht, eine Belohnung für Frühaufsteher.

Am Markttag erwacht das sonst eher verschlafen wirkende Douz zu einer geschäftigen Stadt. Überall ist das lautstarke Anpreisen der Ware zu hören. Auf dem Viehmarkt, wo es um besonders hohe Geldbeträge geht, wird das Handeln zur Zeremonie. Es können Stunden vergehen, bis ein Dromedar, dessen Wert den eines neuen Autos übersteigen kann, mit Handschlag den Besitzer wechselt.

Zusammen mit den schon erfolgreichen Käufern und Verkäufern verlassen wir gegen Mittag wieder Douz. Wir haben uns entschlossen, bei Nacht über den Chott zurückzufahren, da es dann windstill ist und wir die Stimmung bei Vollmond erleben wollen. Gerade rechtzeitig zum Sonnenuntergang erreichen wir die letzten Dünen vor dem Salzsee. Während sich die Sonne glutrot für heute von uns verabschiedet, suchen wir zwischen der spärlichen Vegetation nach Brennbarem. Palmwedel, Dornsträucher und Kameldung bilden bald ein wärmendes Lagerfeuer. Im schwachen Licht entdecken wir neben uns Fellstücke im Sand. Nachforschungen lassen schnell eine natürlich mumifizierte Hundeleiche erkennen. Genauere Untersuchungen verhindert der kräftige Hunger, zieht doch schon ein herrlicher Duft vom Gemüse über dem Lagerfeuer herüber. Noch während wir essen, erstrahlt die Landschaft um uns im fahlen Mondlicht. Bald kann es losgehen.

Erstaunlich, wie sehr die Mondnacht in dieser riesigen Ebene das Gefühl der Einsamkeit verstärkt. Es herrscht absolute Stille, keine im Wind rauschenden Blätter, kein raschelndes Mäuschen, keine zirpende Grille, einfach nichts! Nur eine Handvoll Autos durchbrechen die Stille und erinnern mich in dieser Nacht wieder an die überall hineindrängende Zivilisation. Und einmal platzt unser lautes Gelächter in diese Stille, als Yannick im schwachen Mondlicht einen Sandhaufen übersieht und unfreiwillig, aber elegant nach vorne absteigt.

Weit nach Mitternacht schlagen wir am anderen Ende des Chotts neben heißen Quellen unser Lager auf. Hundemüde verkrieche ich mich in meinem Biwaksack. Tief schlafe ich, bis mich am anderen Morgen ein rotes Licht weckt. Die noch verborgene Sonne läßt den Salzsee, die Wolken und die Dämpfe der heißen Quellen in tiefem Rot aufleuchten, eine Stimmung, in der ich mich an den Rand eines tätigen Vulkans versetzt fühle. Bald vertausche ich die Kühle meines Schlafsacks mit der teilweise nicht mehr zu ertragenden Wärme des Wassers. Kaum dem angenehmen Vollbad entstiegen, werden wir von einer Omnibusladung munterer Araberinnen jeglichen Alters auf die Seite gedrängt. Gestenreich und lautstark wird uns unmißverständlich eine Weiterfahrt nahegelegt. Schnell bildet sich in einer Gumpe vor uns – deren heißes Wasser ich vorher nur wenige Sekunden ertragen konnte – eine nackte, plappernd-schwappelnde Masse, deren Saft-Fleischverhältnis jeder Ölsardinenbüchse Konkurrenz machen könnte.

Der Große Östliche Erg

Yannick hat uns inzwischen verlassen, er fährt zurück nach Tunis. So fahren wir nur noch zu zweit meinem ersten großen Ziel, dem Großen Östlichen Erg, entgegen. Ein Sandmeer von der Größe Deutschlands erwartet uns. Kurz vor der tunesisch-algerischen Grenze beginnen die Sandmassen des Ergs neben dem Landschaftsbild auch immer mehr die persönlichen Eindrücke zu bestimmen. So wie der Sand tagsüber in der Kette knirscht, so knirscht er abends zwischen den Zähnen. Wir können uns dem allgegenwärtigen Sand nicht entziehen.

Je weiter wir in diese nicht enden wollende Dünenlandschaft eindringen, wo nur in einzelnen Mulden die Vegetation spärlich durch die erdrückenden Sandmassen bricht, desto willkommener werden die kleinen Oasen, wo sich das Leben üppig ausbreitet und schnell wieder ein Gefühl der Behaglichkeit aufkommt.

Das Faszinierendste aber bleibt der Sand! Es sind die vielfältigen Formen, die der ständig wehende Wind aus ihm formt. Seien es die Rippelmarken im Kleinen oder die Dünen im Großen, es ist ein sich ständig änderndes Linienmuster, an dem ich mich nicht sattsehen kann.

Dieses Werden und Vergehen der Formen wird während eines Sandsturmes besonders deutlich, als ich mich in eine alpine Winterlandschaft versetzt fühle. Wie Pulverschnee fegt der Sand über die Straße und zwischen den Speichen der Räder hindurch, wie Schneefahnen an den Wächten erscheinen die Sandfahnen an den Kämmen der Dünen. Alles ist in Bewegung. Schnell ändert sich das Muster der Rippelmarken. Auch einige Dünen beginnen mit kaum wahrnehmbarer Geschwindigkeit zu wandern, manchmal auch über die Straße.

Hier, in dieser Landschaft, zu leben, bedeutet ein ständiges Ringen mit dem Sand. Unaufhörlich muß der Sand von der Luvauf die Leeseite der Häuser und aus den teils über 100 Meter tiefen Trichteroasen transportiert werden. Immer wieder, wenn ich über den Sand zwischen den Zähnen fluche, rätsle ich über den Gleichmut, mit dem die Menschen hier die lästige Plage des Sandes ihr Leben lang ertragen!

Nach dem Sandsturm bricht plötzlich wieder die Sonnenseite dieser Gegend durch. Der Wind hat nur wenige Meter von der Straße entfernt ein kleines Naturwunder freigegeben: Sandrosen, Gipskristalle mit eingelagertem Quarzsand, ragen aus dem Sand heraus. Durch Graben fördere ich Stück um Stück ans Tageslicht, aber die Transportmöglichkeiten auf dem Fahrrad lassen meiner Sammelleidenschaft nur wenig Spielraum.

Das Plateau von Tademait

Als wir um die Mittagszeit El Golea verlassen, deuten die rosa gefärbten Wolken schon auf einen Sandsturm hin. Da der Wind aus Osten, also von der Seite und nicht von vorne kommt, entschließen wir uns weiterzufahren. Haben wir doch den letzten Sandsturm auf den Rädern auch genossen.

Schon bald stecken wir mitten drin. Nach Art der Araber wird der Kopf eingewickelt und die Augen mit einer Gletscherbrille geschützt. Bis auf die Wadenmassage durch das Sandstrahlgebläse geht es eigentlich ganz gut. Auch die Fahrtaktik passen wir schnell den Gegebenheiten an. Bei entgegenkommenden LKWs, die viel zusätzlichen Sand aufwirbeln, wiederholt sich immer wieder das Gleiche: Augen zu, Lenker festhalten, warten bis der gewohnte Seitenwind den Sand wieder hinter der Brille herausgeweht hat, Augen auf und weiterstrampeln. Einmal habe ich aus Angst vor einem Schlagloch die Augen zu früh geöffnet... Wie stark der Wind wirklich ist, merke ich beim Fahren hinter Tilmann, macht er doch bei jedem, den Seitenwind kurzzeitig abhaltenden LKW einen Satz von ein bis zwei Metern nach links und anschließend wieder nach rechts.

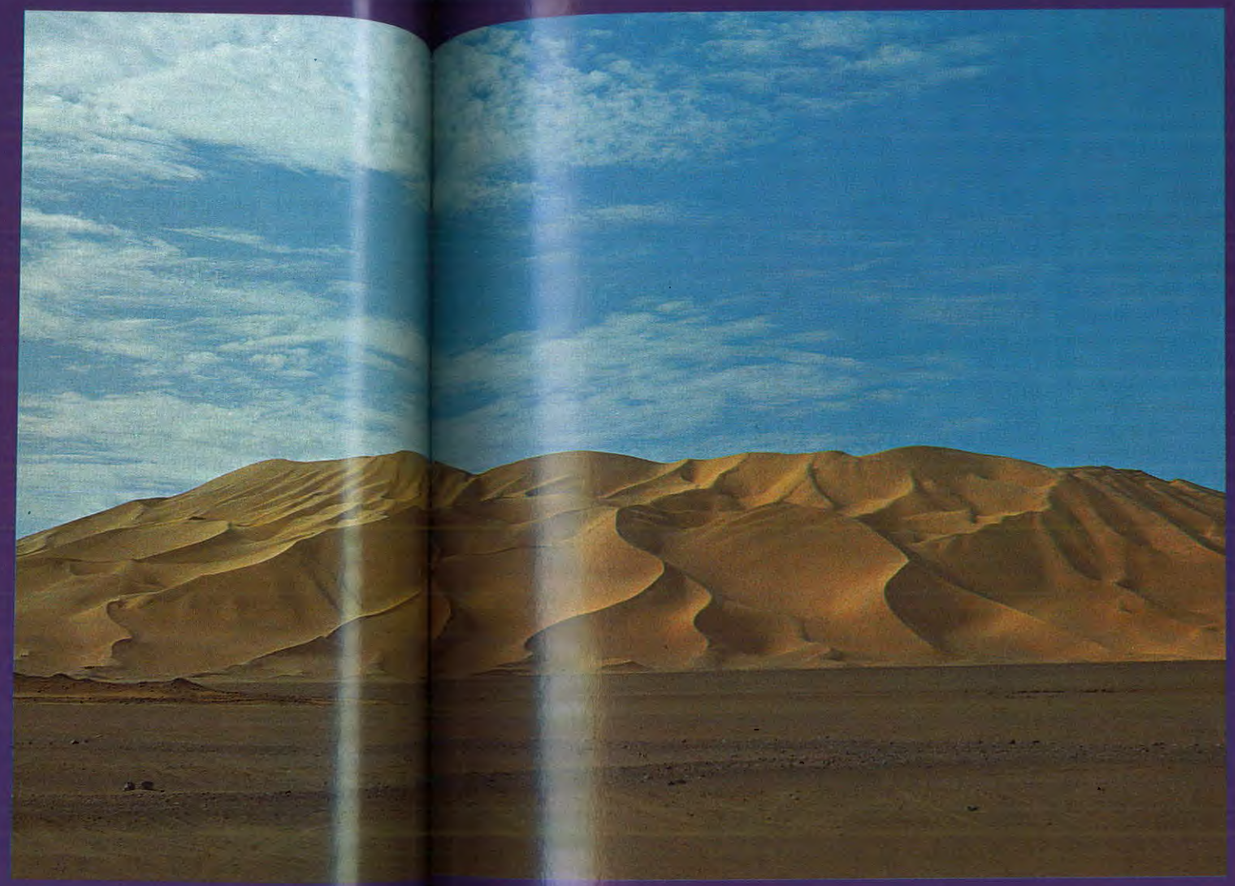
Plötzlich taucht nach 65 Kilometern, an einer Straßenkreuzung, aus dem graubraunen Nichts eine Kneipe auf. Es bedarf keiner großen Überredungskunst des Wirtes, uns zum Nächtigen bei ihm zu bewegen. Außerdem sind es dann nur noch 335 Kilometer bis zu den nächsten Häusern, der Oase in Salah.

Nach einer stürmischen Nacht mit Nieselregen, in der an Schlafen nicht zu denken war, und einem nicht sehr verheißungsvollen Morgen entschließe ich mich so schnell wie möglich weiterzukommen, da es ja nicht überall in der Sahara so schlecht mit dem Wetter bestellt sein kann. Ein Wettrennen mit den bleigrauen Regenwolken, die der Wind hinter mir herbläst, beginnt. Tilmann hat keine Lust sich an diesem zweifelhaften Rennen zu beteiligen. Bald schon geht es hinauf auf das berüchtigte Plateau von Tademait, der „Wüste in der Wüste". Zweihundert Kilometer brettelebene Kieswüste ohne einen natürlichen Anhaltspunkt. Ein heller Streifen am Horizont läßt mich bereits vom Sonnenschein träumen.

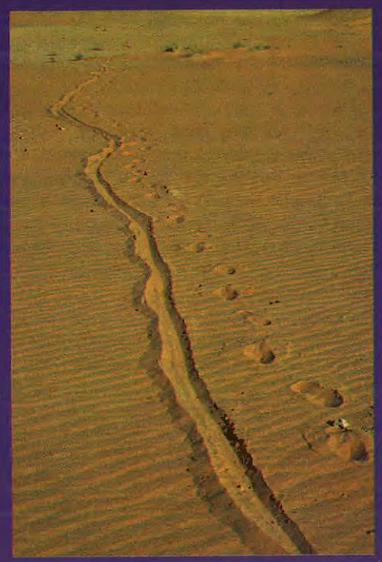
Sand und Wind

Rechts:
Große Düne
Unten:
Vollmond über
der Oase





Unten:
Beredte Spur.



Rechts:
„In dieser
Landschaft zu
leben bedeutet
ein ständiges
Ringen mit
dem Sand.“





Alle Fotos:
H. Mägdefrau

Doch zuerst heißt es durch die über Nacht entstandenen Flüsse zu fahren. Der erste ist über hundert Meter breit. Mit Schwung hinein, Füße hoch und zusehen, wie es spritzt. Doch ich habe sowohl die Wassertiefe als auch die Strömung unterschätzt und werde prompt von der Straße getrieben. Es hilft nichts: Beine runter und in die Pedale treten. Wie eine gebadete Maus erreiche ich das andere Ufer. Jetzt weiß ich, warum in der Sahara mehr Menschen ertrinken als verdursten!
Es wird trocken. Schnurgerade führt die Straße über die endlose Ebene. Bis zum Horizont reihen sich die vom Wüstenlack (Metalloxidablagerungen) dunkelbraun gefärbten Kieselsteine aneinander. Nur die alle zehn Kilometer aufgestellten Markierungen lassen ein Vorwärtskommen erkennen. Gerade jetzt geht mein Kilometerzähler kaputt! Wider Erwarten werde ich nicht verrückt, im Gegenteil, diese unendliche Weite, diese Einsamkeit, die flotte Fahrt mit Rückenwind, dies alles bewirkt ein Gefühl grenzenloser Freiheit, ich genieße den „Garten des Satans" – wie das Plateau auch genannt wird –, genieße die Fahrt, dem blauen, sonnigen Himmel entgegen.
Wie eine herunterfallende Orange verschwindet die untergehende Sonne hinter dieser überdimensionalen Tischplatte, während ich kurz vor dem Abbruch des Plateaus meinen Biwaksack im Kies ausbreite. Verlassen, wie ein Sandkorn auf dem Fußballfeld, liege ich hier einsam auf dem riesigen Plateau und starre in das Weltall hinaus. Jetzt wird mir wieder in einem Maße, wie sonst nur in großen Alpenwänden, hautnah bewußt, welches Nichts wir Menschen im Vergleich zur übrigen Natur sind, daß wir uns der Natur anzupassen haben und nicht umgekehrt.

Die ersten Berge

Nur ein paar Stunden nach mir trifft Tilmann in In Salah ein, wo wir zwei Nächte verbringen. Schwer beladen verlassen wir am Nachmittag den ständig vom Sand bedrohten, verschlafen wirkenden Ort in Richtung Tamanrasset. Mit 658 km wird es unsere längste Etappe. Dazwischen liegen nur drei winzige Dörflein mit jeweils 20 bis 50 Einwohnern. Der Gedanke, bald wieder Berge um mich zu haben, verleiht mir frische Kräfte für diese weite Strecke.

Einen Tag später ist es so weit: Berge! Dunkle, felsige Berge, viele vom Sand fast zugedeckt, erheben sich neben der Straße. Einige sind vor lauter Sand von echten Dünen schon nicht mehr zu unterscheiden. Immer wieder hängt mein Blick an den riesigen Dünenbergen, an den klaren, geschmeidig vom Gipfel herabziehenden Linien der Dünengrate. Von dieser Landschaft tief beeindruckt, sitzen wir am Feuer, für das wir extra viel Holz am Straßenrand aufgelesen hatten, und feiern Sonnwend, freuen uns auf die wieder länger werdenden Tage.

Kurz vor der Einfahrt in die tief eingeschnittene Arakschlucht tauchen die ersten Hütten auf. Eine Bude, zusammengebaut aus Autotüren, Palmwedeln, Wellblech, Zweigen, einer Kühlerhaube, alten Klamotten und vielem anderen, ist wegen der angebrachten Schilder unschwer als „Café" zu erkennen. Auf ausgedienten Luftfiltern sitzen wir inmitten des halbdunklen Raumes, der trotz seines an eine Müllkippe erinnernden Baumaterials eine gewisse Gemütlichkeit ausstrahlt. Bei Tee und einigen dürren Datteln erholen wir uns von der heutigen Fahrt.

Das Mouydirgebirge

Die nicht gerade großzügigen Reserven an Lebensmitteln legen uns ein zügiges Vorwärtskommen nahe, sind es doch noch 350 km bis Tamanrasset. Was aber helfen alle guten Vorsätze, wenn man gerne klettert, und ein formvollendeter Berg in der Nähe auftaucht? Wie ein Saurier mit großen Platten gepanzert steht der Berg einen knappen Kilometer nördlich der Straße.
Tilmann ist ein Stück hinter mir, also nichts wie hin! So viel Zeit muß sein und außerdem schadet meinem Zivilisationsbauch zusätzliche Bewegung auch nicht.

Über eine riesige, nicht sehr steile Platte gelange ich unter den Gipfelaufbau. Kamine und Risse lassen mich bis wenige Meter unter den Gipfel vordringen. Schlagartig ist es aus! Eine Granitkugel von Zimmergröße krönt diesen Berg. Die Hoffnungen auf einen weiteren Riß erfüllen sich nicht, es ist eine glatte, ringsum überhängende Kugel.

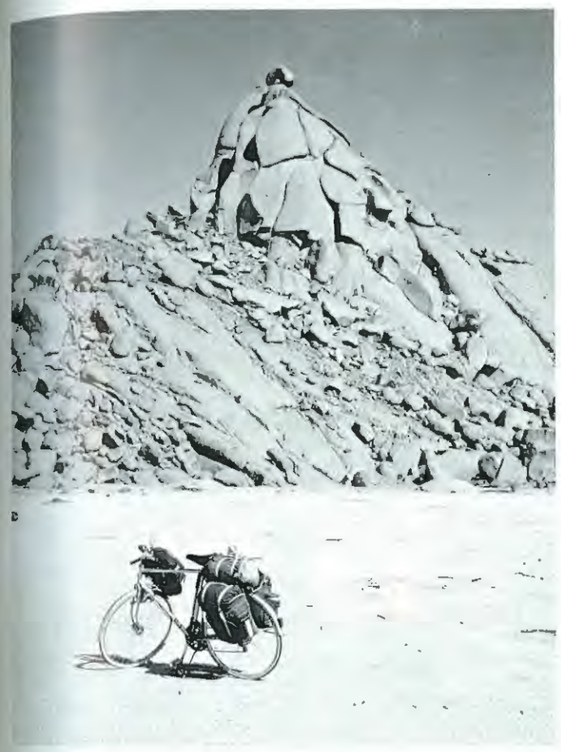
Kein Gipfel, dafür aber eine prächtige Aussicht. Unter mir breitet sich eine Landschaft aus, als hätte Henry Moore hier sein Atelier. Die Granitblöcke, die verstreut in der Sandebene liegen, hat der Wind mit Hilfe des Sandes zu bizarren Formen – zu Kunstwerken der Natur – geschliffen.

Die Art der Entstehung dieser Formen erleben wir, als nachts ein starker Wind den feinen Quarzsand aufwirbelt. In den Felslöchern, in denen wir uns niedergelassen haben, fliegt uns der Sand in der Lochform entsprechenden Kreisbewegungen um die Ohren.

Noch zwei Tage bis Tamanrasset. Wie schade, daß sich dort die Wege von Tilmann und mir trennen werden: Kapstadt für ihn, das Atakorgebirge für mich, wo er mich noch einmal kurz besuchen will.

Wie unkompliziert waren doch die Tage mit ihm, der Radfahren als sein Leben gewählt hat, der zur europäischer Zivilisation schon einen so großen Abstand bekommen hat, daß er bei uns nur mehr als gesellschaftlicher Außenseiter leben könnte, der aus seinen Gedanken die Konsequenzen gezogen hat. Er ist vom in Luxus und Hektik zu ersticken drohenden Europa nach Australien ausgewandert und fährt seit fünf Jahren – auf jeglichen Luxus verzichtend – mit dem Radl um die Welt. Die abendlichen Unterhaltungen mit ihm am Lagerfeuer gehören zu meinen wichtigsten Eindrücken der Reise in den Süden Algeriens.

Jeder fuhr seinen „Stiefel": mal fuhren wir den ganzen Tag nebeneinander, mal nur ein paar Stunden, mal sahen wir uns ein oder gar zwei Tage nicht. Doch immer trafen wir uns wieder, obwohl wir nie ein Wort über einen Treffpunkt verloren hatten. Wir trafen uns mit derselben Sicherheit auf der Straße wieder, mit der sich auch unsere Gedanken immer wieder begegneten.



Im Mouydirgebirge – „wie ein Saurier mit großen Platten gepanzert steht der Berg einen knappen Kilometer nördlich der Straße..."

Foto: H. Mägdefrau

Das Atakorgebirge

Voller Spannung nähere ich mich dem Iharen, einer dieser eigenartigen Berggestalten des Hoggargebirges, der schon von Tamanrasset aus zu sehen ist. Die flüssige Lava im Inneren der einstigen Vulkanschlote erstarrte bei der Abkühlung zu einem festen, sechseckige Säulen bildenden Gestein, das im Laufe der Jahrhunderttausende durch Wind und Wetter von dem umgebenden Vulkanauswurf befreit wurde und als bizarrer Berg stehengeblieben ist.

Der Anblick solch schöner Berge hier im Atakor, der Mt. Blanc-Gruppe des Hoggar, läßt meinen Auftrieb kräftig wachsen, obwohl das Gewicht der Essensvorräte für eine Woche, die dünner werdende Luft und die teils steile und schlechte Straße stark an meinen Kräften zehren.

So freue ich mich schon auf das erste Vollbad in einer Gumpe im Grunde einer engen Schlucht. Faul liege ich im Wasser und lasse mir die Sonne auf den Bauch brennen, liege zum Trocknen auf den Felsen und träume schon vom Klettern. Jäh wird diese afrikanische Idylle unterbrochen, als ich in einer im Schatten liegenden Gumpe Wasser für den Tee schöpfe: die Pfütze ist noch zur Hälfte zugefroren – und dies nachmittags um drei Uhr! Beim Gedanken an die nächsten Nächte vermisse ich schon eine Isomatte zum Schlafen... Aber ich wollte es ja nicht anders: möglichst viel erleben mit möglichst wenig Zivilisationskram.

Einen Tag später erreiche ich den Assekrem, einen Paß von 2600 m Höhe im Zentrum des Atakorgebirges. Ringsum stehen wieder diese eindrucksvollen Berge, die in der Abendsonne in kräftigen Farben aufleuchten. Etwas abseits einer Hütte richte ich mir mein Lager her. Von vielen der hier anwesenden Touristen werde ich wie ein Marsmensch begafft. Über Weihnachten und Neujahr kommen pünktlich zum Sonnenuntergang mehr als hundert Leute auf den Assekrem. Dieser Spuk löst sich dann nach dem Frühstück wieder auf, die Einsamkeit der Wüste breitet sich wieder aus.

Voller Freude auf die kommenden Tage koche ich noch im Fußsack liegend den Kaffee. Diese Landschaft übt eine magische Anziehungskraft auf mich aus, so daß ich die ersten Unternehmungen kaum erwarten kann. Was fasziniert mich eigentlich an Alleingängen, noch dazu in dieser Einöde? Vielleicht ist es die hohe Konzentration auf den Berg, auf den Fels, auf das Klettern, vielleicht ist es das unbeschwerte, flüssige Klettern unter der eigenen Leistungsgrenze ohne gewichtige Ausrüstung, vielleicht ist es die einsame, allein auf sich selbst bezogene Auseinandersetzung mit der Natur, die mir dieses tiefe Erleben der Natur und meiner Selbst ermöglicht? Auch andere Gründe sprechen für Alleingänge, nicht nur, um aus der Not eine Tugend zu machen. Hier, wo nicht jede Schönwetterperiode zum Einsteigen treibt, hier, wo keine objektiven Gefahren wie Steinschlag zu befürchten sind, hier, wo keine Zuschauer zu leichtsinnigem Weiterklettern ermuntern können, hier ist das Risiko, sich wegen fremder Einflüsse über den eigenen Könnens- und momentanen Verfassungszustand hinwegzusetzen, weitgehend ausgeschlossen. Zum anderen habe ich im Laufe der Fahrt hierher eine innere Ruhe und Ausgeglichenheit gefunden, wie ich sie in den Alpen noch nicht erlebt habe.

Meine Ausrüstung besteht lediglich aus den Kletterpatschen, mit denen ich auch die 3000 Kilometer geradelt bin. Das fehlende Seil, Karabiner usw. ermöglicht ein unbeschwertes Klettern, jedoch immer mit dem Bewußtsein, alles wieder abklettern zu können, d. h. immer weit unter meiner Leistungsgrenze bleiben zu müssen. Helm brauche ich keinen, da es keinen Steinschlag gibt und ich mir fliegen sowieso nicht erlauben darf.

Die Tezouiags

Es dauert einige Tage, bis ich mich an das vulkanische Gestein gewöhnt habe – bis ich Vertrauen zu Fels und mir gewonnen, bis ich ein Gespür für versteckte Griffe und Tritte bekommen habe. Erst nach einer Besteigung des Ilamane, eines einsam in den Himmel ragenden Obelisks, wage ich an eine Besteigung des Nördlichen Tezouiags zu denken, ist doch der leichteste Weg mit der SO-Kante am Christaturm im Wilden Kaiser zu vergleichen. Mit Datteln, Photo und Pullover im Rucksack marschiere ich los. Immer wieder lege ich Pausen ein, um den Berg mit dem Fernglas zu studieren. Die leichtere Nord- und Nordwestseite liegt noch im Schatten und läßt die Kälte ahnen. Noch den Nachtfrost in den Knochen wende ich der schon sonnigen Westwand des Südlichen Tezouiags immer wieder meine Blicke zu. Wie trunken laufe ich im Zickzack auf die beiden Berge zu, mal zum Nördlichen, mal zum Südlichen Tezouiag. Nach langem hin und her entschließe ich mich für die Westwand des Südlichen Tezouiags, da die zu erwartende Wärme doch anziehender ist, und ich außerdem den leichten Abstieg bereits kenne. Als ob ich eine Ritterburg erstürmen will, schleiche ich um die Wand und suche





Seite 96:
Die Sonne geht auf hinter dem Atakorgebirge.

Fotos:
H. Mägdefrau

mit dem Fernglas die Route, die vom tiefsten Punkt direkt zum Gipfel zieht, und präge mir auffällige Stellen ein.

Mit dem festen Vorsatz, jederzeit umzukehren, verstecke ich meinen Rucksack und steige in die rund 300 Meter hohe Wand ein. Nach der ersten Verschneidung löst sich die Verkrampfung und Klettervergnügen ersten Ranges beginnt. Risse, Platten, Verschneidungen, Überhänge – durchsetzt mit Löchern wie im Emmentaler –, alles ist geboten.

Bei jedem Schritt überlege ich, ob und wie ich dieses Stück wieder abklettern kann, denn nichts fürchte ich mehr als eine Sackgasse, aus der ich weder nach oben noch nach unten entkommen kann. Entscheidend für das sichere, Freude bereitende Klettern ist neben dem „der Route gewachsen sein" auch das Zurechtkommen mit den eigenen Gefühlen. Zu wissen, wann Gefühle wie Angst, Nervosität oder Einsamkeit das nüchterne Denken und Handeln beeinträchtigen und zu unkontrollierbaren Bewegungen führen.

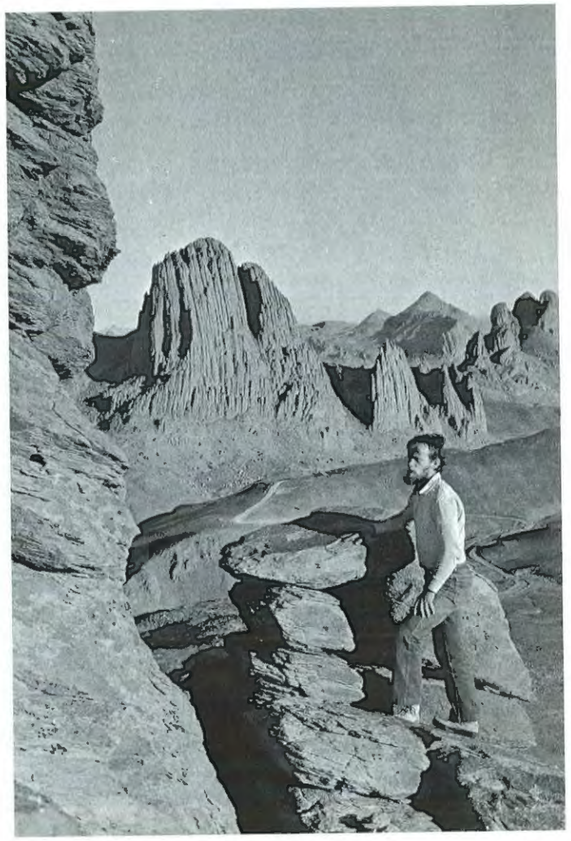
Konzentriert steige ich höher, fast automatisch reiht sich Griff an Griff, folgt Tritt auf Tritt. Diese Momente starker Konzentration, in denen ich kaum die Umgebung wahrnehme, wechseln ab mit Momenten, in denen ich den Blick in die Tiefe, den Blick zu den anderen Bergen, den Blick hinaus in die endlose Weite der Wüste regelrecht in mich aufsauge.

Die Schlüsselstelle kommt. Ein feiner Riß, eine anschließende Platte verlangen nochmals Ruhe und Selbstvertrauen. Warum sind die richtigen, exakten Bewegungen beim Klettern nicht ebenso selbstverständlich wie beim Autofahren? Die Folgen falscher Bewegungen wären etwa die gleichen: Absturz oder Frontalzusammenstoß. Der Gedanke, ja auch auf enger Straße bei Gegenverkehr ohne zu zögern weiterzufahren, hilft mir die nötige Ruhe zu bewahren. Ein Gefühl völliger Sicherheit breitet sich aus, als ich über den Riß und die Platte hinauf in die „Emmentaler-Zone" klettere. Durch ein Loch hinter einem Turm geht es in einen ausgesetzten Riß, der in den Ausstiegskamin führt.

Überglücklich und um tiefe Eindrücke bereichert liege ich auf dem Gipfel in der Sonne und kann es noch kaum fassen, über diese Wand hochgestiegen zu sein.

In Gedanken oft noch beim Klettern in der Wand stolpere ich hinunter, laufe zurück zum Assekrem. Heute freue ich mich besonders über die neugierigen, schwarz-weißen Vögel (Steinschmätzer), über die wie auf Stelzen laufenden bläulich-schwarzschimmernden Käfer (Adesmia) und all die anderen kleinen Tiere, denen ich am liebsten von meinen Erlebnissen berichten möchte. Ich merke, daß ich den Tieren mehr Verständnis für meine Naturbegeisterung zutraue als den meisten der Leute, die zum Sonnenuntergang hierher kommen und dabei nicht ihre großstädtische Zivilisationshast ablegen können.

Eines Mittags laufe ich wieder los. Diesmal nach einer Eingehtour direkt zum Nördlichen Tezouiag. Allerdings kann ich bei diesem Berg die Routenbeschreibung mit dem was ich sehe nicht in Einklang bringen. Ständig zweifle ich, den richtigen Weg gefunden zu haben. Erst als ich unter einem Überhang, der Schlüssel-



Als Alleingänger im Fels des Atakorgebirges –
„Meine Ausrüstung besteht lediglich aus den Kletterpatschen, mit denen ich auch die 3000 Kilometer geradelt bin... Helm brauche ich keinen, da es keinen Steinschlag gibt und ich mir fliegen sowieso nicht erlauben darf."

Foto:
H. Mägdefrau



stelle, angelangt bin und weiter oben einen Klemmkeil entdecke, bin ich mir sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Um mir den Rückweg offen zu halten, klettere ich den Überhang erst einmal rauf und wieder runter, bevor ich weitersteige.
Auf einmal ist es aus! Ich bekomme Zweifel über einen glatten, abdrängenden Rißkamin wieder abklettern zu können. Zwei, drei Mal versuche ich es, bleibe aber jedes Mal wegen der Zweifel an derselben Stelle stehen. Leicht fällt mir der Entschluß, abzuklettern, nicht, aber es hilft nichts. Klettern ist so schön, daß ich es hier nicht durch Absturz beenden will! Etwas deprimiert klettere ich wieder über den Überhang zurück zu meinem Rucksack und steige weiter ab.
Obwohl für mich der Gipfel bereits abgeschrieben ist, erinnere ich mich, noch eine andere Aufstiegsmöglichkeit entdeckt zu haben. Kurzentschlossen versuche ich einen sicheren Weg durch die Nordwand zu finden. Eisenfester Fels mit kleinen, aber scharfkantigen Griffen erwartet mich. Es dauert eine Weile, bis der Rückzug überwunden und das alte Selbstvertrauen wieder da ist. Wegen der verwickelten Wegführung baue ich auf die kleinen Absätze Steinmänner, um beim Abklettern keine Orientierungsschwierigkeiten zu bekommen. Die obere Hälfte der Wand bietet keine Schwierigkeiten mehr, dafür zum Schluß ausgesetzte Gratkletterei. Kurz vor dem Gipfel wird der NO-Grat von nur einer Reihe der sechseckigen Trachytsäulen gebildet, jede mit einem Durchmesser von etwa einem dreiviertel Meter. Vergnügt balanciere ich von Säule zu Säule und freue mich über den eigentlich schon abgeschriebenen Gipfel
Ein paar Tage später sitze ich bereits samt Fahrrad im Flugzeug Richtung Deutschland und schaue hinunter zu den Tezouiags, hinunter zu den Großen Bergen, wie dieser Tuaregname übersetzt wird. Ich denke zurück an die Sonnenaufgänge, wie die beiden Tezouiags, großen, schwarzen Mauern gleich, vor dem roten Himmel standen. Auch für mich sind die beiden Tezouiags wirklich große Berge!

Oben: Die „Großen Berge der Tuaregs".
Foto: H. Mägdefrau

Franz Senn und „die er rief, die Geister..."

Franz Fliri, Reinhold Stecher

1984 – das ist nicht nur das Jahr des Mr. Orwell. 1984 jährt sich zum hundertsten Mal auch der Todestag von Franz Senn. Diesem kreiden nachgeborene Kritiker heute immerhin an, daß er als Kurat von Vent sich seinerzeit so viel von der Förderung des Fremdenverkehrs für das Wohl der Bevölkerung in den Tiroler Gebirgstälern versprochen hat, daß er deshalb zum Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins wurde; sie meinen, damit habe er entscheidende Schrittmacherdienste geleistet für den tatsächlich manchmal an Orwell gemahnenden alpinen Fremdenverkehrsbetrieb heute. Grund genug also für den Alpenverein, sich in diesem Jahrbuch mit Franz Senn, damit, was aus seinem Werk geworden ist, sowie den daraus resultierenden Folgen und Verpflichtungen für uns auseinanderzusetzen.

In den folgenden beiden Beiträgen tun das Prof. Dr. Franz Fliri und Bischof Reinhold Stecher.

Prof. Fliri, langjähriges Mitglied des Österreichischen Alpenvereins, ist am Institut für Geographie der Universität Innsbruck tätig. Er gilt als der profundeste Kenner kulturell-soziologischer Probleme im ländlichen Raum Tirols, und dies in wortwörtlichem Sinn „von der Pike auf", denn neben seinem Hauptberuf betreibt Prof. Fliri eine Landwirtschaft bei Baumkirchen.

Bischof Stecher ist nicht nur selbst sehr aktiver Bergsteiger. Während seiner Tätigkeit als Professor an der pädagogischen Akademie in Innsbruck hat er über viele Jahre eine Innsbrucker AV-Jungmannschaft und für diese jährlich einen Eiskurs auf dem Taschachhaus geleitet, den letzten schon als Bischof.

Damit nicht genug: den Teilnehmern dieser Kurse stellte er selbst sogar die komplette Ausrüstung zur Vertügung. Noch heute ist er im Besitz dieser Ausrüstung für vierzig jugendliche Eisgeher.

Seine Diözese Innsbruck bezeichnet Bischof Stecher als eine der fremdenverkehrsintensivsten der Welt. Den daraus resultierenden Fragen und Problemen gegenüber den „Pfad der Nachdenklichkeit" zu begehen, darin sieht er seine Aufgabe gerade auch als Seelsorger. (d. Red.)

Gespräch mit Franz Senn (1831

Herr Pfarrer, im Jahre 1984 gedenken die T
Innengrenze der Volkserhebung des Jahres
auch hundert Jahre seit Ihrem Tode verstri
des Deutschen und des Österreichischen
also allen Anlaß, sich Ihrer dankbar zu e
freilich, daß Ihnen mit tätigem Helfen, zu
Lebensjahren, mehr gedient gewesen wäre
der Alpenverein aber nicht. Ihr Leben geh
Biographie von *E. F. Hofmann* (Jahrbuch
Geschichtsbewußtsein und Ihre Tätigkeit in
Gropp (Jahrbuch 1969) auch den Mitgliedern
ration noch einmal geschildert worden.

Trotzdem können meine Zeitgenossen offen
ren, sich mit Ihrem gut bekannten Leben zu
wäre ein besseres Verstehen der Gründe
Handelns hilfreich für jene Entscheidungen
verlangt werden. Vor kurzem (*Josef Thaler*,
Sie sogar als erster Ideologe des Alpenvere
den, dessen Vorstellungen durch die Erken
Zeit ergänzt werden sollten.

Senn: Tote sind gegen Lob, Tadel und Aus
los. Lob hilft mir heute so wenig, wie es zu
fehlende materielle Hilfe ersetzen konnte
gegenüber habe ich selbst nicht gespart. Ab
der Kurat und Pfarrer *Senn* habe mit einer lo
gerufen, mit denen die Tiroler heute, wie es
werden, heißt doch mein Wirken falsch eins

Als Bauernkind bin ich aufgewachsen und h
tes Ziel, katholischer Priester zu werden,
verloren. Wie schwer die Bauernarbeit war u
riellen und seelischen Nöten ein großer Te
lebte, kann man sich heute schwer vorstell
erst klar geworden, als ich aus dem ländlich
die Menschen in der Stadt, zumal in der geh
an den Universitäten in Innsbruck und Mü
und zu vergleichen vermochte. Wie manc
wenigen Glückskindern, die damals studiere



stelle, angelangt bin und weiter oben einen Klemmkeil entdecke, bin ich mir sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. Um mir den Rückweg offen zu halten, klettere ich den Überhang erst einmal rauf und wieder runter, bevor ich weitersteige.
Auf einmal ist es aus! Ich bekomme Zweifel über einen glatten, abdrängenden Rißkamin wieder abklettern zu können. Zwei, drei Mal versuche ich es, bleibe aber jedes Mal wegen der Zweifel an derselben Stelle stehen. Leicht fällt mir der Entschluß, abzuklettern, nicht, aber es hilft nichts. Klettern ist so schön, daß ich es hier nicht durch Absturz beenden will! Etwas deprimiert klettere ich wieder über den Überhang zurück zu meinem Rucksack und steige weiter ab.
Obwohl für mich der Gipfel bereits abgeschrieben ist, erinnere ich mich, noch eine andere Aufstiegsmöglichkeit entdeckt zu haben. Kurzentschlossen versuche ich einen sicheren Weg durch die Nordwand zu finden. Eisenfester Fels mit kleinen, aber scharfkantigen Griffen erwartet mich. Es dauert eine Weile, bis der Rückzug überwunden und das alte Selbstvertrauen wieder da ist. Wegen der verwickelten Wegführung baue ich auf die kleinen Absätze Steinmänner, um beim Abklettern keine Orientierungsschwierigkeiten zu bekommen. Die obere Hälfte der Wand bietet keine Schwierigkeiten mehr, dafür zum Schluß ausgesetzte Gratkletterei. Kurz vor dem Gipfel wird der NO-Grat von nur einer Reihe der sechseckigen Trachytsäulen gebildet, jede mit einem Durchmesser von etwa einem dreiviertel Meter. Vergnügt balanciere ich von Säule zu Säule und freue mich über den eigentlich schon abgeschriebenen Gipfel
Ein paar Tage später sitze ich bereits samt Fahrrad im Flugzeug Richtung Deutschland und schaue hinunter zu den Tezouiags, hinunter zu den Großen Bergen, wie dieser Tuaregname übersetzt wird. Ich denke zurück an die Sonnenaufgänge, wie die beiden Tezouiags, großen, schwarzen Mauern gleich, vor dem roten Himmel standen. Auch für mich sind die beiden Tezouiags wirklich große Berge!

Oben: Die „Großen Berge der Tuaregs".
Foto: H. Mägdefrau

Franz Senn und „die er rief, die Geister..."

Franz Fliri, Reinhold Stecher

1984 – das ist nicht nur das Jahr des Mr. Orwell. 1984 jährt sich zum hundertsten Mal auch der Todestag von Franz Senn. Diesem kreiden nachgeborene Kritiker heute immerhin an, daß er als Kurat von Vent sich seinerzeit so viel von der Förderung des Fremdenverkehrs für das Wohl der Bevölkerung in den Tiroler Gebirgstälern versprochen hat, daß er deshalb zum Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins wurde; sie meinen, damit habe er entscheidende Schrittmacherdienste geleistet für den tatsächlich manchmal an Orwell gemahnenden alpinen Fremdenverkehrsbetrieb heute. Grund genug also für den Alpenverein, sich in diesem Jahrbuch mit Franz Senn, damit, was aus seinem Werk geworden ist, sowie den daraus resultierenden Folgen und Verpflichtungen für uns auseinanderzusetzen.

In den folgenden beiden Beiträgen tun das Prof. Dr. Franz Fliri und Bischof Reinhold Stecher.

Prof. Fliri, langjähriges Mitglied des Österreichischen Alpenvereins, ist am Institut für Geographie der Universität Innsbruck tätig. Er gilt als der profundeste Kenner kulturell-soziologischer Probleme im ländlichen Raum Tirols, und dies in wortwörtlichem Sinn „von der Pike auf", denn neben seinem Hauptberuf betreibt Prof. Fliri eine Landwirtschaft bei Baumkirchen.

Bischof Stecher ist nicht nur selbst sehr aktiver Bergsteiger. Während seiner Tätigkeit als Professor an der pädagogischen Akademie in Innsbruck hat er über viele Jahre eine Innsbrucker AV-Jungmannschaft und für diese jährlich einen Eiskurs auf dem Taschachhaus geleitet, den letzten schon als Bischof.

Damit nicht genug: den Teilnehmern dieser Kurse stellte er selbst sogar die komplette Ausrüstung zur Verfügung. Noch heute ist er im Besitz dieser Ausrüstung für vierzig jugendliche Eisgeher.

Seine Diözese Innsbruck bezeichnet Bischof Stecher als eine der fremdenverkehrsintensivsten der Welt. Den daraus resultierenden Fragen und Problemen gegenüber den „Pfad der Nachdenklichkeit" zu begehen, darin sieht er seine Aufgabe gerade auch als Seelsorger. (d. Red.)

Gespräch mit Franz Senn (1831–1884)

Herr Pfarrer, im Jahre 1984 gedenken die Tiroler beidseits ihrer Innengrenze der Volkserhebung des Jahres 1809. Zugleich sind auch hundert Jahre seit Ihrem Tode verstrichen. Die Mitglieder des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins haben also allen Anlaß, sich Ihrer dankbar zu erinnern. Wir wissen freilich, daß Ihnen mit tätigem Helfen, zumal in Ihren letzten Lebensjahren, mehr gedient gewesen wäre. Vergessen hat Sie der Alpenverein aber nicht. Ihr Leben gehört dank der guten Biographie von *E. F. Hofmann* (Jahrbuch 1928) zu seinem Geschichtsbewußtsein und Ihre Tätigkeit in Vent ist von *Helene Gropp* (Jahrbuch 1969) auch den Mitgliedern der jüngeren Generation noch einmal geschildert worden.

Trotzdem können meine Zeitgenossen offensichtlich nicht aufhören, sich mit Ihrem gut bekannten Leben zu befassen. Vor allem wäre ein besseres Verstehen der Gründe Ihres seinerzeitigen Handelns hilfreich für jene Entscheidungen, die heute von uns verlangt werden. Vor kurzem (*Josef Thaler*, Jahrbuch 1980) sind Sie sogar als erster Ideologe des Alpenvereins bezeichnet worden, dessen Vorstellungen durch die Erkenntnisse aus neuerer Zeit ergänzt werden sollten.

Senn: Tote sind gegen Lob, Tadel und Ausgefragtwerden wehrlos. Lob hilft mir heute so wenig, wie es zu meinen Lebzeiten die fehlende materielle Hilfe ersetzen konnte. Mit Vorwürfen mir gegenüber habe ich selbst nicht gespart. Aber einfach zu sagen, der Kurat und Pfarrer *Senn* habe mit einer Ideologie jene Geister gerufen, mit denen die Tiroler heute, wie es scheint, nicht fertig werden, heißt doch mein Wirken falsch einschätzen.

Als Bauernkind bin ich aufgewachsen und habe mein früh erfaßtes Ziel, katholischer Priester zu werden, nie aus dem Auge verloren. Wie schwer die Bauernarbeit war und in welchen materiellen und seelischen Nöten ein großer Teil meiner Landsleute lebte, kann man sich heute schwer vorstellen. Auch mir ist das erst klar geworden, als ich aus dem ländlichen Kreis hinaustrat, die Menschen in der Stadt, zumal in der gehobenen Gesellschaft an den Universitäten in Innsbruck und München kennenlernte und zu vergleichen vermochte. Wie manche andere von den wenigen Glückskindern, die damals studieren durften, hätte ich ja

in das Armenhaus von Tirol nicht zurückkehren müssen. Ihr Zeitgenossen vor Jahrtausendschluß vermögt wohl schwer zu begreifen, daß es da Gnade und nicht Opfer bedeutete, Seelsorger in einer der entlegensten Gemeinden des Landes zu werden. Den Kuraten und Pfarrer *Senn* kennt ihr heute noch, weil er kurze Zeit diesen seinen kleinen Wirkungskreis verließ, mit den Herren in Wien, München und anderwärts in Verbindung trat und dem Deutschen Alpenverein in München Hebammendienst leistete. Dagegen nennt kaum einer heute noch Adolf *Trientl*, der zu meiner Zeit für die Bauern in Gurgl nicht nur Seelsorger, sondern auch Landwirtschaftsberater – den Mistapostel hießen sie ihn – und dazu noch Naturforscher war. Und wer nennt die vielen Kuraten und Pfarrer, die in den Westtiroler Dörfern die Züge der Schwabenkinder organisiert und betreut haben, wer jene, deren Leben ganz und gar in der Seelsorge aufgegangen ist?

Die nur eine Seite meiner Arbeit in Vent im Auge haben, meinen, ich hätte zwar den neuen Tiroler Bergsegen gefunden, ihn aber nicht zu nutzen verstanden und aus mir wäre mehr geworden, wenn ich Ökonomie statt Theologie studiert hätte. Nun, Ökonomen habt ihr heute in Tirol soviele wie nie zuvor und Theologen ebenso zu wenig. Man weiß ja, daß Ernährung, Gesundheit, Bildung und Einkommen zu meiner Zeit besonders im westlichen Landesteil beklagenswert waren. Um es kurz zu sagen: ich bin, wenn ihr wollt, Fremdenverkehrsorganisator und Alpenvereinsgründer geworden, gerade weil ich Seelsorger war, weil ich einerseits meinen Bergbauern helfen wollte und anderseits sah, wo die Städter der Schuh trotz ihres Wohlstandes drückte. So wie schon Goethe vor den „Schiefheiten der Societät" in die Schweiz floh, konnten viele in den Bergen sich wiederfinden. Ich selbst war von der Bergwelt meiner Heimat wie von der Krone der Schöpfung ergriffen und mußte auch als Priester den alten und neuen Freunden diese Gefühle vermitteln. Der erste Punkt der damaligen Statuten des Deutschen Alpenvereins nennt dessen Zweck kurz und bündig: „die Kenntnisse von den Alpen zu erweitern und zu verbreiten und ihre Bereisung zu erleichtern".

Die anderen Statuten, die ich 1870 im Briefwechsel mit Förster *Würtenberger* in Ried im Oberinntal für die geplanten Sektionen Oberinntal und Vintschgau bzw. Ötztal und Oberinntal entworfen habe, gehen etwas weiter. Die Sektion sollte durch Anschluß an den Deutschen Alpenverein dessen Absichten fördern; ihren Mitgliedern die Gelegenheit geben, ihr eigenes Berggebiet in wissenschaftlicher, ästhetischer und praktisch-nützlicher Beziehung kennenzulernen; diese ihre Kenntnisse dem Volke gemeinnützig machen und der Touristenwelt zuvorkommend mitteilen; die Bereisung des Sektionsgebietes erleichtern. Wer will, mag herauslesen, daß unsere Berge zunächst uns selbst gehören.

Zum Bereisen sei bemerkt, daß ja die Eisenbahn schon 1858 Innsbruck vom Unterinntal her erreicht und 1869 den Brenner überschritten hatte. 1984 begeht übrigens auch die Arlbergbahn ihr hundertjähriges Jubiläum. Mit steigendem Zuzug in die Ötztaler Alpen durften wir damals also schon rechnen. Soweit meine alten Vorstellungen. Wer immer sich also auf mich beruft oder mich als Ideologen braucht, muß zuerst an den Seelsorger denken. Wie immer die Problematik des Fremdenverkehrs euch beschäftigen mag: ohne Rücksicht auf das menschlich Wesentliche am Erholungsuchenden und am Gastgeber gibt es keine Lösungen. Was aber das Wesentliche ist, mögt ihr selbst ergründen. Allenfalls kann euch der Theologe helfen, sicher aber nicht der Ökonom.

Der Tourismus in Wachstum ohne Grenzen?

Daß Pfarrer *Senn* die Anfänge der touristischen Entwicklung entscheidend mitbestimmt, die ersten Erfolge miterlebt, sein eigenes Vermögen zugunsten seiner Gemeinde sowie der Touristen investiert und verloren hat, scheint weniger vergessen zu sein als seine Beweggründe. Seit seiner Zeit haben immer mehr Tiroler fast jeden wirtschaftlichen Aufschwung außerhalb ihrer Grenzen mitzunutzen verstanden. So hat sich ein Fremdenverkehr für verschiedene soziale Gruppen und für alle Jahreszeiten entwickelt, der keine Stadt und kein Dorf im ganzen Land unberührt läßt.

Vor dem ersten Weltkrieg hatte einerseits der Alpinismus, getragen vom Alpenverein, besonders den reichen deutschen Sektionen, einen stürmischen Aufschwung genommen. Es war die Zeit der zahlreichen Hütten- und Wegebauten. Anderseits entwickelten sich Kurorte für ein elitäres europäisches Publikum. Bald nach dem ersten Weltkrieg zeichneten sich ganz neue Entwicklungen ab, die nach dem zweiten Krieg schließlich unser Land in kurzer Zeit entscheidend verändert haben: Es kam der Winter- und der Massentourismus. Fast 41 Millionen Nächtigungen allein im österreichischen Tirol, einem Gebiet mit nur 586 000 Bewohnern (1981) wären nicht nur zu Franz *Senn*'s Zeiten, sondern auch von uns selbst noch vor drei Jahrzehnten in den Bereich blühender Utopie verwiesen worden.

Der Fremdenverkehr ist derart gewachsen, daß im gleichen Gebiet bis zum Jubiläumsjahr 1984 etwa 430 000 Fremdenbetten vorhanden sein dürften. Sein Vorsprung gegenüber anderen Einkommensmöglichkeiten ist so groß geworden, daß derzeit rund 47 % des Bruttoeinkommens im Bundesland Tirol auf ihn entfällt. Da 90 % der Gäste Ausländer sind, ist auch die jährliche Einnahme an Devisen mit zuletzt fast 35 Milliarden Schilling (etwa 42 % aller solcher Einnahmen in Österreich) so hoch, daß die Weiterentwicklung des Fremdenverkehrs sozusagen zu einem nationalökonomischen Imperativ der österreichischen Wirtschaftspolitik geworden ist. Die Frage ist müßig, ob Richtung, Geschwindigkeit und Ausmaß dieser Entwicklung vor drei Jahrzehnten vorhersehbar und damit wenigstens theoretisch steuerbar gewesen wären.

Soweit wir die Geschichte des Landes im Gebirge verfolgen können, sind beträchtliche Teile der zuwachsenden Bevölkerung immer zum Auswandern gezwungen gewesen. Der vor allem vom Fremdenverkehr angeregte Aufschwung der Wirtschaft hat diese Auswanderung beendet und Tirol zum Einwanderungsland gemacht. Von 1961 bis 1981 ist die Bevölkerung im Bundesland von 463 000 auf 586 000 angewachsen, wobei vom Zuwachs

Seite 101: Hintertuxer Gletscherbahnen: „...organisierte Befriedigung der Freizeitbedürfnisse großer Massen..." – „...wovon Franz Senn nicht angsträumen konnte, davor konnte er auch nicht warnen!"

Foto: H. Steinbichler



rund ein Viertel der Einwanderung zuzuschreiben sein dürfte, eingeschlossen eine leichte Anhebung der Kinderzahl, wie sie für Einwanderungsländer kennzeichnend ist.

Schon das Umlegen der Zahl der Fremdennächtigungen auf das ganze Jahr würde eine im Durchschnitt ständig anwesende zusätzliche Bevölkerung von rund 112 000 ergeben. Die tatsächliche Belastung des Raumes mit seiner natürlichen und vom Menschen dazugeschaffenen Ausstattung („Einwohnergleichwert") liegt aber wegen der statistisch nicht erfaßten Teile des Fremdenverkehrs, des nächtigungslosen Durchzugs und vor allem der jahreszeitlichen Spitzen im Winter und Sommer noch beträchtlich darüber. Der Fremdenverkehr ist weiter sehr ungleichmäßig im Raum verteilt, was einerseits zu Übersättigung und offensichtlichem Qualitätsverlust, anderwärts zu vermehrtem Bemühen um Vergrößerung führt. Letztlich muß sich dieser Wirtschaftszweig, der ohne Landschaft nicht leben kann, im ganzen Land einem kritischen Punkt nähern. Der unzerstörbare Vorteil der günstigen Verkehrslage kann schließlich vom Nachteil einer abgewerteten Landschaft übertroffen werden.

Die Philosophie der Eroberer

Es begann als aufrichtige, offene, ehrliche menschliche Begegnung und ist in wenigen Jahrzehnten zur organisierten Befriedigung der Freizeitbedürfnisse großer Massen in der industriellen Leistungsgesellschaft geworden. In der Geschichte des Alpenraumes sind Land- und Forstwirtschaft, Bergbau und Durchzugsverkehr jahrtausendelang materiell tragende Grundlagen gewesen, auf denen sich menschliche Gemeinschaften zwar regional verschieden, aber doch im Rahmen einer gemeinsamen christlichen Kultur entwickelt haben. Die alpine Kulturlandschaft ist ein eindrucksvolles Beispiel, wie Menschen einen Naturraum mit begrenzten Möglichkeiten zum Lebensraum auf Dauer ausgestalten konnten. Dazu gehörten ausgewogene dörfliche und kleinstädtische Sozialstrukturen und die Paßstaaten als machtpolitischer Überbau. Die Menschen im Gebirge hatten bescheiden und doch selbstbewußt ihren Platz in Europa eingenommen. Der Fremdenverkehr ist dagegen keine eigenständige Entwicklung und auch in Hinblick auf die kurze Zeit keine alpine Revolution. Er ist vielmehr die Unterwerfung der Alpen durch die Großstadt. Zwar braucht die industrielle Gesellschaft in den europäischen Ballungsräumen das Bergland an und für sich kaum. Sehr ähnlich dem römischen Staat ist sie nur an guten Verkehrsverbindungen und am Wasser, vermehrt um dessen energiewirtschaftliche Nutzung, interessiert. Die Eroberung der Alpen durch die Großstadt ist vielmehr das Ergebnis innerer Widersprüche der industriellen Gesellschaft, beziehungsweise einer der Versuche, sie mit Hilfe und auf Kosten anderer zu lösen.

Ulrich Aufmuth (Jahrbuch 1980) hat auf den Verlust des Leistungserlebens beim Großteil der modernen Arbeit verwiesen. Er

betrifft sowohl den physisch-körperlichen Teil, wo eine starke Verlagerung von Vielseitigkeit und Schwere zu Einseitigkeit und Eintönigkeit erfolgt ist, als auch den geistig-seelischen Bereich, in dem die geistigen Fähigkeiten des Arbeiters einerseits mehr auf das Überwachen von Maschinen und Apparaten reduziert erscheinen, anderseits ein Sinn der Arbeit oft gar nicht gegeben ist oder mangels der Möglichkeit oder des Willens zum Erkennen von Zusammenhängen und Zielen der Produktion verborgen bleibt. *Ulrich Aufmuth* zeigt, wie diese doppelte Entfremdung den Menschen zu körperlichem Ersatzleisten und zur Suche nach dem Sinn, beides in der Freizeit, veranlaßt.

Geld, Zeit und Verkehrsmittel scheinen ausreichend verfügbar, nur endet das Bemühen um einen Ausweg, die ohnehin zeitlich begrenzte Flucht vor den „Schiefheiten der Societät" wieder im Fangnetz der Erholungsindustrie. Anstelle wohlüberlegter Vorbereitung von Körper und Geist auf ein individuelles Freizeiterleben tritt die Bestellung einer gut verpackten Ware anhand eines Katalogs oder Beratung durch Freizeitspezialisten. Das Risiko einer Enttäuschung, etwa durch schlechtes Wetter oder ein noch schlechteres Schlechtwetterprogramm mildert die Versicherung. Fotoapparat, Filmkamera und Tonband halten den Verbrauch kostbarer Zeit für Schauen und Hören in erträglichen Grenzen. Die nicht an Ort und Stelle konsumierbare Freizeit und Landschaft wird später zuhause aus der Konserve nachgenossen. Allenfalls kann das Nichterlebte der Phantasie überlassen bleiben, allenfalls das Beste am Verfahren. Auf die ernsteren Probleme bei der bergsteigenden Art der Freizeitverbraucher hat *Elmar Landes* (Jahrbuch 1980) verwiesen. Käuflich ist zwar die gute Ausrüstung, jedoch nicht die Bergerfahrung. Aber selbst die Könner veranlassen *Ulrich Aufmuth* (Jahrbuch 1980) zur Frage, ob sie nun die Berge oder ihr Können lieben. An letzterem ist der Freizeitindustrie mehr gelegen, wie das Heroisieren der extremen Individualisten im einschlägigen Journalismus zeigt. Den Kampf im Gebirge hat es zwar in beiden Kriegen gegeben, es müssen aber gute Gründe sein, daß darüber mehr geschwiegen als geredet wird. Der öfter bemühte Heldenkampf mit einem Berg, der sogar zurückschlagen kann, ist nichts als verkehrte Projektion des Menschen in die Natur. Für das Erleben ist sie kaum förderlich, literarisch als geistige Militarisierung des Bergsteigens einfach schlechter Stil (vgl. *Ulrich Mann*, Jahrbuch 1973).

Minderbegabten Leistungssüchtigen beschert die Freizeitindustrie Erfolgserlebnisse auf organisierten Märschen, ihnen gebühren auch sichtbar zu tragende Zeichen. Es steht ernstlich zu erwarten, daß alpine Verwundetenabzeichen und zumindest posthume Orden dazukommen, vielleicht als Ersatz für den Bergrettungsdienst. Freilich lohnen derzeit Investitionen der Freizeitindustrie im Wintersport noch mehr als im Sommerbergsteigen, das offensichtlich zu individualistisch und daher schwerer zu organisieren ist. Im ersten Fall besitzen wir auch die besseren Konsumentenvorbilder: die auf einem Skigymnasium gebildeten, berufsmäßig freizeitverbrauchenden Amateure, die das Ansehen unseres Vaterlandes in der Welt sichern und immer neue völkerverbindende Taten vollbringen. Die Unentwegtesten wechseln, im Gegenkurs zu gewöhnlichen Zugvögeln und immer auf Suche nach Schnee, jährlich zweimal die Halbkugel.

Wovon *Franz Senn* nicht angstträumen konnte, davor konnte er auch nicht warnen. Es ist wieder Zeit, sich zu besinnen, daß Bergsteigen mehr als Sport ist, obgleich beide nie Ersatz für anderwärts fehlende Arbeit oder abhandengekommenen Lebenssinn sein können. *Max Josef Halhuber* (Jahrbuch 1982/83) hat aus ärztlicher Einsicht treffend gemeint, ein Bergsteigerleben sei gelebte Überleistungsverweigerung. Nicht wer seine Kraft an Berge verschwendet, kann ein Vorbild sein, sondern wer zeigt, daß man dort Kraft erhält.

Die Auflösung der alpinen Gesellschaft

Die frühere alpine Gesellschaft und ihre Kultur ist im absoluten Zeitmaß des Geschichtsbetrachters fast unfaßbar nahe. Viele von uns haben sie noch erlebt, sind von ihr geprägt und vermögen den jüngeren Zeitgenossen dennoch kaum ein Bild des Wesentlichen zu zeichnen. *Ignaz Zangerle* (Jahrbuch 1979) nennt als materielle und geistige Wesenszüge die weitgehende Eigenversorgung der Dörfer, die Bescheidenheit, ja Ärmlichkeit von Ernährung, Kleidung und Wohnen, den geringen Zugang zu Geschriebenem und neuen Geistesströmungen. Wie in anderen alten Bauernkulturen beherrschte die Ehrfurcht vor dem Schöpfergott alle Lebensäußerungen. Ehrfurcht war aber auch allen Geschöpfen zu erweisen, für die man vor Gott besondere Verantwortung trug, Greisen und Kindern, Dienstboten und Armen, auch den Haustieren und dem täglichen Brot. Alle religiösen und anderen Ausdrucksformen waren auf die Dorfgemeinschaft bezogen. Deren Normen, eingeschlossen die Gebote der Kirche, zu mißachten, zog den Verlust der Geborgenheit in der Gemeinschaft, die Heimatlosigkeit nach sich.

Eine bewußte Verantwortung für Landschaft und Natur gab es hingegen nicht. Man nutzte die Natur, wo immer es mit der eigenen und der Tiere Arbeit möglich war und wo es das übergeordnete Gemeinwohl erlaubte. Nur innerhalb dieser Grenzen konnte man sich auch selbst vermehren. Diese alpine Gesellschaft war sehr statisch und der Armut von Land und Volk gemäß bescheiden vertikal gegliedert. Nach allen von außen hereingetragenen wirtschaftlichen und geistigen Neuerungen (Bergbaukonjunktur, Reformation) hat sie sich immer wieder von den bäuerlichen Dörfern aus erneuert, die auch selbstverantwortliche Träger eines großen Teiles jener sozialen und technischen Funktionen waren, die heute von Land und Bund besorgt werden.

Der Zerfall dieser Strukturen hat sich seit dem Sieg des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus schon um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts als zunehmende Gefährdung des Bauerntums im wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Bereich abgezeichnet. Die Bemühungen von *Franz Senn* haben ja gerade diese Notstände steuern wollen. Der Fremdenverkehr war somit nicht die eigentliche Ursache, wohl aber jene von den Großstädten ausgehende Kraft, die mit sichtbarer Verspätung gegenüber den wirtschaftlichen Vorteilen die Dörfer am nachhaltigsten sozial und kulturell zersetzte. Dieser Prozeß hatte bereits

Seite 103:
„...Die Vollbauern sind zur Minderheit, weithin überhaupt die Bauern zur sozialen Randschicht geworden."

Foto:
W. Lauter



vor dem ersten Weltkrieg eingesetzt, wurde aber in seiner geschichtlichen Bedeutung verglichen mit den folgenden zweimaligen militärischen und politischen Katastrophen zu wenig beachtet. Ebenso hat der materielle Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg die Einsicht in die geistige Erosion der Dörfer bis zur Gegenwart gründlich verstellt.

Um so bestürzender muß eine Bestandsaufnahme heute ausfallen, wie durch *Ignaz Zangerle* (Jahrbuch 1979). Das Tiroler Dorf ist sozial gemischt, für 35 000 Arbeitspendler nur mehr Schlaf- und Freizeitraum. Die Vollbauern sind zur Minderheit, weithin überhaupt die Bauern zur sozialen Randschicht geworden. Tirol wurde ein einziges Hotel, in vielen Dörfern ist die Zahl der Fremdenbetten größer als jene der Einwohner. Die kulturelle Verstädterung ist in vollem Gange. Alte Bauernweisheit wurde durch Teilwissen ersetzt, der Rest der Dorfkultur kommerzialisiert und daneben die großstädtische Subkultur angenommen. Die Abhängigkeiten und Beziehungen nach außen sind gewachsen, Verantwortung und Bindung im Inneren bis in die Familie hinein verkümmert. Der Verfall der religiösen Praxis ist ebenso bezeichnend wie das Verhalten in existentiellen Fragen. Diese werden nur aus dem Blickwinkel des Materialismus gestellt und folgerichtig beantwortet, gerade wo Ehe, Fortpflanzung und Kinder betroffen sind. Selbst die Erziehung der Kinder wird mehr und mehr öffentlichen Einrichtungen überantwortet und selbst in der Familie wiegt meßbare Leistung und materieller Erfolg mehr als Opfer und Verzicht, eine wahrhaft unheilträchtige geistige Grundlage zum Bewältigen der Zukunft.

Der Lebensstil der Eroberer herrscht nun auch in den Dörfern. Mit ihm wurden aber auch jene Widersprüche, die den Zug in die Alpen veranlaßten, mitgebracht. Daß die Alpenbewohner sie aus eigener Kraft auflösen werden, erscheint in Hinblick auf ihr bisheriges Verhalten eher unwahrscheinlich. Derzeit beobachten wir sehr verschiedene, aber alle aus der menschlichen Psyche erklärbaren Antworten, wie sie auch anderwärts bei Unterworfenen bekannt sind. Es gibt ebenso offene Ablehnung wie unausgesprochenen Haß, duldende Resignation wie bereitwillige Zusammenarbeit. In letzterer ist auch die Erfahrung bestätigt, daß Kollaborateure oft aktiver und intoleranter, wegen ihrer Landeserfahrung letztlich gefährlicher sind als Invasoren. Weit verbreitet ist der Stolz auf den materiellen Fortschritt und zugleich die Illusion, die Fremden der eigenen Kultur unterwerfen zu können. „Nicht sie inhalieren uns, sondern wir inhalieren sie", so sagte der Bürgermeister von Alpbach bei passendem Anlaß. Immerhin wäre es unrecht, die Vielen zu vergessen, die ihre Kinder so erziehen, daß sie tragfähige Kulturbrücken vom gestern zum morgen sein können. Hier liegt eine der Hoffnungen zum Überwinden der Krise.

Die alpine Landschaft als Feld der Entscheidung

Die alpine Landschaft war und ist das Ziel der großstädtischen Freizeitbewegung. Ihr Wert hängt einerseits von der natürlichen Ausstattung, anderseits von der Überprägung durch die Land- und Forstwirtschaft ab. Diese Landschaft ist von den Bauern in jahrhundertelanger Handarbeit geschaffen worden. Nicht in unbegrenztem Vorstellen und Wollen sondern im menschlichen und tierischen Muskel lagen die Möglichkeiten und Grenzen jeder Umgestaltung des Raumes. Zudem erfolgte diese stets in der sozialen Bindung an die Dorfgemeinschaft, einerseits nach dem Grundsatz der Bodengerechtigkeit, andererseits des Gemeinwohls. Von Ausnahmen abgesehen hat sich im Land im Gebirge daher weder Großgrundbesitz einrichten können, noch sind allzu naturwidrige Eingriffe erfolgt.

Die Schönheit der alpinen Kulturlandschaft ist somit nicht nur durch ihre bunte natürliche Ausstattung, Eis und Schnee, Fels und Boden, die Oberflächenformen, Bäche und Seen, die Stimmungen am Himmel, die reiche Pflanzen- und Tierwelt bedingt, sondern auch durch den vielfachen Ausdruck von bäuerlichem Fleiß, die liebevolle Pflege selbst kleinster Flächen, die sichtbare Achtung vor Schöpfer und Schöpfung. Einzelleistung, Gemeinsinn und sozialer Ausgleich, Arbeiten und Feiern, Natur und Kultur, Vergangenheit und Gegenwart, alles drückt die Landschaft aus.

Es ist kaum zu vermeiden, daß die städtischen Erholungsuchenden in diese Landschaft wie in ein Museum eintreten. Wir sollten aber verhindern, daß auch die Menschen, die heute dieses Land bearbeiten, als museale Erscheinungen betrachtet werden oder sich selbst als solche einschätzen. Freilich beträgt der land- und

forstwirtschaftliche Rohertrag derzeit im Bundesland Tirol nur mehr etwa ein Zehntel des im Fremdenverkehr erwirtschafteten. Doch gerade dieser Vergleich ist irreführend. Es steht ganz außer Zweifel, daß der Großteil des im Fremdenverkehr erzielten Bruttoregionalprodukts durch die vom Bauern geschaffene Landschaft bedingt ist. Einen auch nur annähernd gerechten Lohn hiefür erhält er nicht. Anderswo nennt man das Ausbeutung.

Die Frage kann auch anders gestellt werden: was kostet das Erhalten der überkommenen Landschaft, wenn es im Interesse des Fremdenverkehrs wünschenswert erscheint? Welchen Rückgang erleidet der Fremdenverkehr und mit welchen Einkommensverlusten ist zu rechnen, wenn man die Landschaftspflege gewohnter Art aufgibt? Die bisherigen Erfahrungen in den Nordalpen zeigen, daß jede ausschließlich für den Fremdenverkehr beibehaltene Flächenpflege, letztlich also das Verhindern einer natürlichen Wiederbewaldung, sehr teuer ist. Anderseits verliert jede Landschaft sehr rasch an Schönheit, wenn man sowohl die landwirtschaftlichen als auch die sie ersetzenden bloß landschaftspflegenden Flächenarbeiten unterläßt. Es ist Illusion, mit landschaftsgärtnerischer Technik auch nur die wesentlichen Züge einer durch Landwirtschaft geprägten Landschaft nachahmen zu wollen. Dabei ist nicht entscheidend, ob letztere mehr durch Hand- oder Maschinenarbeit zustandekommt.

Wie sich ein Verfall der Schönheit der Landschaft auf den Fremdenverkehr auswirkt, ist trotzdem schwer zu beurteilen. Meist handelt es sich um Gebiete in besonders günstiger Verkehrslage zu den städtischen Zentren, wie in den Nordalpen, oder um Räume mit sehr großem Anteil der Wintersaison. Auch ist eine mehr oder weniger große Gewöhnung der Gäste nicht auszuschließen. Möglicherweise wird ein Rückgang des Fremdenverkehrs überhaupt erst nach vielen Jahren offenbar. Freilich müßten Versuche einer Wiederherstellung der alten Landschaft schon viel früher mißlingen. Gerade der frühe Zusammenbruch der Berglandwirtschaft im französischen Westalpenanteil, das Versagen eines nach Art einer Monokultur betriebenen kapitalintensiven Massentourismus und das Mißlingen der mit viel öffentlichen Mitteln geförderten Erneuerung der Bauernwirtschaft ist für unseren Weg außerordentlich lehrreich.

Wer indessen die alpine Landwirtschaft nur oder auch nur vorwiegend aus dem Blickwinkel ihrer Bedeutung für den Fremdenverkehr wertet, vermag der Leistung jener Menschen, die diese Landschaft geschaffen haben und weitererhalten, nicht gerecht zu werden. Die Arbeit des Bergbauern zielt in erster Linie auf Nahrungs- und Holzproduktion. Um sie langfristig zu sichern und bei Strafe des Existenzverlustes bei Naturkatastrophen muß er große Flächen ständig überwachen, vorbeugend eingreifen und so seine Schutzfunktion erfüllen. Ein unbeabsichtigtes Ergebnis von beidem ist die der Natur weitgehend harmonisch angepaßte Kulturlandschaft.

Der Beitrag der Bergbauern zur Ernährung Österreichs wird in Hinblick auf die anderwärts höheren und leicht weiter zu steigernden Erträge meist geringgeschätzt. Außerdem lohnt jeder Einsatz von Arbeit und Kapital im Berggebiet weniger als außerhalb davon. Die Leistungen für Landschaftserhaltung und Katastrophenschutz werden, von jüngeren Ansätzen abgesehen, weder hier noch dort abgegolten. Daß sie unbestritten im Berggebiet größer sind als anderwärts, kann agrarpolitisch nicht genug betont werden.

Für den in der Höhenzone Lebenden und Arbeitenden ist aber nicht so sehr entscheidend, *wie* er zu einem arbeitsgerechten Gesamteinkommen gelangt, ob ihm also kostendeckende Produktenpreise, Lohn für Pflege- und Schutzfunktion, Möglichkeiten des Zuerwerbs als Pendler in gewerbliche und industrielle Betriebe der näheren Umgebung oder schließlich Nebeneinnahmen aus dem Fremdenverkehr am Ort gegeben werden. Die übrige Gesellschaft ist es vielmehr, die ein ungleich größeres Interesse am Erhalten gerade der ursprünglichen Funktionen haben muß, als die Betroffenen selbst. Das Problem des unbefriedigenden bäuerlichen Arbeitseinkommens allgemein durch Erschließen der noch ungenutzten Potentiale im Fremdenverkehr lösen zu wollen, ist nichts als eine Empfehlung, die Landwirtschaft und damit die Landschaftspflege zugunsten des Fremdenverkehrs zu vernachlässigen, obwohl man weiß, daß letzterer erstere voraussetzt. Es ist das also entweder ein unehrlicher Rat oder die Aufforderung, beides zu tun, also mehr zu arbeiten. Zugleich mit allen Bestrebungen, die zunehmende Bedrohung durch Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung in der industriellen Gesellschaft mittels einer allgemeinen Arbeitszeitverkürzung zu bekämpfen, wird hier einer Minderheit das Gegenteil nahegelegt.

Die Lösung sollte hier nur sein, daß für beide Leistungen soviele Menschen verfügbar sind, daß eine Überbelastung vermieden wird. Tatsächlich ist letztere weithin gegeben und zwingt viele Betroffene, bei der Wahl, entweder auf Einnahmen aus dem Fremdenverkehr oder auf solche in der Landarbeit zu verzichten, zur Entscheidung gegen die Bauernarbeit. Seit 1950 ist die Zahl der rinderhaltenden Betriebe im Bundesland Tirol von 26 550 auf rund 15 000 gefallen, gleichzeitig jene der Fremdenverkehrsbetriebe von 3100 auf rund 12 000 gestiegen. Das Anhalten dieser Entwicklungen vorausgesetzt, wären schon im Jahre 1987 gleichviel Betriebe dieser und jener Art (etwa 12 800) vorhanden. Daraus dürfte noch nicht auf den Rückgang der Flächennutzung geschlossen werden, zumal die Zahl der Rinder im Ganzen trotz steigender Leistung fast unverändert geblieben ist. Tatsächlich hat aber die Rinderzahl in einzelnen Gebieten, z. B. im Bezirk Reutte und Teilen von Osttirol, stark abgenommen, vereinzelt fast bis zum Erlöschen. Leider sind die insgesamt gehaltenen Bestände und ihre größeren Leistungen zum beträchtlichen Teil auf Zunahme der Futtermitteleinfuhr und weniger auf den Pflanzenertrag der eigenen Flächen zurückzuführen. Das gilt gerade für die Rinderzüchter in der Höhe, von denen Milchmengen verlangt werden, die das eigenständig Mögliche überschreiten. Daß der wahre Grad der viehwirtschaftlichen Selbstversorgung wesentlich geringer ist als vor einigen Jahrzehnten, würde sich im Falle einer ernstlichen Krise in sehr kurzer Zeit zeigen. Bergbauernarbeit ist nicht nur Landschaftspflege für den Tourismus, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur Sicherung der Neutralität. Diese in der Schweiz mehrfach erprobte Wahrheit müßte den Österreichern ebensoviel wert sein.

Wird der Geist die Geister beherrschen?

Lange bevor Veränderungen in der Landschaft sichtbar werden, sind die ursächlichen geistigen Entscheidungen gefallen. Anstatt uns mit diesen Kräften zu befassen, pflegen wir Trauertage für das Verlorene einzuschalten und bekennen uns lautstark zum radikalen Pessimismus für die Zukunft. In dieser Hinsicht überrascht, daß sowohl religiöse Richtungen mit einem bibelwörtlichen „macht euch die Erde untertan" als auch atheistische Bio- und Ökologen zum gleichen Schluß kommen: „Es ist nutzlos und vertane Zeit, für den Schutz von Natur und Umwelt einzutreten, denn diese Welt war von Anbeginn zum Untergang verurteilt". Der einen Irrtum über Endzeit und Sinn der Schöpfung ist der anderen Entschuldigung bei Mißerfolg. Wir sollten unser Gewissen nicht so billig entlasten!

Mit der Berichterstattung vom „Gefechtsfeld Landschaft" befassen sich bevorzugt Geographen. Wie Beobachter in einem Kriege können sie nur hoffen, daß das, was sie aus ihrer Perspektive erkennen, in die Entscheidung einfließt. Aus gewichtigem Anlaß können Wissenschafter sogar um ihre Meinung gefragt werden. „Gutachten müssen sein, doch ihre Wertung obliegt dem Juristen", meinte ein Tiroler Jurist und Politiker. Wir ergänzen: „Juristen formulieren, was andere denken, doch das Ergebnis bestimmt der Politiker".

Die Beschäftigung mit der alpinen Landschaft pflegt tatsächlich manche Wissenschafter zu Kulturpessimisten, andere zu Zweiflern am demokratischen System der Entscheidungen, manche auch zu Dienern handfester Interessen zu machen. Die Resignation steht meist am Ende der Überschätzung der eigenen Bedeutung. Bescheidenheit in Hinblick auf die Schöpfer der alpinen Kulturlandschaft könnte hingegen Mut und Kraft geben, die Suche zu wagen nach dem Geist, der die Geister zu beherrschen weiß.

Unsere alte Kulturlandschaft war Ausdruck wirksamer Grenzen des Wachstums. Solche Schranken schien die Naturwissenschaft zunächst in der industriellen Produktion ganz beseitigen zu können. Die extrem arbeitsteilige großstädtische Leistungsgesellschaft wollte für die Zukunft der ganzen Welt allgemein gültiges Vorbild sein. Es scheint, daß derzeit dieses Modell in der „dritten Welt" nicht mehr zum Ziele führt. Außerdem tauchen auch für unsere industrielle Gesellschaft unerwartet neue und auch naturwissenschaftlich faßbare Wachstumsgrenzen aus dem nebelhaften Bild der Zukunft auf.

Entscheidend dürfte aber die zunehmende Automatisierung vieler Produktionsvorgänge sein, die immer mehr Arbeitskräfte freizusetzen droht und schon aus sozialen Gründen zur Verkürzung der Arbeitszeit und Vermehrung der Freizeit bei verringertem Einkommen zwingt. Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß Vergrößerungen der Produktion dieses Bild verändern. Die eingangs erwähnten Widersprüche, die Verlagerung von Leistung in die Freizeit und die Sinnfrage, müßten sich also fortschreitend verschärfen.

Daraus eine neue Welle des Fremdenverkehrs in den Alpen ableiten zu wollen, wäre verfehlt. Sehr wohl kann sich dagegen dessen Stil wandeln, der bisher fast ganz vom sozialen Aufstieg breiter Massen, ihrem Leistungs- und Geltungsbedürfnis geprägt war und so am meisten zu den negativen Begleiterscheinungen geführt hat. Dem ebenso alten wie neuen Modell des breitgestreuten, möglichst gut der Sozialstruktur des Gastgeberlandes angepaßten Tourismus ohne Ballungen und ohne ein Übermaß an technischen Einrichtungen kann daher sehr wohl die Zukunft gehören.

Während sich im Bergland bisher zu kurz Gekommene in Hoffnung auf noch mehr Massentourismus verschulden, hat man anderwärts aus den Fehlern gelernt („Wanderbares Österreich"). Behaupten zu können, man habe die Geister gebannt, das könnte auch im Bergland einmal ein Vorteil der Werbung sein.

Die ungerufenen Geister verlieren um so mehr ihre Kraft, je mehr in den industriellen Ballungsräumen der Wiederaufbau einer gesunden und lebenswerten Umwelt gelingt. Eine Generation, die Opfer und Verzicht nicht länger als überholte Wertbegriffe und Konsum nicht als Tugend betrachtet, wäre imstande, den eigenen Raum zum heimatfähigen Land zu machen. Sinnvolle Arbeit in der Freizeit könnte sehr wohl der Ersatz für ein geringeres Einkommen sein. Noch wissen wir nicht, ob jene, die sich auf die Suche nach der „alternativen Lebensform" (*Josef Klingler*, Jahrbuch 1979) begeben haben, den Geist finden werden, den sie meinen. Diese Sucher sollten wissen, daß die Lebensform, von der sie träumen, bei den Bergbauern zwar nicht erlernt, aber erlebt werden kann.

Das Schicksal der alpinen Menschen und ihrer Landschaft wird somit weiterhin dort entschieden werden, wo die Massen wohnen. Im Jahr der Besinnung auf den Freiheitskrieg von 1809 und den Tod von *Franz Senn* kann diese Erkenntnis bei den Betroffenen kaum Gefühle eines neuen Selbstbewußtseins auslösen, zumal ein Aufstand gegen die Geister gerade in *George Orwell*'s Jahr 1984 ohnehin unzeitgemäß wäre.

Sich zu besinnen, vor den Geistern nicht zu weichen, aber den Geist zu suchen und mit Tun zu finden, ist wohl an der Zeit. Nicht Selbstlob, sondern Selbstprüfung tut not, nicht entscheiden nach Sachzwängen, sondern nach Grundsätzen. Frühere Armut rechtfertigt nie schrankenloses Erschließen, Gefälligkeit gegenüber den Fremden nicht die erschreckenden Landverluste, geringer landwirtschaftlicher Bodenertrag nicht die Bodenspekulation, Hoffnung auf weiteres Wachsen des Fremdenverkehrs nicht das Schuldenmachen.

Josef Klingler (Jahrbuch 1979) betont, daß auch alpine Vereine nicht ohne ein verbindliches Menschenbild auskommen, wenn sie für neue Lebensformen Bedeutung gewinnen sollen. Es bleibt zu hoffen, daß der Alpenverein das will und daß er zwischen jenen, die eine solche sinnerfüllte Form für ein kurzes Leben bereits besitzen, den Bauern im Land im Gebirge, und jenen, die in den Großstädten um Form und Inhalt mühsam ringen, ein redlicher Mittler zu sein vermag. So und nicht anders kann die Idee des Kuraten und Pfarrers *Franz Senn* heute gelebt werden.

Franz Fliri

Auf dem Pfad der Nachdenklichkeit
Gedanken eines Seelsorgers zur Frage der Umwelt

Reinhold Stecher

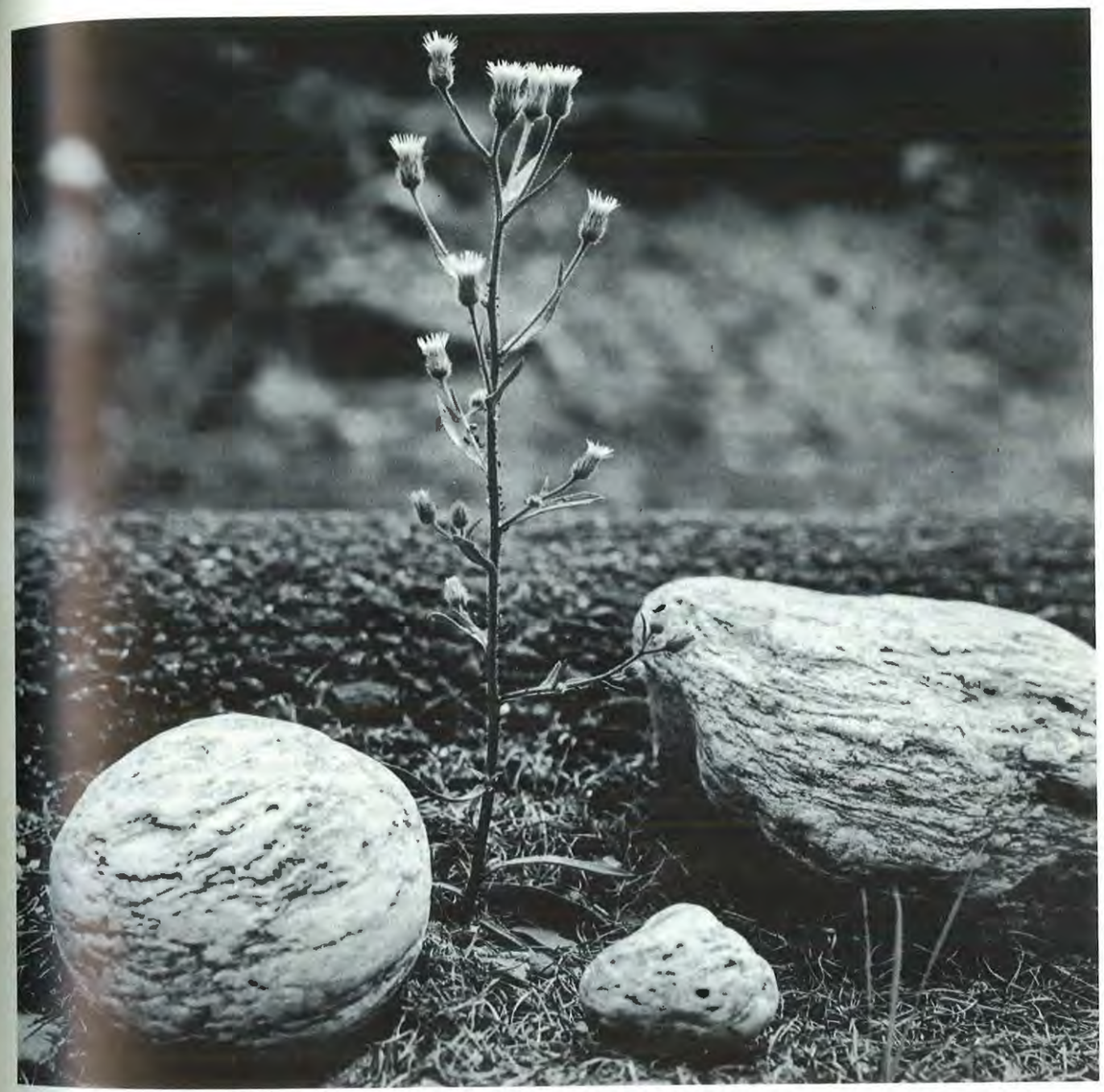
In der Wüste Gobi erhielt ein abgelegener, von den Gerippen verdursteter Karawanen gesäumter Weg von den Mongolen den Namen „Pfad der Nachdenklichkeit".
Auch in der Wüste, die wir mit Überzivilisation und Übernutzung selbst verursachen, sind wir schon längst eingeladen, den „Pfad der Nachdenklichkeit" zu beschreiten. Und so treffen sich auf diesem Pfad schon seit Jahren Naturwissenschaftler und Ethiker, Verhaltensforscher und Ökologen, Futurologen und Pädagogen, Heimatkundler und Literaten – und viele Menschen aus allen Schichten und Generationen, die von den bestürzenden Problemen der Umwelt betroffen und bewegt sind. Es ist wohl nicht verwunderlich, wenn sich der Bischof einer der fremdenverkehrsintensivsten Diözesen der Erde unter die Pilger dieses Pfades mischt. In seinem Gebiet erhält ja das Thema „Umwelt" eine besondere Note und Brisanz und gerät in fast verwirrende Kreise: Auf der einen Seite kommen Millionen, um einer intakten Natur zu begegnen, auf der anderen Seite bewirkt gerade dieses Kommen der Millionen störende Eingriffe. Auf der einen Seite ist der Strom der Gäste Lebensgrundlage für viele Bewohner des Landes, auf der anderen wäre die geschonte Natur Lebensgrundlage für die Gäste, die sich erholen wollen. Auf der einen Seite ruft man nach sauberer Energie, auf der anderen fürchtet man die trockenen Bachbette und Rinnsale. Auf der einen Seite demonstriert man allerorts für die Bewahrung der Landschaft, auf der anderen ducken sich aber in den unberührten Tälern die kinderreichen Dörter mit der hohen Arbeitslosenrate... Ich glaube, daß es zur Lösung dieser Spannungen viele Wanderschaften auf dem „Pfad der Nachdenklichkeit" brauchen wird. Aber da heute so viele bemühte und sachverständige Menschen diese Straße ziehn, bin ich guter Hoffnung, daß man auch zu Lösungen kommen wird. Und dies wird nicht in utopisch-romantischen, wirklichkeitsfremden und zivilisationsverachtenden Aussteigerträumen geschehen, sondern sicher nur mit einer feineren, pefekteren und behutsameren Technik, einem weiterblickenden, verantwortungsbewußteren wirtschaftlichen Denken und einem neu zu weckenden Sinn für sozialen Ausgleich, der betroffene Gebiete für nicht-genutzte Landschaft entschädigt.
Aber das allein wird nicht ganz reichen – oder besser gesagt, gerade das alles wird noch ein anderes erfordern. Und zu diesem Dritten darf wohl auch der Seelsorger einige Überlegungen beisteuern, ohne in den Verdacht zu geraten, sich als Fachmann für Umweltfragen aufspielen zu wollen, der er natürlich nicht ist. Ich möchte an einem Gedanken von Joachim Illies anknüpfen, der einmal gesagt hat: „Die sterbenden Wälder und die stinkenden Flüsse geben gewissermaßen ein letztes Notsignal, halten uns einen Spiegel vor für das, was *in* uns an Wäldern gestorben ist, an Flüssen stinkt..." (1) Damit ist eindeutig ausgesprochen, daß die äußere Umweltzerstörung auch einen tiefgründigen Zusammenhang mit der *Innenweltverarmung* des modernen Menschen hat. Es geht hier also auch um Haltungen, Einstellungen, Orientierungen des Herzens und um geistige Horizonte.

Ich möchte versuchen, die entscheidenden negativen und positiven Einstellungen in einer etwas vereinfachenden Weise auszudrücken, wie es dem hier gegebenen Rahmen zukommt. In der beliebten Fernsehsendung „Robert Lembkes heiteres Beruferaten" wird der Kandidat aufgefordert, mit einer typischen Geste seinen Beruf anzudeuten. Mit welchen typischen Gesten begegnet der Mensch im Zeitalter des Fortschritts und des Wohlstands der Schöpfung Gottes?

Mir scheint – um die bedenklichen Akzente herauszuheben –, daß vornehmlich die Gesten herrischen *Schaffens*, ungezügelten *Raffens* und unbekümmerten *Wegwerfens* diese unsere Welt zur Wüste machen.

Das *Schaffen* ist eine der großartigsten Möglichkeiten des Menschen. Überflüssig zu sagen, was uns die Epoche des Homo faber und des Homo inventor, des werkenden und erfindenden Menschen, an Gutem gebracht hat. Das Wort der Genesis „macht euch die Erde untertan" (Gen 1,28) weist auf diese Möglichkeiten hin. Aber es scheint, daß wir aus dieser Stelle manchmal einen herrischen, rücksichtslosen Unterton herausgehört haben, der ihr nicht zukommt. Manchmal hat sich der machtbesessene Fortschritt mit diesem Zitat eine unberechtigte biblische Weihe gegeben. In die Menschheit hat sich eine selbstbewußte Großartigkeit eingeschlichen, und wir wurden, was unser Wirken in der Welt betrifft, von einem einseitigen Vokabular in Bann geschlagen: Aktivität, Tatkraft, Unternehmungsgeist, unbegrenzte Möglichkeiten, Planbarkeit, Machbarkeit, Initiative, Dynamik, Weltgestaltung, Bändigung der Naturkräfte, Erschließung, Nutzung, Entwicklung, Fortschritt... Aber der Triumphzug, die Konfettiparade des Fortschritts ist vorbei. Wir schwenken auf den „Pfad der Nachdenklichkeit" ein. Und wir beginnen zu ahnen, daß wir im Umgang mit der Schöpfung auch noch andere Haltungen entwickeln müssen, daß wir ihr auch als Horchende, Lauschende, Liebende, Sich-Einfühlende, Wartende, Geduldige, Überlegende, Abwägende, Vorsicht-Bewahrende und Behutsame gegenübertreten sollten.

Ein Zeichen des gestörten Verhältnisses zur Welt und zum Dasein ist auch die Geste ungezügelten *Raffens*. Wir brauchen immer mehr und holen uns immer mehr, weil wir das Gefühl haben, immer und überall zu wenig zu bekommen. Wir wollen haben um des Habens willen. Um diese menschliche Fehlhaltung kreisen die Gedanken Erich Fromms (2). Wir (d. h. ein privilegierter Teil der Menschheit) wollen mehr: Mehr besitzen, mehr sehen, mehr hören, mehr erleben, mehr genießen, mehr beherrschen. Wohlstand und Technik setzen uns in die Lage, Eindrücke, Genüsse und Erlebnisse zu multiplizieren. Aber je stärker wir diesen Hahn aufdrehen, um so schlechter gelingt es uns, den Becher der Freude am Hochdruckstrahl zu füllen. Und so ergeht es uns mit ungezügelten Ansprüchen ähnlich wie dem Fischer und seiner Frau im Märchen. Am Ende sind wir trotz allen Aufwands ärmer als je zuvor. Die Geste des Raffens macht unsere Hand zur Kralle. Aber was den Umgang mit der Natur betrifft, so verfügt die Krallenhand des Menschen nicht über die Instinktsteuerung der Raubtierpranke, die nur schlägt, was nötig ist. Wir verwüsten mit zum Teil sinnlosen und überzogenen Ansprüchen die Reservoire der Natur.
Im Umgang mit der Welt übt sich unsere Verwöhnungsgesellschaft in einer dritten Geste, der des *Wegwerfens*. In der Epoche der Fließbänder sind viele Dinge rasch ersetzbar. Die Produkte des Menschen erhalten den Charakter des Unpersönlichen. Wir haben keine innere Beziehung zu den Sachen, und so verwandeln sie sich unter unseren Händen rasch zu Abfall (3). Die Dinge, die uns lieb und teuer sind, werden immer weniger. Die Geste des Wegwerfens wird uns zur alltäglichen Selbstverständlichkeit und wir gestalten unbemerkt unsere ganze Einstellung zum Leben im Sinne dieser gefährlichen Geste. Wir werden zur Wegwerfgesellschaft. Über die praktischen Notwendigkeiten der Wegwerfpackung und Wegwerfflasche geraten wir in bester sozialer Absicht, aber erzieherischem Unverstand zum Wegwerfbuch, das keine Sorgfalt mehr verdient. Aus dem Abfallkorb erhebt die Wegwerfjause ihre stumme Klage, und mit jeder Urlaubsaison sammeln sich im Asyl die Wegwerftiere. Wir übertragen diese Gesinnung auch auf die menschlichen Beziehungen. Oberflächlichkeit, Mangel an Gemütstiefe und Bindungsfähigkeit sowie fragwürdige Freiheitsvorstellungen produzieren in steigenden Kurven Wegwerfpartner, Wegwerffrau und Wegwerffamilie. Und viele Gewissen weigern sich, das Wegwerfkind im



Seite 107: „...Und wir beginnen zu ahnen, daß wir im Umgang mit der Schöpfung auch noch andere Haltungen entwickeln müssen..."

Foto: J. Winkler

Abfalleimer auch nur als sittliches Problem zu betrachten. Was wundern wir uns eigentlich, daß diese Gesellschaft am Ende bei Wegwerflandschaft und Wegwerfnatur landet? Wir üben diese Geste in gedankenloser, aber beharrlicher Konsequenz.

Die Gesten herrischen Schaffens, gierigen Raffens und unbekümmerten Wegwerfens haben unser Verhältnis zur Schöpfung an der Wurzel gestört. Was wäre dem entgegenzusetzen? – Ich glaube, daß wir zu unmodernen, verlernten Gesten zurückfinden müssen: Zur Geste der *Ehrfurcht*, des *Maßes* und des *Behütens*. Das Wort *„Ehrfurcht"* haben viele große Geister mit innerer Verneigung ausgesprochen. Und wenn man im Laufe des Lebens mit Tausenden von Kindern zusammen war, dann weiß man, wie empfänglich der Mensch an sich für diese Haltung der Ehrfurcht wäre. Aber als ich mich in vieljähriger Arbeit bemühte, eine umfangreiche wissenschaftliche Dokumentation zu Hunderten von pädagogischen und anthropologischen Fragen anzulegen, da blieb die literarische Ausbeute für das Thema „Erziehung zur Ehrfurcht" äußerst mager. Ganze Scharen von Pädagogen, die sich in der Ansammlung empirischer Kenntnisse nicht genug tun konnten, hatten für diesen Begriff in ihren Werken nicht einmal eine Schublade. Aber ohne das Wiedergewinnen der Haltung der Ehrfurcht wird der Mensch mit seinen heutigen Möglichkeiten immer wieder zum Verwüster der Erde werden. Manchmal wünschte ich mir, daß in jedem Österreicher wieder ein Stück Adalbert Stifter erwache, der vom sanften Gesetz geschrieben hat und von der Größe der Natur in ihrem kleinsten Wesen und im bescheidensten Ereignis. Zihlmann (4) hat einmal sehr schön gesagt, daß jeder Falter, der über die Blumen taumelt, gleichsam ein Fenster sei, das uns Einblick in die Tiefen des Seins gewähre. Das knüpft unmittelbar an den Gedanken großer Theologen des Mittelalters an, die davon gesprochen haben, daß die Vielzahl und Vielfalt endlicher Geschöpfe den Reichtum des unendlichen Gottes widerspiegle, daß der Kosmos der bunte Saum Seines Gewandes sei. Im Gegenlicht religiöser Weltschau erhalten Steine, Gräser, Tiere und Menschen eine neue Würde. Zu lange haben wir dies alles nur unter dem Aspekt chemischer Formeln, physikalischer Gesetze, biologischer Strukturen und wirtschaftlicher Verwertbarkeit gesehen.

Es ist für uns nicht leicht, in der heutigen Welt zur Tugend des *Maßes* zurückzufinden. Denn Maßlosigkeit ist Stil geworden – und manchmal kommt es mir fast wie eine makabre Symbolik vor, daß die große, unbezwungene Seuche der Zivilisation der Krebs ist, das maßlos wuchernde Geschwür. Vielleicht zwingt uns die wirtschaftliche Entwicklung der Zukunft auf ein bestimmtes Maß zurück. Eine Hoffnung setze ich auch auf junge Menschen, die wieder ganz bewußt ein Ja zum einfachen Leben sagen – oder um es poetischer auszudrücken: Auch in unserer Zeit blüht da und dort wie einst in den reichen Städten Umbriens jene Melodie auf, die aus der Armut kam und in den Sonnengesang mündete, der wohl die großartigste Hymne einer in Ehrfurcht bejahten Schöpfung ist. Die Schwierigkeit für die Übung der Tugend des Maßes, die ja zunächst als restriktiv empfunden wird (trotzdem sie das keineswegs ist), liegt wohl darin, daß Maß üben nur möglich ist, wenn der Mensch über einen gewissen inneren Reichtum verfügt. Erich Fromm zeigt sich von Franziskus zutiefst beeindruckt, ja er sieht in ihm ein Leitbild für unsere Zeit, aber er übersieht wohl etwas die Bedeutung der religiösen Ergriffenheit dieses Mannes, die ihn erst zu so großer Freiheit befähigte. Darum wäre bei aller Bildung und Erziehung die Schaffung inneren Reichtums wichtiger als Gebote und Verbote. Und darum genügt als Therapie für unsere Zeit niemals der bloße moralische Appell, auch nicht der zum Schutze der Umwelt. In einer Welt, die immer neue Bedürfnisse zu wecken versucht und täglich die Propagandawalze der Enthemmung rollen läßt, sind gemütstiefe Erfahrungen mit Mensch und Natur und auftauchende Werthorizonte die wichtigsten Voraussetzungen, daß wir als Menschen bestehen und etwas anspruchsloser und bescheidener werden können. Vielleicht darf man es in diesem Zusammenhang aussprechen: Man müßte z. B. alle Kinder- und Jugendarbeit fördern, die die Wege zu echtem und gesundem Erleben öffnet, die zur Natur hinführt und in die Geborgenheit der kleinen Gruppe. Hier wäre auch eine Aufgabe für die Medien, in denen sehr oft ein Klischee von Jugendlichkeit zelebriert wird, das sich in Disko-, Feuerstuhl- und Rock-Hallen-Vitalität erschöpft, in einer Atmosphäre von Licht- und Lärm-Konsum.

Aus Ehrfurcht und Maß ergibt sich wie von selbst die Geste des *Behütens*, jene Geste, nach der unsere bedrohte Umwelt schreit, von den Robbenbabies und den sterbenden Tannen bis zum chemisch präparierten Gletschereis und den Meeren mit dem Ölfilm. Gar nicht weit von der eingangs zitierten Stelle der Genesis steht dieses andere Wort, das heute so bedeutungsvoll wird: „Und Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und behüte..." (Gen. 2,15). Am Ende dieses Jahrhunderts sind wir aufgerufen, diese Synthese von Bebauen und Behüten neu zu finden, und mit Verstand und Phantasie, Sachkenntnis und Engagement die Welt als Garten zu gestalten und zu verhindern, daß sie zur Wüste wird.

Auch der Seelsorger muß also mit den vielen auf dem „Pfad der Nachdenklichkeit" mitziehen, mit den Menschen, die in dieser Situation das Band des Verantwortungsgefühls vereint. In der Umweltproblematik eröffnen sich Notwendigkeiten, die seine ureigenste Aufgabe betreffen: Die Verkündigung der Wahrheit um Gott und Welt und Mensch und die Verankerung sittlicher Werte in den Herzen. Nur wer inneren Reichtum hat, wird mit der Außenwelt in rechter Weise umgehen. Für eine Gesellschaft, die auf diese inneren Werte verzichtet, gilt sicher das Wort des Herrn: „Wer nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat!"

(1) Illies, Joachim: Umwelt und Innenwelt
Herderbücherei Freiburg 1974, S. 116
(2) Fromm, Erich: Haben oder Sein
DVA Stuttgart 1977, S. 25 ff, S. 73 ff
(3) Fischer-Carl, Hildegard: Fühlen, was Leben ist
Reihe Stufen des Lebens
Kreuz Stuttgart 1977, S. 66, 67
(4) Überleben und Ethik, Hrsg. G. K. Kaltenbrunner
Herderbücherei Initiative 10
Freiburg 1976, S. 20 f

1984 – „Schöne neue Welt" im Gebirge

Horrorvision und Wirklichkeit

Michael Pause im Gespräch mit Dr. Heinz Röhle und Franz Speer

1984 – die Jahreszahl, die dieses Buch trägt – ist vorab in keinem Zusammenhang öfter zitiert worden als mit Orwell und dessen Vision von einer vollkommen technisierten Welt. Solche Welten haben auch andere entworfen. Aldous Huxley zum Beispiel bevölkert seine „Schöne neue Welt" mit Alpha-, Beta-, Gamma-Menschen und so weiter. Diese Menschen unterscheiden sich voneinander durch ihren jeweiligen Intelligenzquotienten und, dadurch bedingt, durch ihre geistigen und gesellschaftlichen Ansprüche. Dafür aber, daß entsprechend der Aufgabenverteilung in dieser Welt von jedem Menschentypus genügend Exemplare vorhanden und Klassenprobleme somit ausgeschlossen sind, dafür sorgen die Angestellten in den Gen-Laboratorien...
Keine Vision freilich, sondern die Wirklichkeit ist heraufbeschworen, wenn heute die Schlagzeilen der Medien das Retortenbaby aus der Kühlbox oder das Kunststoffherz, das in einem Menschen schlägt, beschreien.
Wie aber sieht im Jahr Orwells die Welt im Gebirge – in unseren Alpen aus? In welchem Verhältnis zueinander liegen Schreckensvision und Wirklichkeit dort?
Michael Pause hat sich über die Situation im Alpenraum mit dem Naturschutzreferenten des DAV, Dr. Heinz Röhle, und dessen hauptamtlichen Mitarbeiter, Franz Speer, unterhalten. (d. Red.)

„Bei den Nadelbäumen (Fichte, Tanne, Kiefer) beginnt der Krankheitsverlauf in der Regel mit Nadelverlusten oder -verfärbungen (Gelbfärbung). Mit zunehmender Krankheitsdauer wird die Entnadelung immer stärker und führt schließlich nach Verlust der letzten Nadeln zum vollständigen Absterben des Baumes. (...) Diese Krankheitsbilder sind seit etwas mehr als einem Jahr nun auch in den Alpen anzutreffen. (...) Davon dürften der gesamte bayerischen Alpenraum und das Voralpengebiet wie auch weite Teile Österreichs betroffen sein."
Knochentrocken liest sich diese Beschreibung des Waldsterbens, verfaßt von Heinz Röhle, dem ehrenamtlichen Referenten für Natur- und Umweltschutz im DAV. Verkörpert er die Sachlichkeit unserer Zeit, die auch Wirklichkeit gewordene Schreckensvisionen „zur Kenntnis" nimmt?
Keine Emotionen, die derart sensible Themen nur zu schnell zu wecken vermögen, nein, Nüchternheit, geistige Distanz und wissenschaftlich fundierte Kompetenz prägten das Gespräch, zu dem ich mich mit Heinz Röhle und Franz Speer, dem festangestellten Mitarbeiter im DAV-Referat für Natur- und Umweltschutz, auf der Praterinsel getroffen hatte. Ins Auge springende Plakate mit aktivistischen Parolen – auch davon keine Spur; auf den Alltag eines Naturschutzreferenten lassen da viel mehr die Regale schließen, die mit langen Reihen von Aktenordnern gefüllt sind:
„In der Hauptsache ist meine Tätigkeit – so dumm es klingen mag – die eines Dienstleistungsbetriebes; das heißt, es werden ungezählte Anfragen an uns gerichtet – aus sämtlichen Bevölkerungsschichten –, die Unterlagen und Informationen erbitten über Probleme in der Bergwelt. Des weiteren sind wir damit beschäftigt, Stellungnahmen zu einschlägigen Verfahren, wie Raumordnungsverfahren oder Schutzgebietsausweisungen, zu erarbeiten. Schließlich versuchen wir vor der eigenen Tür zu kehren, indem wir verschiedene Initiativen entwickeln, sei es bei der umweltfreundlichen Ver- und Entsorgung unserer AV-Hütten oder bei der Bewußtseinsmachung im Hinblick auf Arten- und Biotopschutz, um nur zwei Punkte herauszugreifen." (Speer)
Läßt sich 1983 – „ein Jahr vor 1984, das hat etwas von 5 vor 12!" (Der Spiegel) – die bedrohte Umwelt mit bürokratischen Mitteln „verwalten"? Natürlich nicht, denn die Steppe, die der vom sauren Regen und anderen Umwelteinflüssen vernichtete Wald hinterläßt, ist kein Einzelfall, ist nicht unvorhersehbares, unabwendbares Schicksal. Ohne auf die warnenden Stimmen zu hören, leitete man auch das Abwasser der Seilbahn-Bergstation am Hunerkogel/Dachstein jahrelang in den Hallstätter Gletscher, das Trinkwasser-Reservoir von Hallstatt! 1982 wurde die Bevölkerung aufgefordert, ihr Trinkwasser abzukochen, während die Seilbahn-Erschließer als Grund des Übels den Gletscherschwund ausmachten!
„Der effektivste Schutz des Gebirges wäre die Aussperrung aller Besucher, aber das will niemand, auch ich nicht!... Das Dilemma, in dem sich der Alpenverein und seine Umweltschutzreferenten befinden, ist, daß wir Bergsteiger die Natur nützen müssen, um überhaupt unserem Sport/Vergnügen nachgehen zu können." (Röhle) Da gelangten wir schon zur „Kardinalfrage: in welchem

Ausmaß muß ich die Natur vor dem Menschen schützen, um sie tatsächlich noch sinnvoll nützen zu können?" (Röhle)
Röhle klammert bei der Suche nach einer Antwort auch die Bergsteiger nicht aus: „Man kann nicht mehr wie früher allgemeine Naturliebe bei allen Bergsteigern voraussetzen. Bergsteigen hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren einerseits zum Hochleistungs- andererseits zum Massensport entwickelt. Im Sog der Freizeitbewegung und ihrer werbewirksamen Förderung durch kommerzielle Interessenverbände gehen Leute zum Bergsteigen, die früher nichts im Gebirge gesucht hätten, weil das Gebirge damals noch kein Sportplatz oder Freizeitpark war. Der Alpenverein ist für diese Leute uninteressant" (Röhle) – als Bergsteigerverein genauso wie als Naturschutzverband. Auch Franz Speer stützt diese Ansicht, erkennt Naturkonsumenten, für die ein Berg nichts anderes als ein austauschbares Sportinstrument oder Trimmgerät darstellt."
Die heterogene Struktur des Alpenvereins erleichtert den Umweltschutz-Referenten die Arbeit kaum. Das ganze Dilemma spiegelt sich in dem breiten Spektrum der Mitglieder wider: „Im Alpenverein treffen viele Interessengruppen aufeinander; es gibt hier eben Leute, die extremen Naturschutz im Sinne des Bund Naturschutz durchführen wollen – sie möchten die Menschen generell von gewissen Teilen der Natur aussperren – andererseits gibt es im Alpenverein Strömungen, die dem Naturschutzgedanken zuwiderlaufen. Zwischen diesen Extremen schwankt der Alpenverein. Die gegenteiligen Bestrebungen unter einen Hut zu bringen, das ist unsere Schwierigkeit. So müssen viele Vorstandsbeschlüsse im Alpenverein in gewisser Hinsicht Kompromisse darstellen. Das ist für den Naturschutz bedauerlich, aber angesichts der Struktur des Alpenvereins kaum anders möglich." (Röhle)

Von anderen Großverbänden, deren Struktur eine Meinungsbildung von unten nach oben zuläßt, weiß man, daß die Forderungen der Basis meist wesentlich radikaler formuliert werden als die schließlich von der Verbandsspitze in der Öffentlichkeit vertretene Meinung. Röhle und Speer sehen die Verhältnisse beim Alpenverein anders. „Diejenigen Leute an der Basis, die sich für Naturschutz engagieren, sind zum Teil radikal, aber es interessieren sich bei weitem nicht alle Mitglieder für Naturschutzfragen. Nur ein kleiner Teil der wirklich aktiven Mitarbeiter ist vielleicht als sehr engagiert einzustufen, das Wort radikal sollte man in diesem Zusammenhang nicht verwenden." (Röhle)

Eine Umfrage des Alpenvereins brachte vor einiger Zeit das Ergebnis, daß 78 Prozent der Mitglieder im Umwelt- und Naturschutzbereich eine vorrangige Aufgabe des Vereins sehen. In der Aufklärung und Sensibilisierung nicht nur der Mitglieder, sondern der gesamten Bevölkerung, sehen die Naturschutzreferenten die Hauptaufgaben des Vereins. „Das ist ein Tätigkeitsfeld für die nächste Zeit, denn wir können auf viele Probleme, die im Grundsatzprogramm festgeschrieben sind, nicht einwirken. Wenn es beispielsweise darum geht, den Bau einer Seilbahn zu verhindern, oder ein ökologisch wertvolles Feuchtgebiet vor der Erschließung zu bewahren, oder – zur Zeit unser erstes Anliegen – den Wald zu schützen, so kann der Deutsche Alpenverein nicht unmittelbar darauf einwirken; da sind wir im ersten Fall nicht Besitzer des Berges, der erschlossen werden soll, besitzen im zweiten Fall nicht das Feuchtgebiet, und uns gehören keine Kraftwerke, die wir jetzt – mit gutem Beispiel vorangehend – entschwefeln könnten." (Röhle)

Das Stichwort Grundsatzprogramm durfte nicht unter den Tisch fallen; mit ihm hat doch der Alpenverein nach innen und außen dokumentiert, daß man die Zeichen der Zeit erkannt hat und auch gewillt ist, entsprechend umzudenken. Dem interessierten Betrachter drängt sich bei manchen Diskussionen innerhalb des Alpenvereins der Eindruck auf, daß man im Hinblick auf das Grundsatzprogramm Angst vor der eigenen Courage bekommt.

Franz Speer weist auf die Schwierigkeit hin, „daß bei dem ganzen Grundsatzprogramm wirklich nur ein ganz verschwindend kleiner Teil Bereiche betrifft, auf die wir selbst unmittelbar einwirken können; zum Beispiel geht es da um den Hütten- und Wegebau. Aber selbst dieser ganz kleine Sektor des Grundsatzprogramms – dort, wo es dem Alpenverein förmlich an die Nieren geht – ist umstritten. Dabei bestehen vor allem Interpretationsschwierigkeiten. Ich bedauere es, daß der Alpenverein selbst mit diesen Punkten schon so erhebliche Schwierigkeiten hat, wenn man bedenkt, daß bereits 1958 in Hof beispielsweise die Forderung aufgestellt worden war, keine neuen Hütten mehr zu errichten. Dabei erkennt man auch, daß der Alpenverein nicht erst mit dem Grundsatzprogramm begonnen hat, sich mit Umweltschutzproblemen zu beschäftigen." (Speer)

„Angst bekommen hat man vor dem Grundsatzprogramm nicht, denn Papier ist geduldig. Aber man hat Angst davor bekommen, wie naturschützerisch engangierte Mitglieder dieses Programm umgesetzt sehen wollen. Da ist dann die Problematik der Auslegung nicht zu übersehen. (...) Das Grundsatzprogramm bedarf sicherlich noch einer effektiveren Durchsetzung!" (Röhle) Ein Großverein mit einer heterogenen Struktur wie der Alpenverein hat es da nicht leicht.

Da kann zum einen die zunächst beeindruckende Zahl von rund 430 000 DAV-Mitgliedern nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Organisationsgrad der Bergsteiger, d. h. aller Alpen-„Benutzer", nicht groß ist; zum andern besteht in der Praxis keine Möglichkeit, Konflikte im Umweltschutzbereich erfolgreich zu bestehen: wen soll denn der Alpenverein beispielsweise boykottieren?

Da schließlich 1983 mit dem Einsatz für die Umwelt noch immer keine Parteikarriere zu machen ist, bietet sich Druck auf die politischen Entscheidungsträger als Lösung ebensowenig an. Die Ansprüche in diesem wichtigen Bereich sind bescheiden: so besitzt der Alpenverein in der Bundesrepublik Deutschland bzw. in Bayern zwar Mitsprachemöglichkeiten, „weil wir per Absprache als Träger öffentlicher Belange anerkannt sind. Dabei gelingt uns auch teilweise, unser politisches Gewicht durchzusetzen, aber nur – ich möchte es einmal ganz spitz formulieren – soweit es in die politische Landschaft paßt. In Österreich jedoch, wo ein großer Teil unseres Arbeitsgebietes liegt, haben wir – d. h. der Deutsche wie auch der Österreichische Alpenverein – auf dieser Ebene keine Einflußmöglichkeiten. Dort sind wir ausschließlich auf die öffentliche Meinung oder auf direkte Verbindungen zu

Seite 111: Waldsterben im Erzgebirge (CSSR). Völlig abgestorbene Bestände bei Medenec (östlich des Keilbergs). Hochfläche, ca. 900 m ü. NN. Aufgenommen im Januar 1983.

Foto: F. Speer



Seite 113: „Der effektivste Schutz des Gebirges wäre die Aussperrung aller Besucher, aber das will niemand..." „Das Dilemma ist, daß wir Bergsteiger die Natur nützen müssen, um überhaupt unserem Sport/Vergnügen nachgehen zu können..."

Fotos: R. Lindel, H. Steinbichler

Politikern angewiesen. Die Zusammenarbeit zwischen den Organisationen in beiden Ländern ist nicht schlecht. Wegen dieses begrenzten Handlungsspielraums versucht der Österreichische Alpenverein, progressiv auf Entwicklungen in den Alpentälern Einfluß zu nehmen; zu diesem Zweck hat er eine Abteilung für Raumordnung geschaffen, die Gutachten erstellt, und über diese Tätigkeit versucht, politisch wie auch vor Ort etwas zu erreichen." (Speer) Angesichts solch beschränkter Möglichkeiten war die Frage nach ökologischem Aktionismus nicht nur provokativ gestellt: warum sollte der Alpenverein beispielsweise nicht eine jener maroden – und gar nicht teuren! – Seilbahn-Anlagen in den bayerischen Alpen aufkaufen, um sie danach abzureißen? Könnte dies nicht ein ehrenwerter, erster Schritt zur Verhinderung jener Schreckensbilder sein, die nach zahlreichen Seilbahnpleiten drohen – und an der Hochries vorübergehend Wirklichkeit waren: eine planierte, mit Liftanlagen und Freizeiteinrichtung erschlossene, wegen Unrentabilität jedoch ungenutzte Berglandschaft? Die Ablehnung derart unkonventioneller Vorstellungen ist so knapp wie deutlich: „So etwas wird mit Sicherheit nicht diskutiert; es wäre auch im Vorstand nicht mehrheitsfähig. Die Kosten für einen Lift belaufen sich auf einige hunderttausend Mark; die entsprechenden Umstrukturierungen in der Talgemeinde, die so ein Projekt begleiten müßten, wären noch wesentlich kostspieliger. Dafür besitzt der Alpenverein kein Geld. Wir können in solch einem Fall nur Denkanstöße liefern und Ansätze aufzeigen, jedoch Derartiges nie in eigener Regie durchführen." (Röhle)

Die anscheinend unabwendbaren Eingriffe in alpine Lebensräume wie auch die Verhältnisse und Strukturen innerhalb des eigenen Vereins müssen die Tätigkeit der Natur- und Umweltschutzreferenten – so könnte man vermuten – in eine eher frustrierende Tätigkeit verwandeln. „Die meisten Naturschutzreferenten, die sich engagieren, werden ziemlich häufig auf Widerstände stoßen, weil man als Naturschützer natürlicherweise wesentlich weiter vorprellt als es sonst üblich ist. (...) Es ergibt sich dann eine Art Wellenbewegung: wenn man einmal ein Erfolgserlebnis hat, ist man motiviert, weiterzumachen; dann kommt der nächste Mißerfolg, und dann ist es eine Frage der persönlichen Einstellung, ob man sich davon unterkriegen läßt, oder statt dessen auf das nächste Erfolgserlebnis hofft. Ich persönlich glaube, daß man ein klein bißchen verändern, weiterbringen kann, selbst in einem – bezüglich Naturschutz – doch so konservativen Verein wie dem Alpenverein. Es steht sicher außer Zweifel, daß der Bund Naturschutz in diesen Spezialfragen wesentlich fortgeschrittenere und offenere Positionen vertritt als wir, weil sich dessen Arbeit ja ausschließlich auf Naturschutz konzentriert." (Röhle)

Wenn Heinz Röhle von der „Aussperrung aller Besucher" als der „effektivsten Schutzmaßnahme" gesprochen hat, so war dies eher als die radikalste und – auch im eigenen Interesse – nur im Extremfall erstrebenswerte Lösungsmöglichkeit gedacht. Die Denkmodelle gehen 1983 vielmehr in Richtung Nationalpark bzw. Reservat. Dabei ist man sich der Konsequenz bewußt, „zumindest Teilbereiche der Natur freizugeben, in denen die Besucher sozusagen in der freien Benutzung der Natur angeleitet werden. Nur in der Natur selbst ist es möglich, Umweltbewußtsein zu wecken!" (Speer) Heinz Röhle erkennt darin für die Umweltschutzprobleme der kommenden Jahre eine Modell, „und zwar dahingehend, daß man die Besucherströme gewissermaßen filtert oder leitet. Es kann nach meiner Überzeugung nicht mehr angehen, daß jeder Mensch alle Teile der Natur, wann und wo immer er will, nutzen kann. Das Lenken und Leiten darf allerdings nicht als Verbot dargestellt werden, sondern der Naturnutzer muß dieses Lenken und Leiten freiwillig wahrnehmen." (Röhle) Obwohl 1983 noch immer gewohnt, Ansprüche zu stellen, möchte man sich diese Utopie des eingeschränkten Naturgenusses für 1984 – das hier als Chiffre für eine apokalyptische Welt steht – geradezu herbeisehnen: denn dies würde nicht weniger bedeuten, als daß es Natur auch dann noch gibt.

Einen ersten zaghaften Versuch, den Bergsteiger sanft zu umweltfreundlichem Verhalten hinzulenken, unternahm der Alpenverein im Winter 1982/83 an einem Berg in den Ammergauer Alpen; dort drohte ein Rückzugsgebiet des vom Aussterben bedrohten Auerwilds vom Boom im Skitourenbereich in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Im Rahmen des Versuches wiesen nun große Schautafeln und Handzettel die Skibergsteiger auf die besondere Problematik des Tourengebietes hin und forderten zu entsprechender Rücksichtnahme auf. „Die Auswertung nach dem ersten Winter zeigt, daß etwa 90 Prozent der Tourenläufer den Empfehlungen folgen; ein kleiner Rest dringt allerdings nach wie vor in die Schutzzonen ein. Für uns stellt sich nun die Frage: muß man tatsächlich zur extremen Reglementierung greifen, um auch diese 10 Prozent von diesen Bereichen fernzuhalten, oder sollte man die Aufklärungskampagne fortsetzen, um möglicherweise zu einem 99prozentigen Schutz zu kommen. Ich halte es für vernünftiger, eine Basis der Freiwilligkeit herzustellen, denn wenn man mit Verboten arbeitet, reagieren die Leute mit verstärktem Druck; etwas Verbotenes reizt ja geradezu, es zu übertreten." (Röhle)

Ein anderes Konzept für die Zukunft sieht den Alpenverein als eine Institution, die im alpinen Bereich Strukturhilfe betreibt. Ein erster Versuch war hier die Propagierung des „sanften Tourismus" im Osttiroler Virgental. Diese Aktion sollte die Bestrebungen der einheimischen Bevölkerung im Fremdenverkehrsbereich unterstützen und sie von Alternativen zur technischen Erschließung überzeugen. Im ersten Punkt konnte ein Erfolg vermeldet werden: die Übernachtungszahlen stiegen um rund 40 Prozent an, worüber die Virgentaler übrigens gar nicht unglücklich waren. Nur von ihrem Wunschtraum eines Sommerskigebietes auf der Venediger-Südseite konnten sie nicht abgebracht werden – insgesamt also ein Fehlschlag.

Das Virgental hat der Tourismus bisher sozusagen nur gestreift. Anderswo hat die Entwicklung zum Massenbergsteigen allerdings bereits gezeigt, mit welch unvorstellbarer Rasanz eine Schreckensvision Wirklichkeit werden kann – mit ihren Folgen eine massive Herausforderung an den Alpenverein.

Reizvollerweise ergeben sich Berührungspunkte zwischen dem alpinen Massentourismus und dem Alpenverein – eine Möglichkeit zum „Leiten und Lenken"? Es überrascht nicht, daß Franz





Im Karakorum

Bilder zum folgenden Themenblock

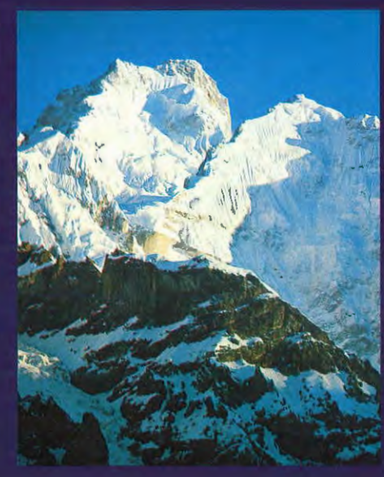
Rechts:
Der „Goldene Thron“ (Baltoro Kangri, 7350 m)

Unten:
Rillendurchfurchte Eiswände am Gasherbrum V.





Unten:
Der Masherbrum, 7806 m



Untere Bildleiste:
Zeltlager unterm Gasherbrum II (links) und unterm Hidden Peak (Mitte).
Ganz rechts: Seilschaft beim Zustieg zur Hidden Peak-Nordflanke. Im Hintergrund der Baltoro Kangri.







Alle Fotos:
G. Sturm



Playground Himalaya

Gasherbrum I
Nanga Parbat-Ostpfeiler
Kalanka-Ostgrat-Südwestwand

mit Beiträgen von Günter Sturm,
Hartmut Münchenbach
und Karl Schrag

Seite 118: Der Kunyang Chhish (7852 m)

Foto: G. Sturm

Bergsteigen und verzagt sein schließt sich zwar nicht aus. Doch muß ein Bergsteiger, will er seine Ziele erreichen, in der Lage sein, die eigene Verzagtheit zur rechten Zeit in Schranken zu weisen. Wenn wir also – scheinbar unverzagt – auch in diesem Jahrbuch wieder von Unternehmungen im Himalaya und anderen Gebirgen berichten, dann in obigem Sinne gerade deshalb, weil wir uns bewußt sind, wie wenig selbstverständlich es ist, daß unseren Bergsteigern die Möglichkeit dazu geboten ist. Da diese Möglichkeit bekanntlich aber vor allem davon abhängt, daß weltweit wirtschaftliche und politische Bewegungen allen bedrohlichen Anzeichen zum Trotz weitgehend friedlich ablaufen, freuen wir uns, solange wir solche Berichte veröffentlichen dürfen. Denn die Voraussetzung dafür gereicht ja nicht nur den Bergsteigern zum Segen.

Nicht nur deshalb freilich lassen wir die folgenden Schilderungen unter der naiv-optimistischen Überschrift „Playground Himalaya" (siehe dazu auch Vorspanntext auf Seite 183) segeln. Darum vielmehr, weil die Entwicklung der bergsteigerischen Erschließung des Himalaya heute einigermaßen der vor gut hundert Jahren in den Alpen entspricht, als Leslie Stephen auf diese das Wort vom „Playground of Europe" münzte.

Eine Ahnung von der Vielfalt und Weite des Betätigungsfeldes, die der Himalaya in dieser Erschließungsphase den Bergsteigern bietet, mögen diese Seiten vermitteln (d. Red.)

Gasherbrum I (8068m)

Günter Sturm

„Sag mal, Sturm, wir wollten doch in 10 Tagen zum Hidden Peak fliegen." Michl Dacher ist am Telefon und stark verunsichert. „Ruhig bleiben, Michl, alles ist unter Kontrolle, am 31. Mai wird geflogen."

Mit von der Partie werden sein Dr. Gerhard Schmatz, Peter Vogler, Dr. Wolfgang Schaffert, Sigi Hupfauer und der Dacher Michael. Unser Ziel ist der Gasherbrum I, ein Name, der soviel wie „Leuchtende Wand" bedeutet und der international als Hidden Peak bekannt ist. Es ist der zweithöchste Gipfel im Karakorum, 1958 von den Amerikanern Schoening und Kaufmann erstmals bestiegen.

Durch die Presse ging der Name Hidden Peak dann 1975 wieder, als Reinhold Messner und Peter Habeler mit diesem Gipfel einen Achttausender im Alpinstil erreichten.

Nach meiner Karakorum-Kundfahrt 1981, schon mit Dr. Schaffert, die uns in einem 38-Tage-Marsch die Großartigkeit des Karakorum erschloß, wurde mir bewußt, warum diese Hochgebirgslandschaft auch im Himalaya noch eine Sonderstellung einnimmt. Wer einmal über den Hispar- und den Biafogletscher, beide rund 60 km lang, marschiert ist, weiß, was ich meine. Wer dann noch über den Baltorogletscher nach Concordia kommt und dort das gewaltigste Hochgebirgs-Amphitheater dieser Erde erlebt, weiß auch, warum schon Dyhrenfurth das Karakorum zum schönsten Gebirge der Welt ernannt hat.

Was liegt also näher, als daß man hier auch einmal auf einem Gipfel stehen möchte, am liebsten auf einem Achttausender. Da kam mir die Genehmigung für den Gasherbrum I (1982) gerade recht. Und einigen Freunden ebenfalls. So war der Plan beschlossen. Der Gasherbrum I über die Nordwand sollte 1982 „hergehen".

Organisation ist keine Hexerei

Zum Zeitpunkt des Dacher-Telefonates war die Besteigungsgenehmigung immerhin schon eingetroffen, die Flüge waren gebucht und bestätigt.

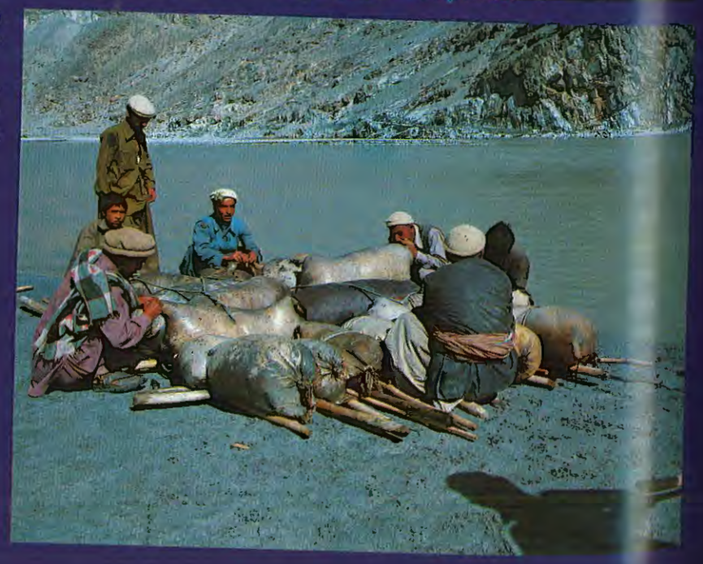
Da die Expedition komplett von den Teilnehmern selbst finanziert wurde, war der Rest schnell erledigt. Eine Bestelliste landete bei unserer Ausrüstungsfirma und war nach wenigen Tagen abgehakt. Am Wochenende vor der Abreise wurde alles in 40 handliche Traglasten zu je 25 kg verpackt.

Am 31. Mai starteten wir plangemäß. In Rawalpindi sind die Partner verständigt und vorbereitet. Es wird noch eingekauft und verpackt, es werden Trägerzahlen und -kosten berechnet; allerdings nur Träger bis zum Basecamp, da wir auf Hochträger von

Unterwegs im Karakorum



Oben: künstlich bewässerte Oase



Rechts: schlauchboot-artiges Floß aus aufgeblasenen Ziegenbälgen





Oben: im Basislager unterm Gasherbrum I (= Hidden Peak, im Bild links) – erstmals bei einer Expedition wurde zum Kochen Solarenergie verwendet.

Links: die Kathedralen über dem Baltorogletscher, im Vordergrund der Braldo-River.

Alle Fotos: G. Sturm

vornherein verzichten. Im übrigen ist es in Pakistan kein Problem, Träger zu bekommen. Eher schon, sie zu bezahlen. So müssen wir pro Träger und Tag im Schnitt 13 Dollar ausgeben, was mit Verpflegung und Ausrüstung einen erheblichen Teil des Etats ausmacht. Dazu muß man auch noch akzeptieren, daß sie beispielsweise 3 Tagesetappen als 6 Tagesetappen festlegen, um sie nach Zusicherung der Bezahlung in drei Tagen zu erledigen. Und man muß auch noch froh sein, wenigstens 3 Tage sparen zu können.
Die Kerosinmenge wird geschätzt und festgelegt, denn es wird nur mit Kerosin gekocht.
Insgesamt dauert die Vorbereitung in Rawalpindi immer noch acht Tage, denn die pakistanische Bürokratie mahlt langsam. Grund: Es ist kein passender Begleitoffizier aufzutreiben. Schließlich erledigt das Problem der Tourismusminister persönlich.

Anmarsch

Am 9. Juni fliegen wir von Rawalpindi nach Skardu, und am nächsten Tag geht es mit dem Jeep nach Dassu und zu Fuß weiter nach Chapko. Der braune Braldu macht Angst, reißend und schäumend ist er ein lärmender Begleiter bis Askole. Die Braldu-Schlucht mit den steilen Flanken ist das Fegfeuer vor dem Paradies.
Bulah, Paiju, Urdokas, Gore, Concordia sind die folgenden Etappenabschnitte, das heißt rauf und runter, ununterbrochen, heiße Tage, kalte Nächte. Das ist über lange Strecken Moränenstolperei, Essen mit Kerosingeschmack, dazwischen eiskalte Bachdurchquerungen, das ganze begleitet von grandiosen Landschaftsbildern.
Nach neun Tagen am 18. Juni ist das Basecamp erreicht. Wetter: Schneetreiben. Dann werden die Träger ausbezahlt, und in 5000 m Höhe richten wir uns „komfortabel" ein. Die Stimmung ist hervorragend, der Gipfel nur noch eine Frage von Tagen. Denken wir.
Wir sind eine gute ausgeglichene Mannschaft, gute Freunde, zusammengewachsen in vielen gemeinsamen Bergsteigertagen, das gibt Zuversicht, ja Selbstsicherheit.
Nur, eine Kleinigkeit spielt nicht mit: das Wetter.

30 Tage: von Lager I – Lager III

Am 21. Juni erreichen wir bereits Lager I. Aber erst am 21. Juli kommen wir zum ersten Mal ins Lager III. Mit dem Mut der Verzweiflung, es ist unsere letzte Chance. Unsere Zeit ist fast zu Ende. Dazwischen liegt viel. Vor allem Warten. Dies zuerst ganz locker. Später kommt dann doch Nervosität auf. Schließlich hilft nur noch Galgenhumor. In den drei Wochen bis zum 14. Juli bin ich genau 20mal die Strecke zwischen Basislager und Lager II marschiert. Die Freunde natürlich genauso oft.
Doch der Reihe nach: Lager I wird nach über 6 Stunden Aufstieg in 5900 m Höhe am Fuße des Gasherbrum II eingerichtet. Der Gasherbrum-Gletscher ist sehr zerklüftet, aber doch gut begehbar.

Seite 123: Kombiniertes Gelände extrem heikler Art in der Nordflanke des Hidden Peak – der Blick durch die Kamera nach unten läßt das Gelände wesentlich flacher erscheinen als es ist.

Foto: G. Sturm

Bereits 5 Tage später starten wir mit fünf Mann, um Lager II am Gasherbrum La (La = Paß) zu etablieren. Zwei Stunden Bruchharsch, dann finden wir auch durch den Bruch eine gangbare Route, die überwiegend Hupfauer und Vogler spuren. Knapp unterhalb des Passes stellen wir ein Zelt auf und steigen gleich wieder ab.
Wir steigen in den nächsten Tagen noch einmal rauf und runter, bis am 3. Juli endgültig der Schlechtwettervorhang fällt. Nicht, daß von da ab gar nichts los wäre. Neben den Übungsmärschen zwischen den einzelnen Lagern gibt es am 12.7. sogar einen Versuch in Richtung Lager III. Allerdings nur einen Versuch. Wir sind froh, daß uns die Rufe des zurückgebliebenen Vogler den Rückweg zum Lager II finden helfen. Auch sonst tut sich einiges. Inzwischen ist nämlich der Begleitoffizier eingetroffen und damit ist endlich alles offiziell.
Außer uns sind noch drei Expeditionen an der Arbeit, große Ziele zu erzwingen, teilweise unter erheblichen Opfern.
Zwei Österreicher, Dr. Gerhard Brunner und Dr. Norbert Wolf, sind zum Gasherbrum II unterwegs (Wolf wird einige Wochen später von Reinhold Messner knapp unter dem Gipfel tot aufgefunden, von Brunner fehlt jede Spur).
Ebenfalls am Gasherbrum II kommen drei Amerikaner in ein Schneebrett, nur zwei können sich retten. Glenn A. Brindeiro stürzt tödlich ab. Schließlich gibt es auch noch bei der Schweizer Expedition unter Sylvain Saudan einen Toten zu beklagen.
Wir funken mit den Franzosen und Amerikanern, zwischendurch sehen wir einmal wieder die Österreicher im Aufstieg in 7000 m Höhe etwa. In Lager II richten wir die eingedrückten Zelte wieder auf, und abwechselnd rutschen einmal Hupfauer bis zum Hals, einmal ich fünf Meter in eine Gletscherspalte.
Inzwischen ist auch Reinhold Messner eingetroffen, der sich über unserem Lager einrichtet. Wir trinken zusammen einen Begrüßungstee.
Die Träger für den Rückmarsch haben wir endgültig für den 25. Juli bestellt und den Rückmarsch genau festgelegt.

Gipfelsturm mit Fehlstart

Am 18. Juli starten wir zum letzten Mal in Richtung Lager I. Aussicht auf Erfolg gleich Null, aber es gilt die theoretisch letzte Chance zu wahren. Es ist warm und es schneit.
Am 19. Juli immer noch bedeckt, immer noch Schneefall, immer noch warten. Allerdings, spät am Abend dreht der Wind und für kurze Zeit ist der Gipfel frei. Dacher macht mobil, er will einen letzten Angriff unter allen Umständen versuchen.
Und das Wunder geschieht. Am Morgen des 20. Juli 1982 ist es kalt geworden und keine Wolke am Himmel.
Alle sechs, abwechselnd spurend, steuern wir auf den Gasherbrum-Paß zu. Die Stimmung ist völlig umgeschlagen: heiter und voller Zuversicht. Am 21. Juli ist das Wetter immer noch bombig. Mit schweren Rucksäcken, Zelte für Lager III und Versicherungsmaterial, steigen wir in die unbekannte Nordflanke ein. Michl Dacher geht voraus und sichert, wo dies möglich und nötig ist. Das Gehen mit Steigeisen auf frisch verschneitem, brüchigem Fels ist äußerst unangenehm. Dann versperrt eine steile Schneeflanke das Weiterkommen. Lawinengefahr.



Eine steile Felsbarriere ist die einzige Alternative. Dacher, 100 m Seil hinter sich herziehend, steigt ein. Inzwischen ist es 17.00 Uhr und wir bewegen uns auf 7000 m zu. Aus Sicherheitsgründen kehren Schmatz, Schaffert und Vogler um und steigen zum Lager II ab. Ob Lager III erreichbar ist, steht zu diesem Zeitpunkt noch in den Sternen.
Michl Dacher, mit dem Mut der Verzweiflung, klettert phantastisch und versichert diesen schwierigsten Abschnitt, der auf alle Fälle mit dem V. Grad einzustufen ist.
Hupfauer und ich folgen Dacher mit Hilfe des fixen Seiles. Über kombiniertes Gelände erreichen wir eine zweite lawinengefährdete Steilflanke. Ungesichert und mit gemischten Gefühlen steigen wir gleichzeitig aufwärts. Alles geht gut und am Ende erreichen wir ein Plateau, unser Lager III, das identisch ist mit dem Lager von Messner/Habeler 1975, die diesen Punkt über die Nordwestwand erreicht hatten.
Nach dem Zeltbau stellen wir nicht gerade freudig erregt fest, daß das Wichstigste zur Regulation unseres Flüssigkeitsbedarfs fehlt: Tee und Zucker. Die vorbereiteten Portionen waren bei unseren Freunden im Lager II. Uns bleib nur eine salzige Suppe und Nudeln. Als Ausgleich haben wir es im Zelt gut feucht. Ausgelöst durch das Kochen im Zelt, schlägt sich zentimeterdicker Rauhreif auf unseren Schlafsäcken nieder
Hupfauer wird mit der Höchstzahl an Küchensternen ausgezeichnet. Für ausdauernde Kocherei.
22. Juli 1982: kalt, kein Wind, keine Wolken, Superwetter. Kaum zu glauben. Abmarsch 6.00 Uhr. Wir gehen ohne Seil und kommen schnell höher.
Um auch im Gipfelaufbau eine neue Route zu finden, queren wir auf 7300 m Höhe etwas nach links, um einem Grat in der Nordwand zu folgen. Der gutmütig aussehende Grat entpuppt sich jedoch als steil hochziehende Wand, die in einem äußerst unangenehm aussehenden Felsgürtel mündet.
Diese, meine Fehleinschätzung, kostet 350 mühsam erarbeitete Höhenmeter und 6 Stunden Zeit, denn bis wir wieder auf 7300 m abgestiegen sind, ist es 12.00 Uhr Mittag.
Kein Wort des Vorwurfs, kein Wort der Enttäuschung. Sollte unser lange ersehnter Gipfel im letzten Moment noch einmal entschwinden, es wäre nicht zu fassen. Noch einmal von vorne anfangen, aber ohne den wahren Glauben, ohne Mumm.
Nur die oft geübte Zähigkeit läßt uns nicht aufgeben. Mühsam quält sich jeder Schritt für Schritt aufwärts, jeder für sich allein, Stunde um Stunde.
Völlig fertig stehen wir um 18.20 Uhr auf dem Gipfel. Zu abgekämpft, um groß die Freude zu spüren.
Aber immer noch aufnahmefähig genug, um die einmalige Aussicht aufzunehmen. Keine Wolke zeigt sich am Himmel, nur das Gipfelmeer des Karakorum scheint in die Unendlichkeit zu reichen. Mein erster Achttausender, auf dem etwas zu sehen war. Nach einer kurzen Verschnaufpause „stürmen" wir, so gut das geht, abwärts. Natürlich kommen wir unvermeidlich in die Nacht und nach einigen Fehlversuchen, unser Lager zu finden, bleibt uns nur noch ein sehr kühles Biwak in großer Höhe übrig. Im ersten Morgenlicht können wir dann, immerhin gesund und munter, feststellen, daß wir genau 100 m über unserem Zelt gezittert haben. Der Rest ist dann nur noch Routine.
Programmgemäß landen wir am 25. Juli im Basecamp, beginnen am nächsten Tag den Rückmarsch und können am 8. August 1982, wie vorgesehen, in die Heimat fliegen.

Überm Gipfelmeer des Karakorum

Seinem Namen alle Ehre machte der versteckte Berg – Hidden Peak –, wie der Gasherbrum I auch genannt wird, bis er buchstäblich in letzter Stunde den Weg zum Gipfel und den Ausblick übers Karakorumgebirge freigab

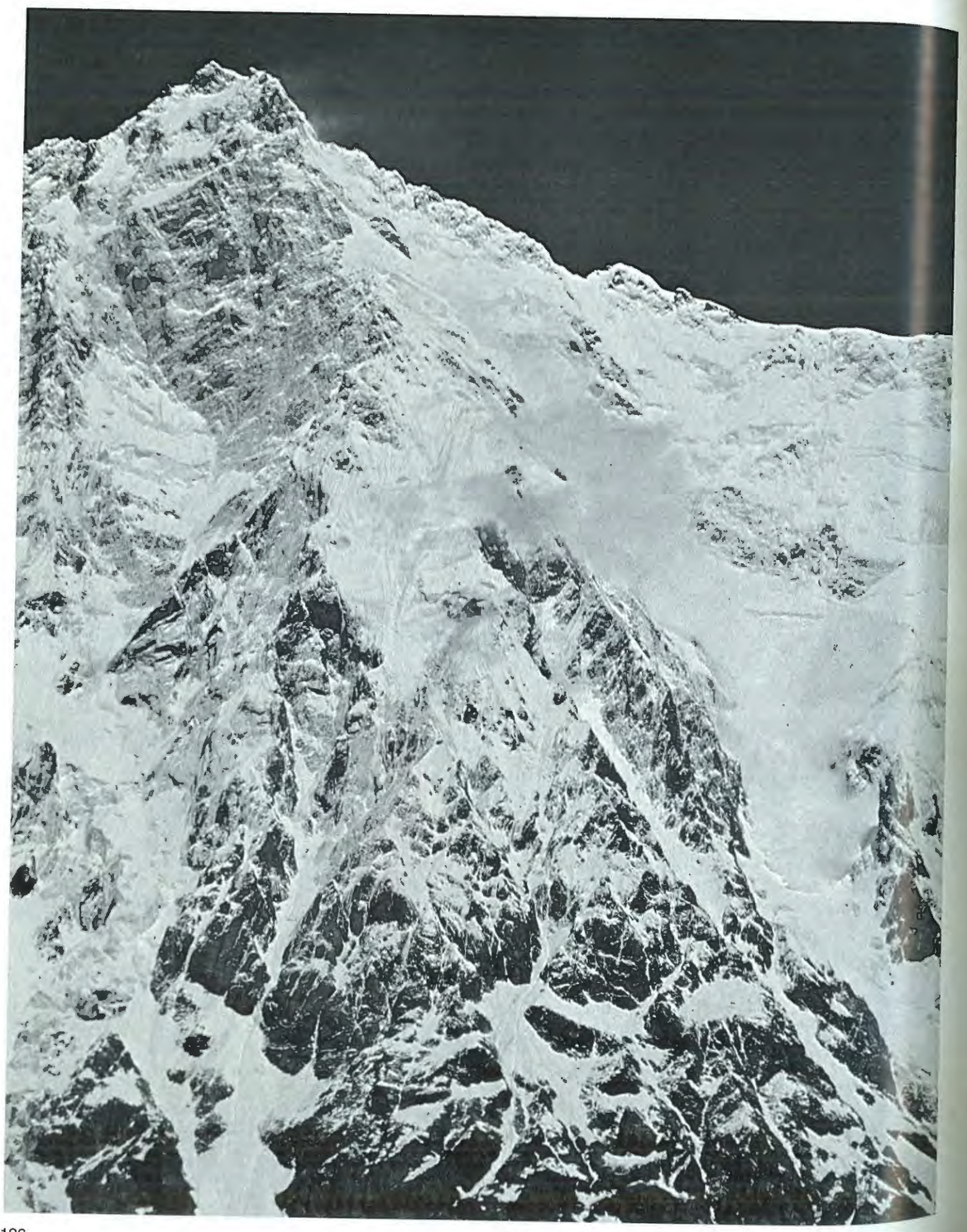


Ausblick vom Gipfel des Gasherbrum I über die Kämme des Karakorum; links der Bildmitte der Saltoro Kangri (7742 m), halbrechts darunter im Schatten der Conwaysattel.



Die letzten Schritte zum Gipfel

Fotos:
S. Hupfauer



126

Seite 126: Die Rupalwand des Nanga Parbat – der Anstieg über den Ostpfeiler verläuft entlang der rechten Begrenzungskante des stark felsdurchsetzten Wandteils.
Foto: Deutsches Institut für Auslandsforschung/ H. Münchenbach

Nanga Parbat-Ostpfeiler

Hartmut Münchenbach

Mai' 83: Laufen. Steil geht der schmale Weg hoch zum Gipfel des Falkenstein. Serpentine um Serpentine. Heute laufe ich aus reiner Freude, auch um die frische Natur nach einem kurzen Regenfall aufzunehmen und meines Hundes wegen. Wenn es nach ihm ginge, müßte ich mehrmals täglich die 300 Höhenmeter zurücklegen. Ich laufe heute nur zum Spaß.
Vor genau einem Jahr war es anders. Damals keuchte ich diese Strecke mehrmals hintereinander hinauf, plagte mich manchmal bis zur Erschöpfung. Es war kein Spaß mehr, es war Notwendigkeit, der Grund hierfür eine hoffnunglose Sache: der Nanga Parbat. Über seinen steilsten und schwierigsten Weg wollten wir ihn besteigen, über den Ostpfeiler der gewaltigen Rupalflanke.
Mehrere Expeditionen wählten schon dieses verlockende Ziel, doch scheiterten alle Versuche kurz nachdem sie gestartet wurden, einigen reichte der Anblick des Pfeilers, um vom Ziel abzulassen und andere Wege zu gehen.
Für dieses Ziel rannte ich. Wenn schon alles hoffnungslos erschien, an meiner Kondition sollte das Ding nicht scheitern.
Und so rannte ich, daß manchmal mein Hund zweifelnd dreinschaute, wenn ich der zweiten Runde eine dritte anhängte, und er vorzeitig nach Hause trollte.
Während ich nun meine Lieblingsstrecke hinauftrabe, schweifen manchmal meine Gedanken zurück zum Nanga. Keine meiner bisherigen Touren hinterließ derart tiefe Spuren, und nach einem Jahr sind alle Bilder so lebendig, als wäre die Zeit stillgestanden...

22 Uhr. Schorsch, Nabi und ich teilen uns die Enge eines kleinen Zweimannzeltes. Es wird wenig gesprochen, angespannt horchen wir in das Dunkel der Nacht. Noch immer ist das nervtötende Geräusch fallender Steine nicht verstummt. Sobald es draußen still wird, müssen wir aufbrechen. Die 900 Höhenmeter ins Lager III sind nur noch in der Nacht zu bewältigen, wenn die Kälte den Steinschlag zur Ruhe kommen läßt. Es wird jedesmal ein Wettlauf mit der Zeit, denn sobald die Sonne am kommenden Morgen die morschen Felsen über uns mit Wärme überflutet, setzt pünktlich der Steinhagel wieder ein.
Noch immer ist es nicht ganz still im Couloir.
Unser kleines Zelt steht relativ sicher auf einem kleinen Grat 50 m über dem Grund der Rinne.
In mühsamer Arbeit haben wir die Plattform geschaffen. Eine Wächte wurde gefällt, ein Tag Sonneneinwirkung ließ festen Grund hervortreten und darauf wurde eine kunstvolle Trockenmauer erstellt. Das nächste Mal werde ich vorsichtshalber der Gewerkschaft „Bausteine & Erden" beitreten; das war Zwangsarbeit, den ganzen Tag über von überall her schwere Steinplatten für unser Bauwerk zu schleppen.
Für unser winziges Zelt war die Plattform nach fast zwei Arbeitstagen noch immer zu klein.
So hängen meine Füße im Schlafsack über dem Abgrund.
Ein zweites Zelt für unsere Hunzas entstand eine Seillänge unterhalb auf ähnliche Art.

Ich döse vor mich hin, an Schlaf ist nicht zu denken. Zu groß ist die nervliche Anspannung. Ich habe Angst vor dem kommenden Aufstieg. Ich hasse diese Nachtschichten im Couloir. Die Stirnlampen werfen gespenstische Schatten in das dreckige Eis, die abrutschenden Steigeisen sprühen Funken auf den brüchigen Gneisplatten. Der Jümar frißt sich die nimmer enden wollenden Fixseile hoch, tausend Knoten, die Folge von notdürftiger Reparatur nach Lawinen und Steinschlag, verhindern jeglichen Geh-Rhythmus. Die Fixierungen sind fast alle herausgerissen, so hängt dieser lebenswichtige Strang lose im Couloir und doch zerren jedesmal fünf Mann mit Riesenrucksäcken gleichzeitig an ihm. Gedanken an eventuelle Steinschlagschäden verbannt man am besten aus seinem Gehirn.

Ich drehe mich in meinem Schlafsack und hoffe noch lange das Fallen der Steine zu hören. Wenn bis Mitternacht noch immer keine Ruhe eingetreten ist, ist es zwecklos aufzubrechen, da wir dann bis zum erneuten Einsetzen des Steinhagels am nächsten Morgen die Sicherheit von Lager III nicht mehr erreichen werden. Wenn es bis Mitternacht draußen nicht still ist, brauche ich meinen warmen Schlafsack heute nicht mehr zu verlassen.

Anfangs waren wir begeistert über dieses Couloir. So hoch wie die Eiger-Nordwand führte es zum Eisschild im Zentrum des Pfeilers. Nachdem wir am Ende des Couloirs noch einen Ausstieg auf das Eisfeld fanden – ein Loch zwischen den Schneepilzen – glaubten wir an einen idealen Weg.

Mit der täglichen Hitze schmolzen Schnee und Hoffnung gleichermaßen dahin. Die Hitzeperiode veränderte das Bild des Couloirs völlig.

Der Schnee schmolz schneller als wir zum arbeiten im Stande waren. Die Fixseile, sorgfältig am Rande des Couloirs am Fels verankert, hingen bald meterhoch in der Luft, die märchenhafte Zauberwelt der Schneegebilde entlang der Grate beiderseits der Rinne wurden nach und nach ein Opfer der Schwerkraft und Lawinen und zunehmender Steinschlag zerfetzten die Seile und rissen bald metertiefe Rinnen in den Grund des Couloirs, das Weiß des Schnees wich immer mehr schmutziggrauem Eis, auf dem Sturzbäche von Schmelzwasser die Tiefe suchten.
Was übrig blieb, war ein Weg am Rande der Vernunft.

Wie lange sollten wir dieses gefährliche Spiel weiterspielen? Manchmal meinte ich, es müsse ein ernsthaftes Unglück geschehen, um uns von unserem verrückten Weg abzubringen!

Um Lager I (4600 m) zu erreichen, nahmen wir einen Umweg und größere Schwierigkeiten in Kauf, um den gewaltigen Lawinen, die fast täglich durch ein dreitausend Meter hohes „Kanonenrohr" herunterdonnerten, etwas aus dem Weg zugehen.

Doch unsere fünf Hunza-Träger stiegen fast jeden Tag über die meterhohen Lawinenkegel direkt zum Einserlager. Unbegreiflich, die Lawinen gingen vorher und nachher...

Am Ostpfeiler des Nanga Parbat

Rechts: Aufstieg an Fixseilen.





Oben: der Nanga Parbat-Gipfel (links) mit dem obersten Teil des Anstiegs.

Rechts: im Großen Couloir.







Oben: Die Lager wurden so weit wie möglich außerhalb der gefährdeten Zonen errichtet...

Links: ...dennoch wurden sie mehrfach von den Druckwellen der Lawinen „weggeblasen".

Alle Fotos: Deutsches Institut für Auslandsforschung/ H. Münchenbach

Seite 131: Das Couloir zwischen Lager I und Lager II (ca. 5000 m); der Bildausschnitt zeigt einen Höhenunterschied von ca. 400 Metern.

Foto: Deutsches Institut für Auslandsforschung/ H. Münchenbach

Das Lager stand am Rande der Schußbahn, geschützt durch einen Felsriegel, genau an der Abzweigung unseres vergleichsweise kleinen „Eiger-Couloirs".

Sechsmal jedoch schützte auch dieser Felsriegel nicht mehr, die Lawinen waren von solchem Ausmaß, daß unsere Zelte von den schneestiebenden Druckwellen einfach weggeblasen wurden. Noch immer sehe ich beim Versichern der Strecke zum Lager III tief unter mir am Rande des Couloirs einen roten Punkt aufleuchten. „Voitl" hatte das lawinenzerstörte Lager neu errichtet. Ein roter Punkt, von Menschenhand geschaffen in einer weißen Hölle, Zuflucht am Ausgangspunkt zu einem Weg der Hoffnungslosigkeit.

Eine Viertelstunde später donnert das Ende des Lagers aus über 7000 m heran, „Voitl" war gerade dabei, sich nach der anstrengenden Arbeit das Abendessen zu bereiten.

Kleinere Verletzungen ließen uns auch nicht abbringen vom Ziel. Zuerst erwischte es unseren Sirdar Sultan, eine schmerzhafte Fleischwunde an der Hüfte, verursacht durch Steinschlag, bedurfte der Hilfe und „Nähkunst" von Dr. Herrligkoffer.

Für den polnischen Expeditionsteilnehmer Napoleon wurde das Couloir im Laufe der Zeit ein Alptraum.

Zuerst riß das Fixseil beim Aufstieg, ein 10-m-Absturz mit Schürfwunden am rechten Arm entlockten ihm nur ein „no problem, tomorrow I go up again". Zwei Tage später dasselbe Mißgeschick noch einmal! 200 m fiel er diesmal in einer tief vom Wasser und Steinschlag herausgefressenen Rinne hinunter. Der Helm war kaputt, die Steigeisen riß es ihm von den Füßen. Jetzt hatte auch der linke Arm seine Schürfwunden. Sein „no problem, tomorrow..." klang diesmal etwas leiser. Als er Tage später auch noch von drei Steinen an Schulter und Hand verletzt wurde, fluchte er nur noch Unverständliches auf polnisch.

Das eigentliche Problem an diesem Pfeiler, der eigentlich gar kein Pfeiler mehr war, wenn man auf ihm herumstieg, sondern sich als ein Chaos von Graten, Couloirs und Eisabbrüchen darbot, lag nicht im Überwinden von technischen Schwierigkeiten – dazu waren wir zu stark –, die Kunst lag vielmehr darin, die vom Berg uns entgegengehaltenen Naturgewalten auszutricksen.

Wir freuten uns immer wieder, in einer Wand, in der das Donnern und Rauschen der Lawinen oft stundenlang nicht abbrach, eine wenigstens zeitweise halbwegs sichere Anstiegslinie zu finden.

Es ist still am Nanga. Die Sterne flimmern am dunklen Himmel viel heller als in unseren Breiten, die unzähligen Gestirne der Milchstraße malen ein helles Band in die Nacht und der Mond scheint von der Erde weniger weit entfernt zu sein.
Nun wird es in unseren „Hütten" lebendig.

Der Kocher surrt, liefert heißen Tee, dazu Kekse zum Frühstück. Problematisch wird es dann, wenn wir drei in der Enge des Kuppelzeltes womöglich noch gleichzeitig versuchen, in die Klamotten zu kommen. Aber alles geht, und schon stehen wir fix und fertig abmarschbereit mit dem Jümar am Fixseil.

Auch im „Pakistani-Zelt" ist es lebendig geworden, doch wir warten noch mindestens eine halbe Stunde frierend auf unsere Träger. Fast nie geht es ohne Probleme mit ihnen. Mal streiken sie ganz, mal lassen sie sich doch zum Arbeiten überreden.

Heute haben sie kein Licht, oder besser nur eine Stirnlampe zu fünft, als sie zu uns herunterstolpern, obwohl jeder eine samt Ersatzbatterie bekam. Ich schimpfe mit Nabi, doch was solls? Sie sparen sich diese für sie wertvollen Dinge für die Zeit nach unserer Expedition.

So stolpern wir wieder im Dunkel der Nacht, die rutschenden Steigeisen sprühen Funken auf den Gneisplatten und morsche Fixseile weisen den Weg in die Finsternis.

Monoton, Schritt für Schritt geht es hinauf, immer wieder warten wir auf die Träger. Sie lassen sich wie immer sehr viel Zeit, kein Wunder bei ihrer Steigeisentechnik, es grenzt eh an ein Wunder, daß bisher nichts passiert ist.

Nach zwei Drittel der Strecke deponieren die Träger ihre Lasten und steigen nun allerdings sehr schnell ab.

Hier steilt sich das Couloir nochmals auf, in dem technisch schwierigen kombinierten Gelände liegt der Lastentransport allein bei uns. Schorsch und ich laden nochmal etwas auf die schon sehr schweren Rucksäcke und setzen den Weg fort. Morgen werden wir wieder zum Depot abseilen und die restlichen Lasten hochtransportieren.

Ein Großteil der Tätigkeit während der Expedition bestand aus dieser langweiligen, stumpfsinnigen Arbeit. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich diesen gehaßten Weg durch das Couloir ging, jedenfalls viel zu oft.

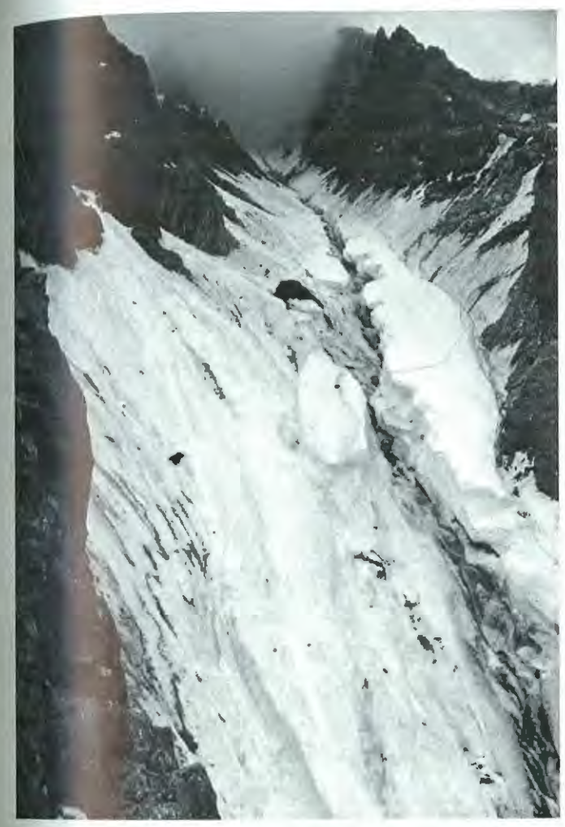
Aber es gibt auch schöne Erinnerungen.
Angefangen von der eindrucksvollen Fahrt mit dem LKW über die Karakorum Highway entlang des Indus bis nach Gilgit, oder über beängstigend schmale und schlechte Schotterstraßen durch die Astorschlucht, einer Fahrt am Rande des Abgrunds.

Der Aufstieg von Rampur ins Basislager, ich schonte meine Kräfte für das Kommende und ritt auf einem der bildschönen, zierlichen Polopferde, war mit eineinhalb Tagen viel zu kurz.

Das Basislager lag malerisch am Rande des Bazhin-Gletschers zwischen Riesengranitblöcken und Kiefern, Quellen zum Baden, Blumen, Vogelgezwitscher und Murmeltiere, über Wochen hochsommerliche Temperaturen *und* nur eine Stunde entfernt davon der Einstieg zum Pfeiler.
Was will man mehr?

Aus meiner Erinnerungskiste krame ich die langen Nächte, die wir singend und tanzend mit unseren Trägern am Lagerfeuer verbrachten, die Farbenspiele der untergehenden Sonne bis zum Aufgang des Sternenmeeres am Himmel.
Bestimmte Augenblicke sind so unvergeßlich wie der erste Kuß von einem Mädchen.

Mit weichen, wackeligen Knien, die jeden Augenblick den Dienst versagen wollen, stehe ich da, unfähig für geordnete Gedanken und der irdischen Welt weit entrückt – „high"! Nach einigen Minuten setze ich mich auf meinen Rucksack. Nach der wochenlangen Enge des Couloirs bin ich dem Höllenschlauch soeben durch ein Loch in den Wächten und Schneepilzen entstiegen und stehe schlagartig auf einem so wackeligen Pulverschneegebilde inmitten der Rupalwand.



Mehr als zweitausend Meter hinab geht der Blick haltlos bis zu winzigen gelben, blauen und roten Punkten. Ich habe das Gefühl, ich müsse nur eine kleine Bewegung machen, um meinen Thron zum Einsturz zu bringen und geradewegs hinabzufallen bis ins Basislager.

Über mir nur phantastische Pulverschneegebilde, Rippen, Rinnen, Hauben und Wächten, nach dem Schwinden des Sonnenlichtes seltsam weltfremd und unwirklich.

Diese Eindrücke rauben alle meine motorischen Fähigkeiten, und erst Ueli's Bemühungen, doch noch vor dem Einbruch der Dunkelheit ein Zelt aufzustellen, bringen mich wieder auf die Beine. Fast an Ort und Stelle graben wir aus dem Grat eine Halbhöhle und stellen unser Zelt hinein.

Im Schlafsack liegend werde ich den Gedanken nicht los, unser nicht verankertes Zelt könnte langsam abrutschen.

Im Schlaf kugeln wir dann in unseren Schlafsäcken gefangen in einem Halbkugelzelt die steile Eiswand hinunter, nehmen die Lawinenstraße bis zum Wandfuß, rollen die kurze Strecke bis ins Basislager aus und kommen inmitten der anderen Zelte zum Stillstand.

Doch Träume sind Schäume, und so weckte uns der kommende Morgen noch immer in unserer luftigen Behausung inmitten der Rupalwand.

Irgendwie ging es immer mehr oder weniger schnell weiter, Meter um Meter Fixseil sicherte Nachschub und Rückzug. Die Kletterer bewegten sich in einer Zauberwelt. Und endlich einmal relativ sicher. Nur anhaltende Schneefälle konnten den Weiterweg gefährden. Die täglichen, aber wenig ergiebigen Schneefälle rutschten in der steilen Eiswand sofort ab.

Irgendwann einmal, so auf 7000 m, fixierten wir den letzten Meter Seil. 5000 Meter waren verbraucht. Wir fanden zwar noch ein großes Seildepot der Expedition von Yannik Seigneur, die einige Wochen vor uns hier die Höhe von 7000 Meter erreichte, doch fehlten uns nach fünf Wochen der Wille und auch die Zeit, weitere Fixseile anzubringen.

Es war inzwischen Mitte August und wir rechneten nun täglich mit einem Wetterumschwung. Fünf Wochen ununterbrochen gutes Wetter mußten einmal zu Ende gehen!

Etwas Nervosität und Hektik machte sich in der Mannschaft breit, man hätte am liebsten den Gipfel sofort in einem Non-Stop-Durchmarsch besteigen wollen. Doch ununterbrochene Schwierigkeiten stoppten alle Blitzversuche.

Erst ein kleines Zelt in 7300 m Höhe schaffte die Startlöcher für einen dramatisch verlaufenden Gipfelsturm.

Da war noch Ueli. Mit 21 Jahren war er der jüngste Expeditions-Teilnehmer. Während unseres Aufenthalts in Gilgit bewohnten wir zusammen dasselbe Hotelzimmer und konnten den Abmarsch zum Nanga überhaupt nicht erwarten. Die Unterhaltungen drehten sich fast nur noch um den Pfeiler, und der große Berg zog auch in unsere Träume ein.

Eines Morgens erzählte Ueli von einem Traum, in dem er vorhersah, am 17. August den Gipfel zu erreichen.

Der 17. August sei sein Tag!

Ich lachte noch und hänselte, ob er denn den Nanga nicht mit irgendeinem Schweizer Gipfel verwechselt habe, denn um diese Zeit seien wir längst wieder zu Hause.
Er aber glaubte an seinen Tag.

15. August.

Heute bin ich mit Ueli zum Sturmlager aufgebrochen. Kurz vor Sonnenuntergang kommen wir im Lager an. Schorsch und Tadäusz waren müde von einem vergeblichen Versuch den Gipfel zu erreichen. Aber so haben wir morgen wenigstens ein gutes Stück gespurt.

Es ist etwas eng im Zelt, bei drei vorhandenen Schlafsäcken bleibt mir der Spaß „ohne" auszukommen.

Um 2 Uhr nachts weckt uns Schorsch. Ueli reagiert ganz entgegen seiner Gewohnheit gar nicht, „Tadi" flucht etwas auf polnisch und ich, bekannter Morgenmuffel, bin erst einmal froh, daß sich nichts rührt. Ich liege im Biwaksack und träume. Ich habe Angst vor dem Kommenden, vor der unmenschlichen Anstrengung in der Todeszone. Zu Tode erschöpfte Bergsteiger aus Expeditionsberichten werden vor mir lebendig, verschwinden wieder. „Da oben kannt du nur noch kriechen!" Voitls Worte kommen mir in den Sinn. Er ist inzwischen daheim bei seiner Familie, seit zwei Wochen schon und jetzt weiß ich nicht, ob ich ihn deswegen beneiden soll.

„Ein Chaos von Couloirs, Graten und Eisabbrüchen"

Unten: Hoch oben am Nanga Parbat-Ostpfeiler; Blick auf Silbersattel und -plateau, über die Hermann Buhl 1953 erstmals den Gipfel erreichte.







Links und oben: „Die Kletterer bewegten sich in einer Zauberwelt."

Alle Fotos: Deutsches Institut für Auslandsforschung/ H. Münchenbach

Doch ich will heute zum Gipfel.
Mit einem Schlag wären wir von der nun schon mehr als fünf Wochen dauernden Schinderei erlöst.
Niemand hat dies treffender zu Papier gebracht als Reinhard Karl: „Erst nach dem Gipfel bist du frei!"
Es kostet mich einige Überwindung, schließlich aus dem Daunenzeug zu kriechen. Kälte läßt mich sofort erzittern.

Unendlich viel Zeit vergeht, bis vier halbwache Bergsteiger, in der Enge des Zeltes sich bei jeder Bewegung behindernd, endlich angezogen sind und gefrühstückt haben. Etwas Müsli und Bananenmilch, einige Schluck Tee für den Wasserhaushalt.

Wie immer am Morgen bin ich der letzte, der das Zelt verläßt. Schorsch ist in unvorstellbar guter Form, er hat schon hundert Höhenmeter in den guten Stufen vom Vortag überwunden, bevor es bei mir richtig losgeht.
Kalte, gefühllose Zehen sind Grund für mich, schon bald in den Biwaksack zu kriechen und mit dem „Huschkocher" die Plastikschuhe erst einmal ordentlich aufzuheizen.

Der Erfolg stellt sich ein, doch während ich vor mich hin werkelte, wich Meter für Meter Schatten und mit ihm die Eiseskälte der Nacht. Nach einigen Schritten stehe ich schon in der Sonne und erste Schweißperlen zieren die Stirn.
Mit etwas mehr Verstand könnte ich jetzt auch schon höher sein! In den Stufen vom Vortag kommen wir rasch voran.

Die ganzen Stories „fünf Schritte gehen, dann überm Pickel hängend keuchen, was die Lungen hergeben", kommen mir vor wie Alpinmärchen.
Es scheint nur alles eine Frage der Zeit, schon stehen wir unter dem letzten Aufschwung vor dem Sattel zwischen Süd- und Hauptgipfel.
Das Ziel zum Greifen nahe.
Doch von einem Meter zum anderen: grundloser Schnee!
Eine Stunde wühlen wir uns voran, aus Verzweiflung manchmal mehr querend als ansteigend, immer in der Hoffnung, die Füße wieder auf festen Boden zu bringen.
In der Anstrengung haben wir nicht bemerkt, daß die Sonne Wolken gewichen ist, im Nu ist Gluthitze zur klirrenden Kälte geworden. Die Finger verlieren in den durchnäßten Handschuhen in Minutenschnelle das Gefühl, ebenso die Zehen.
Ständig gehen Neuschneerutsche über uns ab.

Noch ein letztes Aufbäumen von Schorsch. Mit einer hundert Meter langen Prusikschnur, die ich für Notfälle mitgeschleppt habe, doppelt gesichert, wühlt Schorsch noch einige Minuten in der grausamen Masse.
Doch die Zeit verrinnt!
Entweder wir geben den Gipfel für heute auf und verbringen die Nacht im Lager, oder wir kämpfen uns durch und biwakieren in Gipfelnähe.
Eine der schwersten Entscheidungen!
Noch hätten wir die Kraft, das endgültige Ziel zu erreichen. Doch letztendlich siegt die Vernunft, ein Biwak – Schorsch hatte sogar Wasser in den Schuhen und einige gefühllose Finger – hätte ohne Biwakausrüstung mit größter Wahrscheinlichkeit verheerende Folgen.

An zwei Skistöcken, auch ein Überbleibsel unserer deutschen und französischen Vorgänger, die ich für die erhofften, aber nicht existierenden flachen Gipfelhänge mitnahm, seilen wir die hundert Meter Prusikschnur ab und steigen, jeder seine eigene Spur suchend, ab.

Nachdem wir uns im Dämmerlicht im komplizierten Kombigelände mehrmals versteigen, gelange ich als erster zum Zelt zurück.

Ueli fehlt.
Er konnte mit unserem Tempo seit Abmarsch nie Schritt halten und wollte eigentlich ins Lager zurückkehren.
Betroffen von dem Gedanken, Ueli wohl nie wieder zu sehen, sitzen wir an unserem Zelt und entledigen uns zitternd vor Kälte der Steigeisen und Gamaschen.

Da entdecken wir Ueli weit über uns im Aufstieg!
Verstehen konnten wir das nicht. Kurz darauf fiel die Nacht über den Berg. Die kälteste Nacht am Berg stand uns bevor. Wir zitterten noch lange in den Schlafsäcken, bevor es uns wieder warm wurde.

An eine ruhige Nacht war nicht zu denken, wir machten uns Sorgen um Ueli, war er doch ohne Biwakausrüstung und Kocher. Mir bereitete eine auseinandergebrochene Füllung wahnsinnige Zahnschmerzen, selbst einige Schmerztabletten konnten keine Abhilfe schaffen. Gemartert erlebte ich den anbrechenden Tag. Wenigstens herrschte gutes Wetter, Ueli hatte es notwendig.

Ich sollte ins Lager III absteigen und den Funkkontakt aufrechterhalten, aber die Zahnschmerzen trieben mich unaufhaltsam ins Basislager hinunter.

Ueli fiel schon der Aufstieg ins letzte Lager sehr schwer, und tags darauf bei unserem Gipfelversuch war er in schlechter Verfassung, doch er gab nie auf. Am Ende seiner Kräfte grub er am Nachmittag eine Biwakhöhle und schlief, während wir im Rückzug daran vorbeistiegen. Unsere Stimmen weckten Ueli, er erwachte, meinte die Nacht sei vorüber und wir kämen vom Gipfel zurück. Er ließ die Daunenausrüstung zurück und stieg mit leichtem Rucksack auf. Als kurz darauf die Nacht hereinbrach erkannte er den Irrtum. Nach dem Ausfall der Glühbirne seiner Stirnlampe fand er seine Höhle nicht mehr und biwakierte in einem Notbehelf.

Wie er am folgenden Tag trotz erfrorener Finger und Zehen den Gipfel erreichte, wird immer ein Rätsel bleiben.

Wie im Traum prophezeit betrat Ueli Bühler am 17. August als erster Mensch den Südgipfel des Nanga Parbat (8047m) und sicherte damit endgültig den Erfolg der Expedition.

Daß er trotz seines extrem schlechten Allgemeinzustandes das Basislager erreichte, ist dann Schorsch zu verdanken, der mit Tadäusz im Sturmlager auf die Rückkehr von Ueli wartete und den fast Hilflosen ins Basislager zurückbrachte.

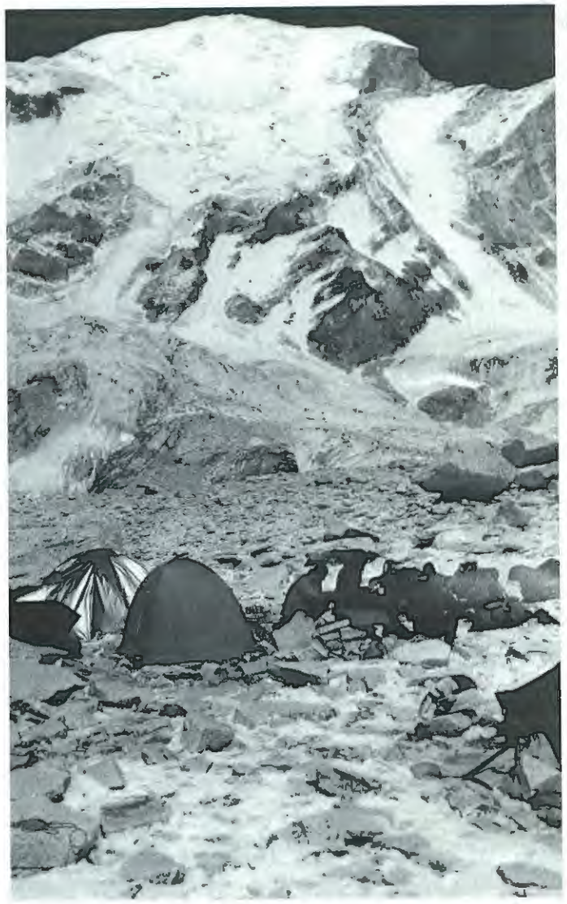
Ueli berichtete ihm vom Aufstieg, vom Gipfel und den Steinen die er mitnahm und jenem stummen Begleiter, der immerwährend bei seinem einsamen Weg neben ihm war...

Kalanka – Ostgrat-Südwestwand

Karl Schrag

„Wenn das Risiko gewisse Grenzen überschreitet, hat der Alpinismus vielleicht wenig Sinn", schreibt Giuliano Giongo selbstkritisch in seinem Patagonienbeitrag auf Seite 143. Aus diesem Blickwinkel betrachtet kann das Unternehmen, das Karl Schrag auf den folgenden Seiten beschreibt, wohl als Gegenbeispiel zu Giongos Abenteuer an der Ostwand des Torre Egger angesehen werden – so wenig die beiden Unternehmen im übrigen für eine vergleichende Wertung taugen. Immerhin aber haben auch Karl Schrag und seine Kameraden versucht, einen entlegenen, doch schönen und schwierigen Berg im Garhwal-Himalaya auf neuer Route zu besteigen. Und dies ebenfalls unter möglichst geringem Aufwand an Material und Organisation: eben in alpinem Stil. Das Beispielhafte an dem Unternehmen aber ist, daß das Risiko dabei tatsächlich nie einen gewissen Kalkulationsrahmen, gewonnen in Abwägung von Erfahrung, Können und Kondition im Verhältnis zu den zu erwartenden Anforderungen am Berg, gesprengt hat. *(d. Red.)*

Angestrengt schaue ich durchs Fernglas auf die vier winzigen Pünktchen, die scheinbar unbeweglich an der bläulich-weißen Fläche kleben, nach gewissen Zeitintervallen aber doch immer wieder ein Stück höher zu finden sind. Das geht nun schon den ganzen Tag so, aber jetzt, am späten Nachmittag, geht da oben gar nichts mehr vorwärts. Nur ein orangefarbener Fleck klebt auf einmal zwischen ihnen.
Die Freunde werden also an dieser Stelle ein Biwak einrichten, denke ich mir und erhebe mich von der Granitplatte, die eben vom eisigen Schatten verschluckt wird. Zwölf Stunden sind sie geklettert in dieser gewaltigen Steilflanke der Kalanka, gut die Hälfte haben sie geschafft. Morgen kommt die Gipfelwand, achthundert Meter blankschillerndes Steileis, von rötlichem Granit durchsetzt. Dazwischen ein Biwak, zu viert im Sumitomo-Innenzelt. Mehr Luxus ließ das Vorhaben, die Südwestwand der Kalanka im alpinen Stil erstmals zu durchsteigen, einfach nicht zu. Ich schlendere über den blockbeladenen Changabang-Gletscher wieder zu unserem Zelt zurück, wo Erwin gerade ein Abendessen bereitet.
Seit gut zwei Wochen sind wir nun hier unterwegs im Garhwal-Himalaya, hart an der Grenzlinie zwischen Indien, Tibet und Nepal. In fünf Tagen sind wir durch die wilde, streckenweise nicht ungefährliche Rishi-Ganga-Schlucht herein gewandert, mit einigen Trägern und lastenschleppenden Ziegen. Am 4500 m hohen Daransi-Paß, der eigentlich gar kein Paß ist, sondern nur eine Umgehung des schwierigsten Teiles der Rishi-Ganga, bekamen wir, die durchtrainierten und wohlgenährten Alpenbergsteiger, erst einmal den „Höhendämpfer" verpaßt: schwache Knie, Brummschädel, keine Leistung. Die üblichen Himalaya- und Fernreise-Wehwehchen ließen uns sehr bescheiden werden.



Lager unter der Kalanka-Südwestwand; rechts des Gipfels die hohlspiegelartige Südwand mit dem Ostgrat darüber (Foto mit genau eingezeichneten Anstiegslinien s. S. 181).

Foto:
K. Schrag

An der Kalanka

Unten: im Biwak nach der Überschreitung der Kalanka; im Hintergrund der Gipfelaufbau des Changabang.





Rechts und oben rechts: am Ostgrat der Kalanka.





Links und oben: in der Südwand der Kalanka.



Alle Fotos: K. Schrag

Von unserem Basislager an einem wunderschönen kleinen See auf der Nordseite der Nanda-Devi erkundeten wir zunächst die Nordostseite der Kalanka. Der Zugang war nervenaufreibend lang und schwierig, die Nordostwand entpuppte sich als äußerst steile, oft senkrechte, eisdurchsetzte Felswand mit riesigen Wächten als krönendem Abschluß. Sie war für unsere bescheidenen Mittel eine Schuhnummer zu groß.

So besahen wir uns dann die Südseite des Berges. In klaren Linien wie ein strahlender Kristall leuchtet der knapp siebentausend Meter hohe Gipfel über dem Changabang-Gletscher: weißblaue Eisflanken, dazwischen rote Linien aus Granit, ein scharfer Grat bildet die Grenze zum schwarzblauen Himmel.

Als unzertrennbarer Partner und trotzdem krasser Gegensatz der Kalanka thront links der „Dunkle Kristall", die pralle, braunrote Mauer des massigen Changabang.

Auch die fast zweitausend Meter hohen Südwände der Kalanka sehen abweisend aus, und erst bei genauerem Studieren von verschiedenen Seiten können wir Durchsteigungsmöglichkeiten ausfindig machen. Den unteren Teil der Südwestflanke bildet ein steiler Hängegletscher, von dem manchmal auch Eisbrocken herabpoltern. Eine schmale Eiszunge könnte einen einigermaßen sicheren Aufstieg ermöglichen. Darüber steht die blanke Gipfelwand. Bernhard, Peter, Georg und Manfred wollen diesen Aufstieg versuchen.

Erwin und mich reizt der riesige, tausend Meter hohe, bläulich schillernde Hohlspiegel, der zwischen dem Gletscher und dem „Horn" am Ostgrat der Kalanka lehnt. Über den steilen und ausgesetzten Grat wollen wir weiterklettern zum Gipfel und Richtung Changabang und durch die Südwestwand wieder absteigen. Wir suchen neue, unbekannte Wege, von denen wir glauben, daß wir sie gerade noch schaffen können. Dieses „gerade noch" bildet den Reiz, verspricht das gesuchte Abenteuer. Es beinhaltet aber auch den Rest Sicherheit, den wir nicht missen wollen; der uns bei einem „doch nicht geschafft" die Chance zum Rückzug läßt. Wir wollen das atemberaubende, prickelnde Gefühl der absoluten Ausgesetztheit in der Eiswand, am Gipfelgrat des Himalaya-Berges, den Reiz der Einsamkeit und der überwundenen Schwierigkeiten genießen.

Anstatt einen Weg zu bauen mit Seilgeländern und Vorratslagern klettern wir an umliegenden Bergen herum, beschnuppern den Fuß der Kalanka, taxieren die Steilheit und Härte des Eises.
Am frühen Morgen des 27. September, einen Tag nachdem unsere Freunde in die Südwestwand eingestiegen sind, brechen Erwin und ich auf zu unserem „Hohlspiegel". Vom Bergschrund an, auf ca. 5200 m, haben wir hartes Eis unter einer hauchdünnen Firnschicht. Jeder klettert für sich, doch das Vertrauen in das Können und in die Erfahrung des Freundes macht uns zu Partnern.

Wir krabbeln in unserem „Spiegel" hinauf wie winzige Ameisen, verlieren uns in der Einsamkeit dieser schräggestellten Wüste aus Eis. Nur mit Höhenmesser und rationellem Denken können wir uns in den Raum einordnen. Unmerklich nimmt die Steilheit zu, überschreitet deutlich die 50-Grad-Grenze. Mit gleichmäßigen Bewegungen setzen wir Steigeisen und den Pickel ein. Den Kletterrhythmus stimmen wir auf die Atmung ab, und manchmal legen wir eine kurze Pause ein, um den Puls zu beruhigen. Wir gehen mit unserer Kraft und Ausdauer bewußt sparsam um, denn auch an der Siebentausendergrenze brauchen wir noch Reserven.

Nach etwa dreihundert Metern nimmt die Steilheit abermals zu, das Eis wird spröder, meine Bewegungen unsicher. Ich schlage eine kleine Stufe, setze einen Eishaken, hänge mich und meinen Rucksack hin. Die Sonne streicht jetzt über das Eisfeld, es ist ein strahlender Tag, kein Laut ist zu hören. Erwin kommt nach, wir trinken die Flasche leer, seilen uns an. Ich klettere gesichert weiter. Zum Pickel benutze ich jetzt noch den Eishammer, zunehmend auch als Zuggerät. Immer mehr muß ich auch die Steigeisen-Frontzacken einsetzen, jedoch nur mit einem Bein, am anderen wird weiter die Sohleninnenkante belastet, um Kraft zu sparen.

Nur mit großer Anforderung an Willen, Herz und Lunge kann ich die Fünfzig-Meter-Seillängen ohne „Steher" durchklettern, eine schnell geschlagene kleine Standstufe bildet die Erlösung. Ich fixiere das Seil an zwei Eishaken, dann kann ich endlich mich selbst und den Rucksack in die Sicherung hängen, die Beine entlasten, verschnaufen und die Gegend anschauen.

Erwin steigt mit Hilfe einer Steigklemme am Fixseil nach und hat den schweren Rucksack zu schleppen. Zügig steigt er hoch und erreicht total erschöpft den Standplatz, während ich mit oft geübten Handgriffen die Sicherung umbaue und gut erholt weitersteige.

Nach acht Seillängen übernimmt Erwin die Führung, der schwere Rucksack und ich hängen in den Standhaken. Der Tiefblick zum Gletscher ist jetzt atemberaubend. Glasklar stehen Nanda Devi und Changabang da. Doch in der nächsten Stunde schneidet eine dünne, rasch dahinziehende Wolkenschicht den Gipfel ab. Sollte sie wirklich schlechtes Wetter bringen, so müßten wir morgen, nach unserem geplanten Biwak am Grat, sofort den Rückzug antreten.

Mit nur fünfzig Meter Seil und sechs Eishaken wäre dieser nur durch Abklettern zu bewerkstelligen, was wir uns bei der Steilheit bis 65 Grad gerade noch zutrauen. Trotzdem beunruhigen mich die Wolken. Ein Weiterklettern bei schlechtem Wetter kommt unter diesen Umständen, ohne Fixseile und nur zu zweit, nicht in Frage. Ich will an diesem eleganten Berg nicht in den bei positivem Ausgang sicher als „abenteuerlich" zu berzeichnenden Genuß eines Spiels auf Leben und Tod kommen. Ich will vielmehr die Schönheit des Bergsteigens, die sportliche Komponente ebenso wie das Naturerlebnis, mit allen Sinnen in mich aufnehmen. Stürmt es morgen, werden wir also wieder hinunterklettern, was sicher nicht leicht sein wird, und wenn wir dann noch Lust haben, können wir es noch einmal versuchen.

In den vergangenen Jahren sind wir immer wieder im Eis geklettert, haben Technik und Taktik verbessert, Ausrüstung im Sommer und Winter getestet. Wir waren in Gletscherbrüchen, haben gefrorene Wasserfälle durchklettert und hochalpine Touren wie am Piz Palü den Bumiller-Pfeiler oder am Eiger die Nordostwand im Winter gemacht. Wir sind draufgekommen, wie man Steigeisen aufsetzt, daß sie halten und wie man Pickel schlägt, daß sie wieder herausgehen. Die Erfahrungen mit den verschiedensten Arten von Eis, mit Kälte und harten Bedingungen, kommen uns hier zugute. Von einer früheren Himalaya-Bergtour kann ich die Auswirkung der Höhe auf unsere Leistungsfähigkeit und auf die Temperatur abschätzen. Sehr wichtig ist es, möglichst angenehme und erholsame Nächte im Biwak zu verbringen, also haben wir Schlafsäcke, Isoliermatte und Leichtzelt mit dabei. Dafür verzichte ich auf Daunenüberbekleidung; Faserpelz und Überanzug aus Gore-Tex müssen tagsüber genügen.



Links:
In der Kalanka-Südwand –
„zuviel geschleppt?"

Foto:
K. Schrag

Wir sind inzwischen hoch heraufgekommen, vorbei an glatten Granitfluchten, immer über hartes Eis, das konzentriertes Steigen, auch Zwischensicherungen, gefordert hat. Unser steiles Konkav scheint haltlos in den Gletscherboden zu stürzen.
Mit der Annäherung an unser Tagesziel, der Gratkante, beschränkt sich mein Wunschdenken immer mehr auf einen möglichst guten Biwakplatz, ich stelle mir eine vom Wind ausgeblasene Mulde am Fuße der Felsstufe vor, in der wir gemütlich unser Zelt aufstellen können. Mit schweren Beinen und lahmen Armen steige ich die letzten Seillängen am Fixseil nach, immer wieder muß ich Pausen einlegen zum Atemschöpfen.
Aus der gemütlichen Nacht wird nichts. Eine Ecke unseres Zeltes ragt einfach in die Luft, der Rest hängt fragwürdig auf einem mühevoll ausgepickelten schmalen Sims am oberen Rand unserer Eiswand, angeschmiegt an die Felsstufe. Erwin hat den guten Platz an der Wand und nickt dauernd ein, ich kann mich auf der Außenseite gar nicht mehr abstützen, denn da ist nur noch Luft unterm Zeltboden. Starker Wind läßt die Plane ständig flattern, mich plagen böse Träume, wenn ich doch mal schlafe.
Der Morgen bricht wieder strahlend an, in etwas benommenem Zustand brauen wir ein Frühstück, doch der Appetit ist nur halb so groß wie geplant. Wir haben also wieder mal zuviel geschleppt. In der Annahme, daß auch beim nächsten Biwak der Appetit kaum größer wird, lasse ich einige Nahrungsmittel und Gas für Nachfolger zurück.

Mit Seilzug rappeln wir uns aus dem Zelt, packen in Eiseskälte alles zusammen und richten uns zum Klettern her. Der Grataufschwung verlangt Erwin alles ab. Fünfzig Meter hohe, zum Teil senkrechte Eiskaskaden sind für uns die einzige Möglichkeit, der Granit links davon ist zu kompakt. So schwindelt sich Erwin an dem Eis, das herumhängt wie Kronleuchterkristall und bei jedem Pickelschlag ebenso klimpert, langsam höher. Die sich übereinandertürmenden Balkone sind hohl und morsch, weder Pickelhaue noch Steigeisenspitzen halten zuverlässig. Mit ausgefeilter Spreiztechnik schiebt sich Erwin höher, den Körper eng ans Eis gedrückt. Zur Absicherung kann er manchmal einen Klemmkeil oder Friend im angrenzenden Fels legen.

Weiter oben wird das Eis vertrauenerweckender, die Hauen der Handgeräte greifen wieder. Nach einer Stunde hat Erwin die fünfzig Meter geschafft. Ich werde von meinem zwar landschaftlich reizvollen, aber einem scharfen Wind ausgesetzten und vor allem nervenaufreibenden Standplatz erlöst. Mit angefrorener linker Gesichtshälfte keuche ich mit dem schweren Rucksack am Fixseil nach und sammle die Sicherungen ein, mit denen wir sparsam umgehen müssen.

Es folgen einige leichtere Seillängen auf dem jetzt geneigteren, aber immer noch anspruchsvollen Grat aus Steilfirn und Granitplatten. Wir können jetzt an der Nordostwand vorbei weit nach Norden blicken, zum Hardeol, Kamet, zu vielen anderen unbenannten Gipfeln in Tibet und Nepal.

Unser Grat verliert sich, zunehmend sich aufsteilend, in der Gipfelflanke, die wie Riesendachziegel geschichtet ist. Das Überwinden der brusthohen Dachziegelkanten erfordert nochmal schwierige Kletterei. Über den letzten Abbruch kommen wir nicht mehr drüber, so daß wir unter dem Überhang in extrem steilen Firn hinausqueren müssen zum Gipfelgrat.

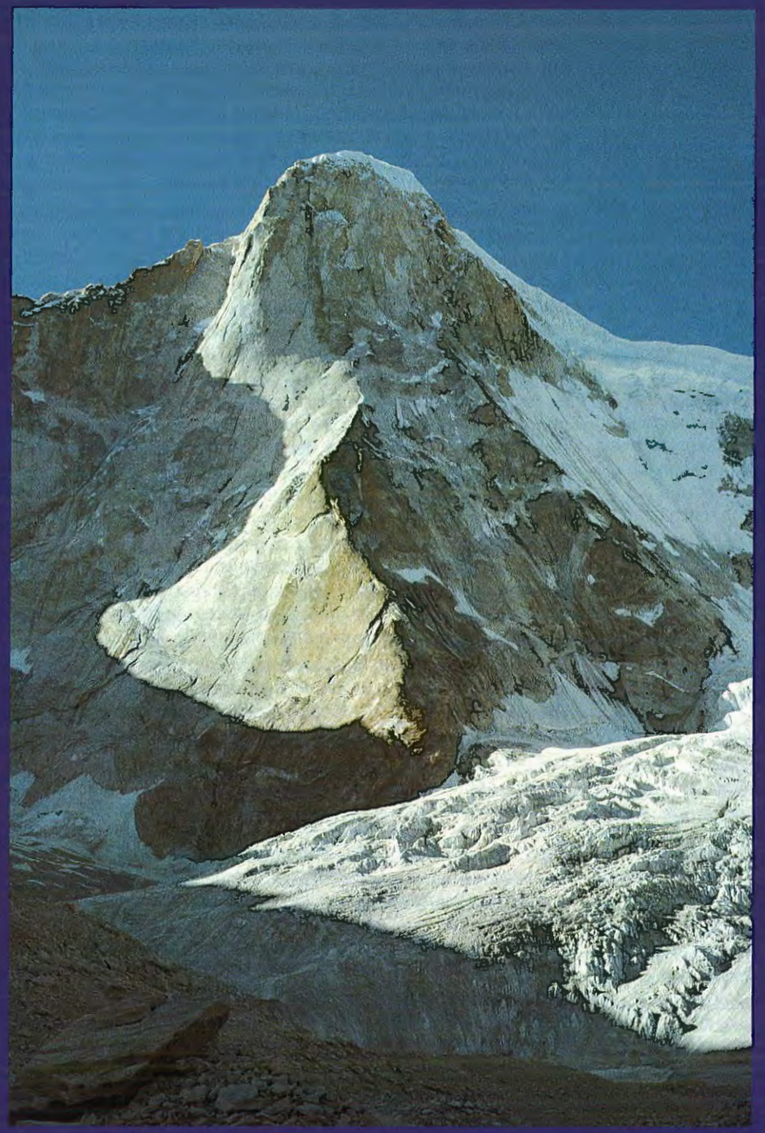
Erst jetzt merken wir, daß wieder Wolken den Gipfel wenige hundert Meter über uns einhüllen. Ein scharfer Wind jagt uns Eisnadeln ins Gesicht. Wir steigen seilfrei weiter, denn Sichern ist in dem mürben Schnee und den geschlossenen Platten unter dem Wächtengrat nicht möglich.

Gegen Abend sitzen wir oben auf dem Gipfel der Kalanka, zwischen wilden Wolkenbewegungen verschwindet die Sonne am Horizont. Ich habe den Aufstieg meiner Träume erlebt, die Furcht vor unwägbaren Gefahren verlor sich im Schatten des Erlebnisses von einer tollen Reise und mehreren Tagen körperlicher und geistiger Ausgesetztheit an einem schönen und steilen Himalayaberg.

Wir klettern den Wächtengrat Richtung Changabangsattel hinunter, treffen auf die Spuren unserer Freunde, die bereits wieder unten am Gletscher sind und auf uns warten. Das letzte Biwak am Changabangsattel auf 6600 m ist zwar geräumig, aber trotz unserer Daunenschlafsäcke unangenehm kalt.

Am dritten Tag unserer Bergtour klettern wir die Südwestwand hinunter und werden spätnachmittags von unseren Freunden empfangen.

So gegensätzlich wie unzertrennbar...





Die Kalanka (oben) und ihr westlicher Nachbar Changabang – der „Dunkle Kristall".

Fotos: K. Schrag



Extrembergsteigen, wo es zu Hause ist

Fitz Roy und Torre Egger-Ostwand/Patagonien

Giuliano Giongo

Seite 142:
Wettersturz am Fitz Roy.

Foto:
G. Giongo

„Der Versuch zählt für mich, nicht der Gipfel. Ich könnte nicht zu einem Berg aufbrechen, wenn ich im Grunde weiß, daß die Erfolgschancen groß sind. Es wäre für mich eine Qual, und ich würde auf dem Anmarsch sämtliche Energien verlieren. Und welche Gebirgsgruppe auf der Welt kann mehr Unbekannte bieten als die Berge in Patagonien? ... Wenn man vom Extrembergsteigen spricht, geht man am besten dorthin, wo es zu Hause ist." Das sind Kernsätze aus dem folgenden Beitrag des italienischen Bergsteigers Giuliano Giongo. Von der Motivation erfüllt, die daraus anklingt, zeigt sich Giuliano Giongo ganz folgerichtig irritiert davon, daß es weitgehend üblich ist, an den Bergen um den Fitz Roy und den Cerro Torre selbst bei Wiederholungen noch mit Fixseilen, also im Expeditionsstil zu arbeiten: Denn solche Rückversicherungsmaßnahmen verwässern ja in dem Maß den Versuchscharakter einer Unternehmung, wie sie die Erfolgschancen vergrößern. Eben darum haben sich Giongo und seine Gefährten sogar an der noch undurchstiegenen Ostwand des Torre Egger im alpinen Stil versucht.

Mit Erfolg schließlich! Doch der stimmt ihn eher nachdenklich: „Rückblickend fällt es mir schwer, stolz auf unsere Erfahrung und unsere Leistung zu sein. Wenn das Risiko gewisse Grenzen überschreitet, hat der Alpinismus vielleicht wenig Sinn. Wir suchten das Risiko nicht in d i e s e m Ausmaß...".

Diese imponierende Konsequenz, Denken in Handeln umzusetzen, seine selbstkritische Offenheit zum andern haben uns bewogen, Giuliano Giongo um eine ausführliche Schilderung seiner bisherigen Patagonienerlebnisse zu bitten, auch wenn diese schon um einige Jahre zurückliegen. Lange genug offenbar für Giuliano Giongo, seine Erfahrungen vom Torre Egger zu verdauen. Wenn dieses Buch die entscheidenden Phasen seiner Herstellung durchläuft, will er jedenfalls wieder in Patagonien sein. Diesmal, um den Cerro Torre erstmals im Winter zu versuchen...

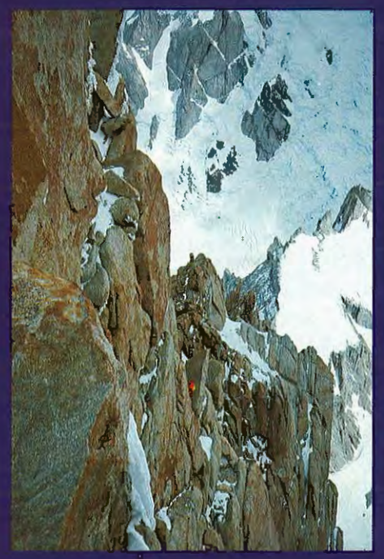
Für unsere Absicht, an geeigneter Stelle im Jahrbuch jeweils einen „Blick über den Zaun" zu werfen darauf, was die Bergsteiger anderer Länder welchem Ansporn folgend wie durchziehen, ist Giuliano Giongo also gewiß der richtige Autor. (d. Red.)



Giuliano Giongo

Foto:
Archiv Giongo

Patagonien - wo das Extrembergsteigen zu Hause ist



Oben:
Am Grat der amerikanischen Route auf den Fitz Roy.



Rechts:
Der Fitz Roy vom Torre Egger aus gesehen.

Alle Fotos:
G. Giongo



Links: Der Cerro Torre (links) und der Torre Egger (rechts daneben) vom Fitz Roy aus gesehen.

Unten: in der Ostwand des Torre Egger







Links:
Die Lagune „de los Tres“

Ganz links:
wüstenhafte Zone am Lago Argentino.

Cerro Fitz Roy

Im Jahr 1977 beschäftigten sich einige Freunde in Gedanken ernstlich mit dem Fitz Roy und wählten als Ziel den unbestiegenen Nord-Ost-Pfeiler. Ich kam spät zu der Gruppe und wurde gebeten, die Führung der Expedition zu übernehmen. Sämtliche Vorbereitungsarbeiten in Italien waren bereits von meinen Gefährten Pagani, De Donà und Laritti erledigt worden (letzterer war mit mir vor kurzem erst von einem phantastischen Himalaya-Abenteuer zurückgekehrt). Quarti hatte die Aufgabe, unser Unternehmen für das Schweizer Fernsehen zu filmen. Mit dabei waren außerdem noch Rainis und Perrod. In Argentinien schließlich würde sich uns Cesare Fava anschließen.

Über die alpinistische Richtung unserer Expedition hatte ich einige Polemiken heraufbeschworen, und damals war meine Einstellung ziemlich mißbilligt worden: Ich wollte nicht, daß der Pfeiler trotz extremer Schwierigkeiten im üblichen Verfahren mit fixen Seilen bestiegen würde, das auch jetzt noch in Patagonien für Erstbesteigungen und oft auch für Wiederholungen gang und gäbe ist. Im alpinen Stil würde sich das Unternehmen sicher als großes Problem erweisen, andererseits wäre es mit Fixseilen wahrscheinlich der direkteste und sicherste Weg am Fitz Roy gewesen. Angelehnt an den Hauptgipfel ragt der Pfeiler vom Paß aus 800 Meter in die Höhe, vor den äußerst starken Weststürmen relativ geschützt und etwas abseits der berühmt-berüchtigten Mikroklimazone des Cerro Torre. Deshalb war er zur Zeit unserer Expedition auch ohne ständige Eisverkrustungen und gab uns hauptsächlich technische Kletterprobleme – wohlgemerkt waren die Umweltverhältnisse (Klima-Witterung) trotz allem äußerst hart!

Ich erinnere mich an den Vorschlag, den ich Laritti an einem der Abende vor unserer Abreise von Italien machte, unser Programm zu ändern und uns in drei Seilschaften aufzuteilen, um gleichzeitig alle drei „Gipfel" in Angriff zu nehmen: den Fitz Roy, den Torre Egger und den Cerro Torre. Jenseits des Tales, fünf Kilometer von unserem Pfeiler entfernt, weilten schon damals meine Träume. Laritti entgegnete ziemlich skeptisch, daß wir für ein solches Unternehmen nicht die richtigen Leute hätten. Später konnte ich feststellen, daß wir die wohl hatten. Versucht hätte ich es gern!

Am 22. Dezember erreichten wir Patagonien. In und um die alte glorreiche Blockhütte in Rio Blanco errichteten wir unser Basislager und bald darauf auch eine höher gelegene Basis am „Passo Superiore" in einer „bequemen" Eishöhle, der ich in den darauffolgenden Jahren im Tal des Cerro Torre noch oft genug wegen ihrer idealen Lage nachtrauerte.

Schon bald nach dem Einstieg, nach den ersten 300 Metern, gab es Unstimmigkeiten zwischen uns wegen der erwähnten alpinistischen Einstellung. Daraufhin wurde der Pfeiler vorläufig aufgegeben und der italienischen Expedition Renato Casarottos „überlassen", die aber auch wieder umkehrte, nachdem sie noch weitere 200 Meter geschafft hatte. Sie beschloß, im Jahr darauf wiederzukommen.

Seite 147:
Kletterei am Fitz Roy.

Foto:
G. Giongo

Inzwischen erreicht ein Teil der Unseren am 1.1.1978 den Gipfel über die phantastische „Amerikanische Route": De Donà, Fava, Pagani und Perrod. Eine herrliche Route, schwärmen sie begeistert, vollkommen im alpinen Stil geschafft. Allerdings müssen sie mit größeren Schwierigkeiten als vermutet fertig werden und bei stärkstem Wind klettern, den Weststürmen ausgesetzt. In der ganzen Wand finden sie vier Haken vor, und oben, auf dem Westgrat, müssen sie sich trotz blauen Himmels durch einen infernalischen Sturm vorwärts kämpfen.

Die Begeisterung erfaßt nun auch die anderen, die sich diese Gelegenheit entgehen ließen, als wüßten sie nicht, daß einige Tage schönen Wetters hier eine Seltenheit sind, die nicht ungenutzt bleiben durfte. In Patagonien wiegt jeder Fehler schwer, und wir haben teuer für den unseren bezahlt! Lionel Terray hat über den Fitz Roy geschrieben:

„Von allen meinen Besteigungen war die Eroberung des Fitz Roy jene, die mich am nächsten an die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit geführt hat. Die Entfernung von jeglichem bewohnten Ort, das Schlechtwetter, das praktisch dauernd vorherrscht, vor allem aber der anhaltende starke Wind, der den Kletterer die dauernde Todesgefahr nicht vergessen läßt, dies alles macht eine Besteigung hier viel komplexer, gefahrvoller und entnervender als jede Besteigung in den Alpen."

Gemeinsam mit Quarti, Rainis und Laritti beginne ich den Aufstieg von Südwesten, doch die Schönwetterperiode ist vorüber. Der erste Versuch endet mit einem Biwak im Schneesturm schon auf der „Brecha de los Italianos". Zurück zum Basislager also. Stürme wüten in der gesamten Zone.

Ich nutze die Periode der Untätigkeit, um den Torre Egger zu erkunden, doch im Tal des „Torre" sind die Witterungsverhältnisse noch dramatischer. Der steile heimtückische Gletscher, der zur Basis führt, erlaubt keinen Alleingang. Ich begegne den Briten Campbell Kelly und Brian Wyvill, die sich auf ihren denkwürdigen Versuch an der Ost-Wand vorbereiten. Dieser Versuch wird nach 26 in der Wand verbrachten Tagen 450 Meter unter dem Gipfel enden. Sie werden aufgeben. Nach zwei im Freien verbrachten einsamen Nächten kehre ich zum Basislager in Rio Blanco zurück.

Am 10. Januar ist der Barometerstand vielversprechend. Wir unternehmen einen neuen Aufstiegsversuch. Vom „Passo Superiore" brechen Laritti und Rainis auf, mit einigen Stunden Abstand folgen Quarti und ich. Es ist beinahe dunkel, als wir uns in Bewegung setzen. Um die kostbaren Stunden des günstigen Wetters zu nützen, klettern wir mit der Stirnlampe. Der Himmel ist sternenübersät, doch plötzlich, innerhalb einer Viertelstunde, befinden wir uns mitten in einem Inferno. Wir suchen vergeblich Schutz und müssen uns damit abfinden, da zu biwakieren, wo wir gerade sind, in der Wand hängend. Die Gewalt des Unwetters und des Sturmes läßt uns nicht einmal die Daunenjacken und das nötige Biwakmaterial aus dem Rucksack holen, so unglaublich dies auch klingen mag. Glücklicherweise sind die patagonischen



Nächte nicht sehr lang. Der Morgen graut endlich und wir beginnen den Abstieg. Die Seile sind steifgefroren und mit einer Eisschicht überkrustet, so daß der Abstieg sich als extrem schwierig erweist. Stückweise seilen wir uns ab, lange Querungen kosten uns Mühe. Plötzlich geschieht es: Mein Steigeisen verfängt sich in einer alten Leiter. Ich falle – mit dem Kopf nach unten. Quarti, der mich wegen der Intensität des Schneesturmes weder sehen noch hören kann, fährt fort, mir Seil nachzulassen. Schließlich glaubt er, ich müsse schon an einem Vorsprung angekommen sein. Ich hänge noch immer mit dem Kopf nach unten hilflos da, einen Fuß im Eis verkeilt wegen der herabstürzenden Schneemassen, die sich gerade über mir in einem Kanal ansammeln und die mich bei jedem Versuch, mich wieder aufzurichten und meinen Fuß aus der Falle zu befreien, beinahe ersticken. Mein Kopf dröhnt und füllt sich mit Blut. In diesen zwanzig dramatischen Minuten habe ich Zeit, über mein Leben nachzudenken, aber ich habe auch Zeit zum Lachen, jetzt, da ich die Hoffnung auf Rettung aufgegeben habe...

Wie durch ein Wunder löst sich plötzlich der Eisblock, der meinen Fuß gefangen hielt! Ich stürze ungefähr zehn Meter tief mit dem Kopf voran. Unverschämtes Glück läßt mich auf einer kleinen Terrasse über dem Abgrund landen, relativ „sanft" dank einer enormen Schneemasse, die sich gerade dort angesammelt hat. Tief im frischen Schnee steckend genieße ich einen angenehmen aber gefährlichen Dämmerzustand.

Ich war immer davon überzeugt gewesen, daß ich am Berg niemals durch Erschöpfung, sondern wenn schon, durch einen Unfall sterben könnte, von einem Steinschlag getroffen oder von einer Lawine mitgerissen. Ich war überzeugt gewesen, daß man nur durch Sichgehenlassen den Tod finden könne. In Patagonien habe ich gelernt, daß einem auch dies passieren kann – besonders in den folgenden Jahren am Torre Egger mußte ich oft hart dagegen ankämpfen, beim Klettern mit einem zwanzig Kilo schweren Rucksack unter eisigen Wasserkaskaden und beim Abstieg vom Gipfel unter den Güssen, die von der Punta Herron herabstürzten!

Wir sind wieder in Rio Blanco. Unsere Gefährten, die schon gleich am Anfang einen unerhofften Erfolg verbucht haben und ungeduldige Zuschauer unseres hartnäckigen Versuches sind, drängen darauf, nach Italien zurückzukehren. Ich will noch nicht aufgeben!

Mit einer anscheinenden Wetterbesserung finden wir uns am Col de la Silla wieder, wo die Schwierigkeiten erst richtig beginnen. Wir treffen auf die südafrikanische Expedition von Romey, Eckhard Druschke und Jerry. Während des Biwaks beginnt es zu schneien. Am Morgen herrscht die Überzeugung vor, daß es besser sei abzusteigen. Eckhard kommt ernstlich besorgt zu mir und will mir einreden, daß Weitermachen oder auch nur Warten reiner Wahnsinn sei. Ich bin nicht derselben Meinung. Der Gedanke, nochmals von vorne zu beginnen und die Entfernung vom Basislager bis zum jetzigen Standort noch einmal überwinden zu müssen, läßt mich jedes andere Opfer akzeptieren. Ich sage mir: Jetzt oder nie wieder!

Wir warten bis zu Mittag, doch der Schneesturm tobt ununterbrochen weiter. Die Südafrikaner, die bei ihrem vorigen Versuch den Gipfel beinahe erreicht haben, seilen sich schon ab. Da unsere Form relativ gut ist, dränge ich darauf, die Wand in Angriff zu nehmen. Wenn wir noch länger hier stillständen, würden wir erfrieren. Später merke ich, daß die Südafrikaner es sich anders überlegt haben und wieder aufsteigen. Ich sehe sie durch Nebelfetzen hindurch rasch vorwärtsklettern, senkrecht unter uns. Sie holen schnell auf und werden uns bald erreicht haben. Später werde ich ihre menschlichen und alpinistischen Eigenschaften bewundern können.

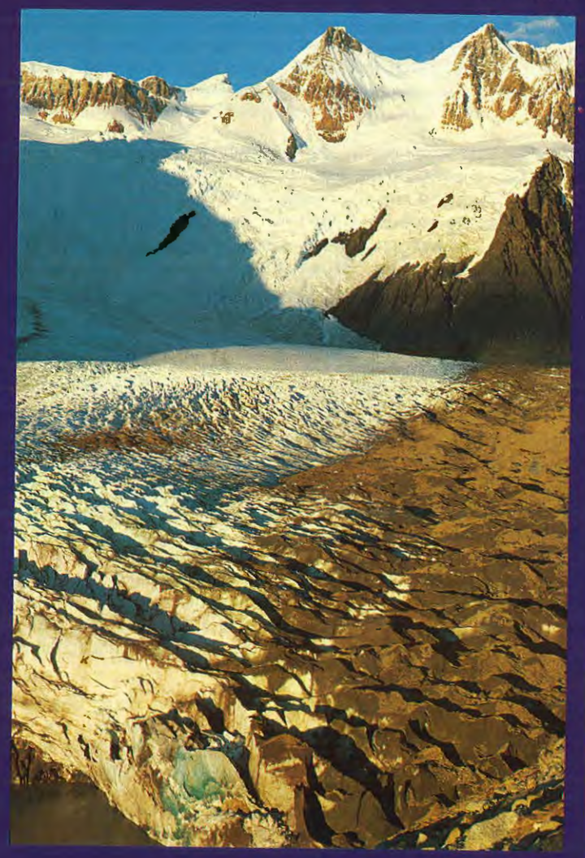
Nach einigen Stunden genießen wir eine Sonne, deren Strahlen uns treffen, als wir gerade die große Rinne hochklettern, die bis unter den Grat führt. Wir biwakieren. Im Morgengrauen gelingt es mir, mit dem Fotoapparat einige unvergeßliche Bilder festzuhalten.

Weiter oben, am Ende der großen Schwierigkeiten, als nur mehr 150 Meter bis zum Gipfel fehlen, hängt das Schreckgespenst des Schlechtwetters wieder über uns. Wir binden uns los und erreichen so schnell wie möglich den Gipfel. Es ist der 23. Januar 1978, 16.30 Uhr. In vierundzwanzig Stunden werden wir wieder im Basislager sein. Wir ahnen noch nicht, unter welch „verbotenen" Umständen unser Abstieg stattfinden wird. (2. Wiederholung der Amerikanischen Route und 8. absolute Besteigung des Cerro Fitz Roy)

Am Torre Egger

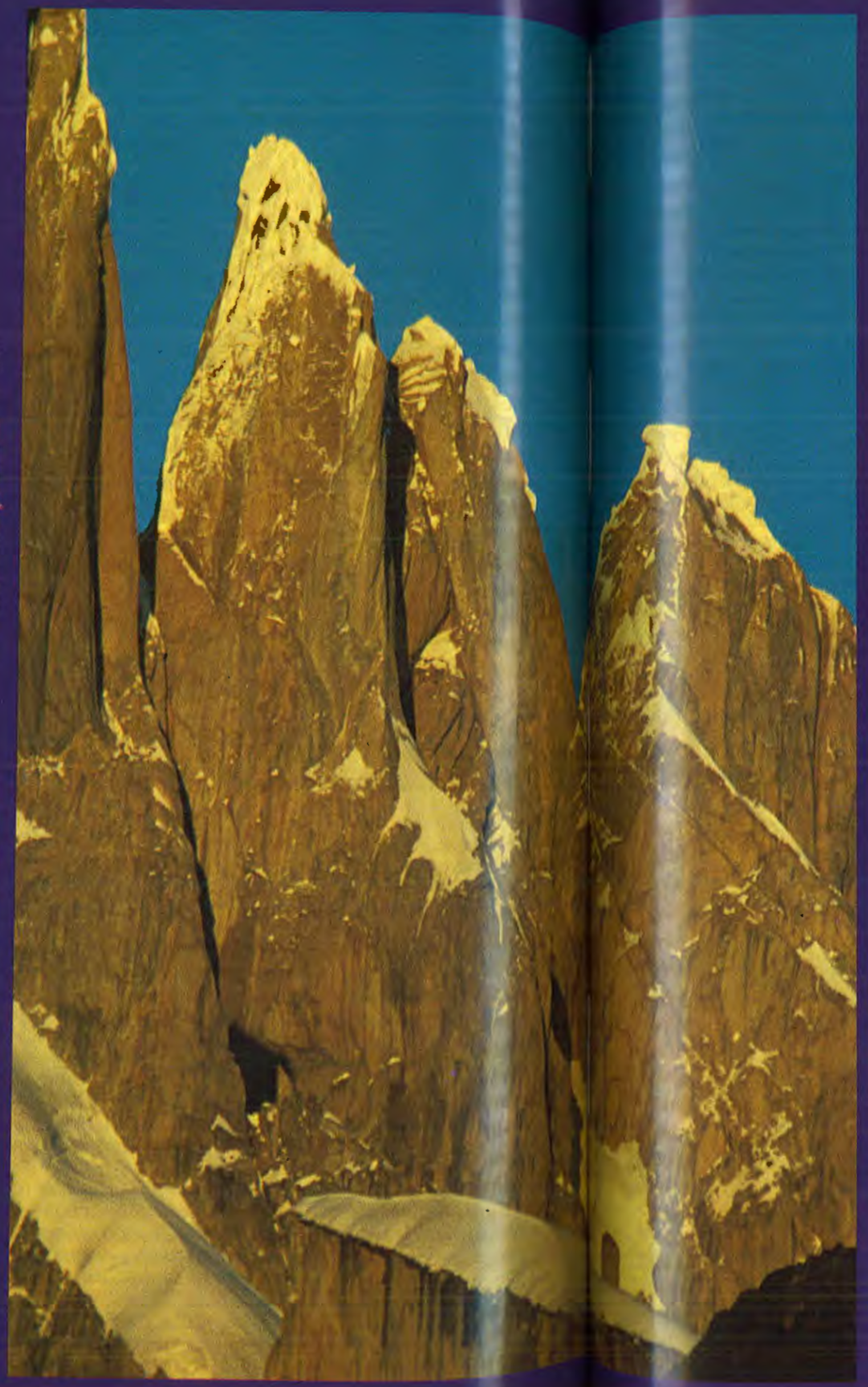
Seinen Namen erhielt der Torre Egger in Erinnerung an den Osttiroler Toni Egger, der am Cerro Torre ums Leben gekommen ist.

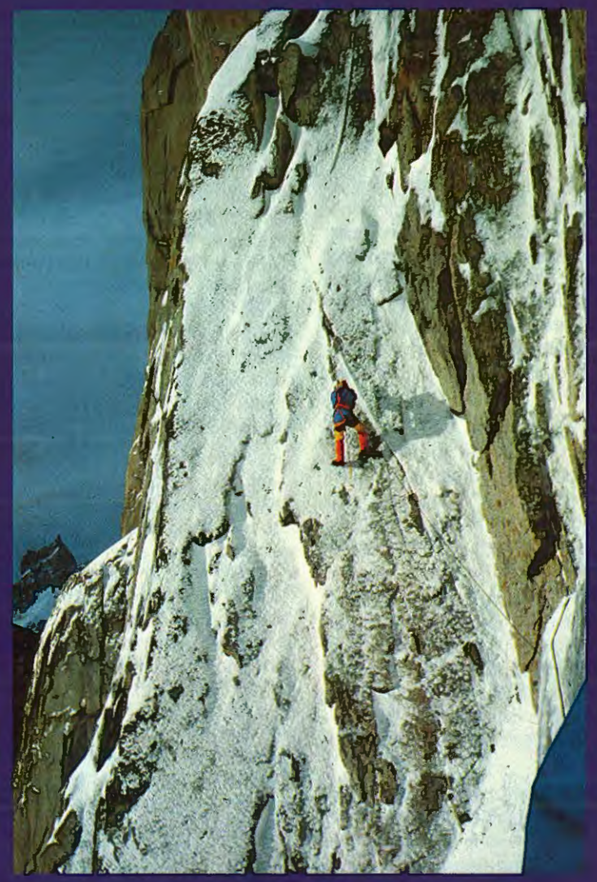
Rechts: Der Torre Egger von Osten.



Oben: Der Gletscher im Tal des Cerro Torre.

Alle Fotos: G. Giongo





Links: Auf einer vereisten Platte

Unten: Hundert Meter unterm Gipfel

Ganz unten links: heikler Quergang

Ganz unten rechts: In der Ostwand während eines Versuchs im Jahre vor der Durchsteigung.







Torre Egger – Erstbesteigung der Ostwand

Es ist Abend. Auf der Rückkehr vom Basislager machen Bruno De Donà und ich an unserem „Observatorium" halt, einem Platz, der das ganze untere Tal des „Torre" beherrscht. Ganz nahe am Weg, auf großen Flecken verdorrten Grases, haben wir diesen grandiosen Rastplatz gefunden. Mit etwas Glück gibt es auch ein wenig Tabak und ein paar schlecht klebende Zigarettenpapiere. – Ein unvergeßlicher Ort, den wir nun schon in unser Herz geschlossen haben!

Vor uns kreisen einige Kondore über dem Tal des Torre. Sie schweben ruhig in den Lüften, dann ziehen sie tiefer, und nun, ganz in unserer Nähe, verharren sie beinahe regungslos ohne Flügelschlag, wie Segelflugzeuge. Sie warten. Tief unten verschlingt ein Puma seine Beute. Sobald er fort ist, werden sie, die geduldig beobachten, einer nach dem anderen zu Boden stoßen und die Überreste seiner Mahlzeit vertilgen.

Von unserem Platz aus beherrscht der Blick das Tal. Senkrecht unter uns schlängelt sich der Rio Fitz Roy zwischen wilden überhängenden Felsen hindurch. Ein karges Land dehnt sich ringsum aus, und es ist trotzdem unglaublich faszinierend. Im Osten die endlose Pampa, der Viedma-See, ein türkisblauer Horizont. Im Norden, zwischen Hügeln und „mesetas" bewaldete Täler, vom Sturm zerzaust. Hinter uns die schönsten und schwierigsten Berge der Welt!

Die Versuche des Vorjahres (1979) hatten uns bewogen, unseren absurden, gefährlichen Plan aufzugeben – und nun sind wir doch zurückgekehrt.

Schon als wir Patagonien nach dem ersten Scheitern verließen, dachten wir im Stillen daran, daß man es doch noch einmal versuchen könnte. Ein paar Eishaken ließen wir im Hause unseres Freundes Cesare Fava zurück, gleichsam als Pfand, wie Romreisende eine Münze in die Fontana di Trevi werfen – und dann ging es zurück nach Italien. Je mehr Zeit verging, und je weiter wir uns von Patagonien entfernten, desto größer erschienen uns die Chancen, den Torre Egger in einem neuen Versuch doch zu schaffen. Für die objektiven Gefahren, die die Ostwand birgt, schien es uns möglich, eine Lösung zu finden. In Italien schließlich, in zwanzigtausend Kilometer Entfernung, verblaßte die Erinnerung an die patagonischen Stürme immer mehr.

Man hat mich nach dem Grunde meiner dritten Patagonienreise gefragt. Wer nie dort gewesen ist, wird nicht leicht begreifen, was mich dazu bewogen hat. Patagonien ist nicht ein Land der „Liebe auf den ersten Blick". Nichts ähnelt hier den heiteren Tälern im Himalaya. Und doch nimmt einen dieses wilde Land langsam, aber unweigerlich gefangen. Achthunderttausend Quadratkilometer Öde mit einem gebirgigen Winkel am Ende, ein Land, das der Mensch sich noch nicht untertan machen konnte. Vielleicht ist es gerade das, was mich an Patagonien fasziniert, das Unbekannte, die Gefahr. Der Versuch zählt für mich, nicht der Gipfel. Ich könnte nicht zu einem Berg aufbrechen, wenn ich im Grunde weiß, daß die Erfolgschancen groß sind. Es wäre für mich eine Qual, und ich würde auf dem Anmarsch sämtliche Energien verlieren. Und welche Gebirgsgruppe auf der Welt kann mehr Unbekannte bieten, als die Berge in Patagonien? Extreme Schwierigkeiten an Fels und Eis, und dies in einer Umwelt mit strengstem Hochgebirgscharakter. Wenn man vom Extrembergsteigen spricht, geht man am besten dorthin, wo es zu Hause ist. Der Torre Egger war unter den großen, im alpinistischen Sinne „reifen" Problemen der verschiedenen Berggruppen der Welt gewiß eines von allererster Bedeutung. Wenn wir diesmal Erfolg gehabt hätten, wäre uns damit sicher zugleich gelungen, die bis heute wichtigste Route in Patagonien im alpinen Stil zu eröffnen, in einer Umgebung, wo noch jetzt sogar für einige Wiederholungen fixe Seile verwendet werden.

Die alpinistische Tätigkeit Brunos, sechsundzwanzigjähriger Bergführer aus San Tomaso Agordino, bedeutete für mich eine Garantie. Unter den großen Wänden der Civetta geboren, hat er sich notwendigerweise einen raschen Kletterstil angeeignet, auf welchem Terrain auch immer. Er ist irrational und hartnäckig wie ich, findet aber, im Gegensatz zu mir, auf beinah makabre Weise Gefallen am Risiko. Im vergangenen Jahr, während einer unserer vielen Versuche am Torre Egger, schlug ich vor abzusteigen, da ich meinen Schutzhelm nicht gebrauchen konnte. Ich hatte ihn über Nacht an den Fels gehängt und nun war er mit Eis gefüllt. Ich fand es zu gefährlich, ungeschützt bei dem Tauwetter, das tagsüber herrschte, weiterzuklettern, da andauernd Eisblöcke auf uns herabstürzten. Um mir zu beweisen, daß dies doch kein Problem sei, nahm Bruno seinen Helm ab und kletterte direkt in die Verschneidung, wo der Eissturz am heftigsten war. Dabei achtete er gut darauf, seinen Kopf nur ja der größten Gefahr auszusetzen. Er hatte Gott sei Dank Glück!

Wir kehrten dann aber trotzdem um.

Bei seiner Arbeit als Bergführer ist Bruno jedoch ganz anders. Er wird professionell – vorsichtig und gewissenhaft.

Obwohl die erste Expedition zum Torre Egger, an der auch Cesare De Nardin teilgenommen hatte, ziemlich spartanisch gewesen war, überstiegen die finanziellen Anforderungen doch unsere Möglichkeiten, da wir keinerlei Unterstützung erhalten hatten. Im Vorjahr waren wir zu dritt gewesen. De Nardin hatte Patagonien einige Wochen vor uns verlassen. Bruno und ich wollten es noch ein letztes Mal versuchen, doch das Wetter und einiges Pech machten uns einen Strich durch die Rechnung.

Nun waren wir also wieder hier, diesmal zu zweit – und aus finanziellen Gründen ohne Rückflugkarte. Jemand hatte dazu ironische Bemerkungen gemacht, und Bruno selbst, der von Natur aus ein Pessimist ist, hatte an einem regnerischen Tag, als wir im chaotischen Buenos Aires unter einem Vordach auf den Bus warteten, dreimal eine Münze geworfen, um unser Schicksal zu erkunden. Alle drei Würfe gingen schief – also würden wir Pech haben! Ich bin nicht abergläubisch und die Sache berührte mich nicht im geringsten. Unsere Weiterreise nach Patagonien verlief reibungslos, und in unglaublich kurzer Zeit erreichten wir unser vorläufiges Ziel.

Unsere Rast ist zu Ende. Nun ist es schon dunkel. In den nächsten Tagen wartet noch viel Arbeit auf uns: Wir müssen die Eishöhle am Fuße der Wand fertigstellen und unsere letzten Sachen hinauftransportieren.

In diesem Jahr ist das Torre-Tal ungewöhnlich stark bevölkert: Die Franzosen Jean und Miguel Affanasieff sind da mit Jean Fabre, der Amerikaner Mugs Stump mit dem Norweger Marios. Alle versuchen ihr Glück am Süd-Ost-Pfeiler des Torre, auf der Maestri-Route. Don Peterson, Logikprofessor an der Harvey University, eine ausgefallene Persönlichkeit, versucht zusammen mit Tom Baumann aus Oregon die Maestri-Egger-Route am Torre-Nordpfeiler. Die Japaner Shintaro Iwanaga, Shigeru Inoue und Tetuyuki Todoroki wollen die Englische Route am Torre Standhard wiederholen. Der Neuseeländer Bill Denz ist schon seit zwei Monaten hier. Er versucht die erste Alleinbegehung des Torre am Maestripfeiler. Eigentlich hatte er beabsichtigt, eine neue Route an der Ostwand zu eröffnen, gemeinsam mit Charlie Porter, der noch nicht angekommen ist. Bill wartet nun schon seit zwei Monaten vergebens auf seinen Gefährten. Er ist ernstlich besorgt um ihn.

Charlie war acht Monate zuvor an der Maghellanenge gestartet. Er wollte allein in einem Kanu Feuerland umschiffen! Nachdem er die Enge in westlicher Richtung passiert hatte, war er an der chilenischen Küste entlang bis Kap Horn gefahren und sollte an der atlantischen Küste Argentiniens heraufkommen bis zum Ausgangspunkt. Seit Monaten hatte man keine Nachricht mehr von ihm.

Im Basislager herrscht gespannte Stimmung. Die Bergsteiger haben ständig das Barometer in der Hand und hoffen auf wenige Tage schönen Wetters, das aber nicht kommen will. Manch einer bricht trotzdem auf, bringt den Tagesmarsch hinter sich, einen Tag in der Wand – und der unausbleibliche Schneesturm treibt ihn wieder zurück ins Tal. Nicht nur das Wetterbarometer zeigt Tiefstand an, auch das der Stimmung. Alle haben nur einen Gedanken: Um jeden Preis den Cerro Torre besteigen. Das Warten ist zermürbend. – Endlich kommt etwas gute Laune ins Tal. Die Deutschen Reinhard Karl und Hans Martin Götz sind angekommen. Auch sie haben dasselbe Ziel, nämlich den schwierigsten Berg der Welt über die Maestriroute zu bezwingen. Reinhard Karl, erster Deutscher am Everest und erfolgreicher Begeher des Gasherbrum II, mit seinem gutmütigen Wesen und voll sprühender Lebensfreude, ist optimistisch, doch er ahnt noch nicht, daß der Kampf härter als vorgesehen sein wird.

Wir wollen diesmal versuchen, ohne Basislager auszukommen und uns die meiste Zeit in unserer Eishöhle am Fuß der Wand aufzuhalten. Wir würden gänzlich isoliert sein. (Erst später wird uns klar, daß auch das nicht die ideale Lösung ist.) Wir haben unserer Ausrüstung diesmal besondere Aufmerksamkeit gewidmet: hundertdreißig Kilogramm Gesamtgewicht, Seile, Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel für drei Monate inbegriffen. Unsere Ernährung besteht ausschließlich aus Trockenverpflegung, ergänzt durch Zucker, Tee, Pulvermilch und ein paar Kilo Haferflocken. Nur auf diese Weise können wir das Gewicht des Brennstoffes bedeutend vermindern.

Da kein Zelt, auch das stärkste nicht, dem Sturm hier und dem Gewicht des Schnees standhalten würde, der in den langen Schlechtwetterperioden eine mehrere Meter hohe Decke bildet, haben wir zwei Tage lang gegraben und eine verhältnismäßig „komfortable" Grotte am Fuß der Wand fertiggestellt. Hinter einem kurzen Eingangstunnel verfügen wir nun über einen genügend großen Raum zum Schlafen, hoch genug, um sogar aufrecht darin zu stehen. In einer kleinen ins Eis gehauenen Nische können wir Lebensmittel und Kochstelle unterbringen. Ein Seil geht vom Inneren der Höhle aus. Wir haben es vierzig Meter über uns im Fels verankert. Diese Maßnahme ist lebenswichtig, sonst würden wir nach jeder Abwesenheit nicht mehr wissen, wo wir zu graben anfangen sollen, um den Schnee zu entfernen, der Tag für Tag den Eingang verstopft und alles einebnet. Ohne diese Vorsichtsmaßnahme würden wir Wohnung und Ausrüstung verlieren, ohne die geringste Chance, unsere Sachen je wiederzufinden.

Am 23. Januar ist es endlich soweit. Wir brechen zu unserem ersten Aufstiegsversuch auf. Es ist noch Nacht, als wir in die Wand oberhalb unserer Höhle einsteigen. Eine absolute, ungewöhnliche Stille herrscht im Tal des Torre, nur hin und wieder unterbrochen vom Geräusch eines fallenden Steines, der sich unter unseren Füßen gelöst hat und in der eisigen Nachtluft in die dunkle Tiefe unter uns verschwindet. Als wir die große Verschneidung erreichen, wird es langsam heller. Die Zinne des Fitz Roy glüht wie flüssiges Feuer. Eine faszinierende Explosion von Licht und Farben beginnt. Die Sonne wärmt nun schon. In dieser Riesengranitverschneidung hochzuspreizen, ist ein unbeschreiblicher Genuß!

Die Freude hält nicht lange an. Leichte, vom Wind zerrissene Wolkenstreifen ziehen über den funkelnden Gletscher des Piergiorgio hinweg und verdichten sich über dem Fitz Roy. Das Tal erzittert unter den Erschütterungen durch die Lawinen, die der Wind von seiner Ostwand löst, der vermutlich höchsten Felswand der Erde. Das Wetter hat sich endgültig zum Schlechten gewendet. Wir lassen einen Teil unserer Lasten an einem Haken in der Wand zurück und steigen im Schneesturm die etwa dreihundert Meter bis zum Gletscher ab. Unsere Fingerspitzen sind vom Fels aufgerissen und der Schmerz läßt uns fluchen.

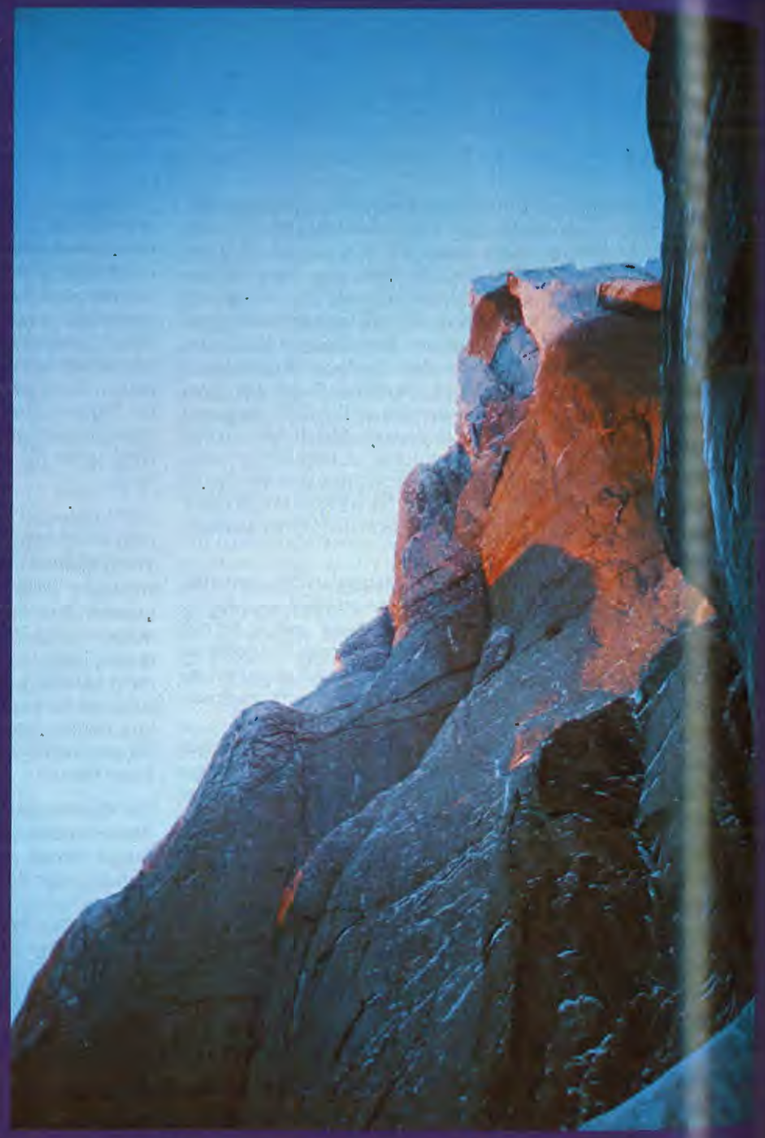
Nun sind wir wieder in unserer Höhle. Sie ist feucht und kalt. Wir versuchen, unsere Körper an die nassen Schlafsäcke zu gewöhnen. Nach einigen Tagen ist alles durchnäßt. Das Kondenswasser und die mangelnde Lüftung in unserem „Eispalast" machen es unmöglich, unsere Sachen zu trocknen. Wir können noch dazu auf keinen Fall die seltenen Schönwettertage für eine solche Maßnahme vergeuden.

Einige Tage später scheint das Wetter vielversprechend. Wir brechen wieder auf. Wir klettern getrennt, jeder für sich. Bruno will so schnell wie möglich die Stelle erreichen, an der wir vor einigen Tagen umgekehrt waren, um jenen Überhang zu überwinden, der uns zum Hängegletscher führt. Er klettert mit der Stirnlampe in der Dunkelheit, in Schwierigkeiten des oberen fünften Grades, während ich noch damit beschäftigt bin, das Orientierungsseil zu unserer Eishöhle zu sichern. Als ich ihn dann dreihundert Meter höher einhole, pendelt Bruno an seinem Seil über einem furchterregenden Abgrund und kommt gerade nach einem Flug von über fünfzehn Metern zu sich. Stockend

Erinnerungs-bilder

Rechts: Erstes Licht an der Maestrikante des Cerro Torre, an der sich auch Reinhard Karl und Hans Martin Götz versuchten, von der Eisgrotte am Torre Egger aus gesehen.

Unten: In einer natürlichen Biwakhöhle am Torre Egger.







Links: Beim Basislager im Torre-Tal, ganz links Hans Martin Götz, rechts neben ihm Reinhard Karl.

Fotos:
G. Giongo (2)
R. Karl

erzählt er mir, was geschehen ist. Er hatte das vor ein paar Tagen in der Wand zurückgelassene Material erreicht, hatte sich dann angeseilt und war im Begriff, in Selbstsicherung den Überhang zu überwinden, als er auf dem vereisten Felsen ausglitt und wahrscheinlich den Kopf anschlug. An mehr kann er sich nicht erinnern. Drei Haken und ein „nut", die er gerade für die Sicherung angebracht hatte, sind gesprungen. Bruno blieb an einem alten Haken hängen, den er selbst im Vorjahr bei einem unserer vielen Versuche hier eingeschlagen hatte!

Wir haben die Querung des Wasserfalls hinter uns, sie war schwierig und heimtückisch. Und nun versuchen wir am oberen Rand des Hängegletschers den Gaskocher in Gang zu bringen, um Tee zu kochen, da wir vollkommen durchnäßt sind und unsere Muskeln vor Kälte zucken. Nachts verwandelt sich der Wasserfall in eine dicke überhängende Eiskruste, und die alten Fixseile, die von jenen zurückgelassen wurden, die in den vergangenen Jahren ihr Glück versucht haben, sind zerfetzt und unbrauchbar. Es ist ein äußerst ungutes Gefühl, in unserem Zustand hier zu sein, mit einem Abgrund von beinah fünfhundert Metern unter den Füßen.

Bruno geht es schlecht und bald genug werde ich mir des Ernstes unserer Lage und der Schwere des Vorfalls bewußt. Wir beschließen abzusteigen, erreichen unsere Eishöhle und verbringen darin eine Zeit der absoluten Ruhe, während der Bruno unter dauernden Kopfschmerzen und Brechreiz leidet. Wir müssen ins Tal. In zwei Tagesmärschen erreichen wir das Schutzhaus des Parque Nacional. Nach zehn Tagen hat Bruno sich wieder vollkommen erholt.

In der Zwischenzeit gelangen auf noch heute ungeklärten Wegen falsche Nachrichten nach Italien. In Agordo wird Bruno totgeglaubt. Beileidsbezeigungen erreichen Brunos Mutter und seinen Bruder Giorgio.

Nach einer weiteren Ruheperiode, in der wir jede Menge „calafate" essen, oder zur Abwechslung mit dem Gaucho der Estancia Fitz Roy „Mate" trinken, beschließen wir, zu unserem „Eispalast" zurückzukehren.

Neue Versuche, neues Umkehren. Endlich gelingt es uns, die überhängende Barriere zu überwinden, oberhalb des höchsten 1974 von zwei Amerikanern erreichten Punktes.

Wieder schlechtes Wetter und eine verzweifelte Umkehr! Nach ungefähr hundert Metern unseres Abstiegs sind wir gezwungen haltzumachen. Es ist unmöglich, das Biwakmaterial aus dem Rucksack zu ziehen. Das Schneetreiben ist so stark, daß es uns an jeder noch so kleinen Tätigkeit verhindert. Kaum haben wir den Rucksack geöffnet, ist er schon randvoll mit Pulverschnee. Es gelingt uns nicht einmal, die Daunenjacke anzuziehen. So geben wir es schließlich auf und sind gezwungen, in höchst unbequemer Stellung an einem Haken mit dem Klettergurt, der ins Fleisch schneidet, gesichert zu warten. Ein weiteres schlaflos verbrachtes Biwak – wie viele andere zuvor hier in Patagonien. Wir hängen nur ein paar Meter voneinander in der Wand, können uns aber nicht einmal schreiend verständigen. Ununterbrochen herabstürzende Schneemassen kleben uns an den Fels. Wir sind ein Teil der Schneeschicht und eins mit der Wand. Der Sturm rast unbarmherzig – plötzliche heftige Windstöße lassen uns keinen Augenblick aufatmen. Wir nehmen Schlaftabletten. Trotzdem erscheint mir diese Nacht unendlich lang.

Und während wir auf den Morgen warten, denke ich an das vergangene Jahr, als wir mehr oder weniger an dem Punkt, wo wir uns jetzt befinden, nach dem sechsten Versuch aufgegeben haben. Warum? Wir hätten die Wahl gehabt zwischen drei verschiedenen Möglichkeiten. Die einfachste, aber gefährlichste Lösung wäre die gewesen, durch die Rinne aufzusteigen, auf der Linie, wo schon Engländer und Amerikaner nicht mehr weitergekommen waren, weil gerade hier einer von ihnen durch einen Eisschlag verletzt worden war. Es wurde geschrieben, daß ihr Aufgeben den „enormen objektiven Schwierigkeiten" zuzuschreiben gewesen sei, da vom Eispilz des Gipfels und des Vorgipfels während der wenigen wärmeren Stunden des Tages gerade dort Blöcke herabstürzen, die manchmal das Ausmaß eines ganzen Zimmers haben.

Die zweite Möglichkeit hätte uns ein großer Überhang weiter rechts geboten, nach dessen Überwindung wir uns einem weiteren Schnee- und Wasserfall gegenübergesehen oder bestenfalls mit Rieseneisformationen zu kämpfen gehabt hätten, wenn wir in der Kälte der Nacht geklettert wären. Auch der Wiedereinstieg in die darüberliegende Rinne wäre sehr problematisch gewesen, wegen der schieren Unmöglichkeit, die an den Leitern hängenden Steigeisen an die Füße zu bekommen und wegen der ungünstigen Bedingungen.

Die dritte und einigermaßen sichere Aufstiegsmöglichkeit war eine enorme senkrechte Platte aus härtestem Granit, vollkommen glatt und nicht dem Eisschlag ausgesetzt. Um da hinaufzukommen, hätte man unzählige Bohrhaken anbringen müssen, mindestens aber siebzig Stück. Es wären entschieden zu viele gewesen, um einen Sieg zu rechtfertigen! Außerdem hatten wir absichtlich keine mitgenommen.

Im vorigen Jahr hatten wir die erste Möglichkeit, die der zentralen Rinne, von vornherein nicht in Betracht gezogen. Sie war äußerst ausgesetzt und bot übermäßige objektive Gefahren. Diesmal hatten wir die Wand gerade an diesem Punkt überwunden, und leider dann wenige Meter unter der Scharte zum Vorgipfel wegen des unmöglichen Wetters umkehren zu müssen.

Während wir auf den Morgen warten, frage ich mich, ob es sinnvoll ist, so ohne Mittel, ohne Basismannschaft, ohne Fixseile und Radio hier zu sein, wo andere, stärkere Expeditionen als die unsere gescheitert sind, wie die Engländer der Don Whillans-Expedition, Amerikaner, Neuseeländer, wieder Engländer, eine vielköpfige Expedition aus dem italienischen Fassatal und schließlich die beiden Amerikaner. Sie alle hatten die Wand bis zum höchsten erreichten Punkt mit fixen Seilen ausgerüstet. Wir fanden sogar in der Rinne und an der „Barriere" von den herabstürzenden Eismassen zerrissene Seilbruchstücke.

Wenn es bei uns in den Alpen jemand wagt, eine Wand vor der Besteigung derartig auszurüsten, wird er hart und gnadenlos kritisiert und sein Aufstieg wird deklassiert. Wer weiß, warum diese Regel zehn-, zwanzigtausend Kilometer von zu Hause entfernt nicht gilt, wo sogar gute Bergsteiger sich scheinbar

moralisch berechtigt fühlen, alle erdenklichen Hilfsmittel zu verwenden, auch wenn es sich nicht um Erstbesteigungen, sondern um Wiederholungen handelt. Seltsamerweise wird da keine Kritik laut. Auf diese Art aber sind die wichtigsten Routen in Patagonien bestiegen worden: Der Cerro Torre von Westen und von Südosten, der Torre Egger vom Col de la Conquista und beinahe alle der schwierigsten Routen am Fitz Roy.

Endlich graut der Morgen! Mit den Ellenbogen befreien wir uns aus dem Eis um uns und schütteln den Schnee ab, um den langen nicht enden wollenden Abstieg zu beginnen. Wunderbarerweise setzt der Sturm aus, und es beginnt langsam zu schneien. Ein außergewöhnliches Schauspiel hier in Patagonien – man kommt sich vor wie in den heimatlichen Alpen. Für einen Augenblick vergessen wir den Abstieg, der uns erwartet, und lauschen in die ungewöhnliche Stille hinein, die ein Gefühl des Friedens vermittelt. Zum ersten Mal erleben wir den Schnee hier so: Große Flocken fallen *senkrecht* vom Himmel! Unsere Körper bieten dem Schnee reichliche Ablagerungsfläche, er häuft sich zusehends auf uns an. Die Abstiegsvorbereitungen gestalten sich äußerst schwierig, aber es wird Zeit, daß wir die tausend Meter senkrechter Wand zu unseren Füßen mit realistischen Augen betrachten. Die ganze Nacht hindurch starrten wir teilnahmslos in die Tiefe, als sei da unten eine fremde Welt, die uns nichts angeht. Jetzt, da der Augenblick zum Aufbruch gegeben ist, zögern wir und erfinden insgeheim den einen oder anderen Vorwand, um den Beginn dieses schrecklichen Abstiegs noch ein wenig hinauszuzögern.

Es muß schon acht oder neun Uhr sein, als wir uns endlich dazu überwinden, uns in die Leere hinein abzuseilen, ohne zu wissen, wo wir ankommen werden. Wir suchen einen Weg in dieser weißen Grenzenlosigkeit, in der die Wand vom Abgrund kaum zu unterscheiden ist. Stück für Stück seilen wir uns ab, dann müssen wir queren, wobei es immer wieder zu unfreiwilligem Pendeln kommt. Die vereisten Seile geben die notwendige Reibung nicht mehr. Alle bekannten Kunstgriffe nützen uns nichts. So ereignen sich unvorhergesehene „Flüge" mit der Gefahr, daß uns die Seilenden aus der Hand gleiten, die wir aus Unlust nicht verknüpft haben.

Wieder graben wir im Schneesturm vor unserer Eisgrotte, um den Eingangstunnel zu orten, der vollkommen vom Schnee verdeckt ist.

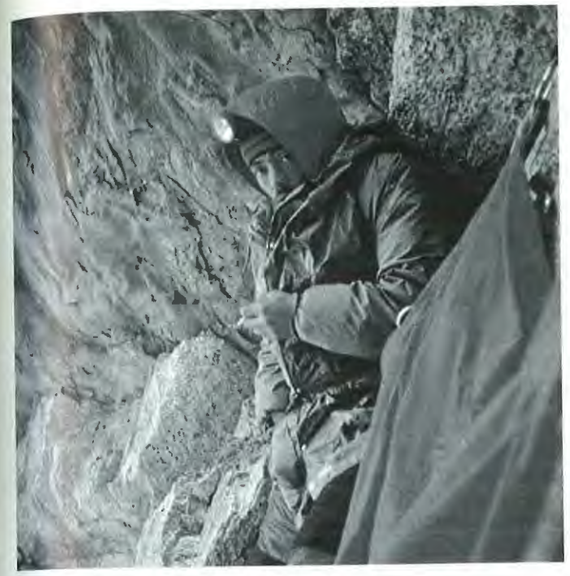
Acht Tage lang werden wir durch das schlechte Wetter festgehalten und durch die Lawinen, die aus einer Höhe von tausend Metern von der Wand herabstürzen und so diesen äußersten Gletscherrand verändern. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hat sich der Boden unseres „Schlafzimmers" um zwanzig oder dreißig Grad geneigt und wir finden uns mit dem Kopf nach unten wieder. Zu unseren Füßen hat sich eine Spalte aufgetan, durch die endlich etwas frische Luft einströmt. Das Schneeschaufeln ist lebenswichtig, um mit der Außenwelt in Verbindung zu bleiben, und zugleich ist diese Arbeit unsere einzige Abwechslung in dieser zermürbenden Monotonie. Von Zeit zu Zeit sehen wir uns an oder sagen Unsinn, um uns dann wieder für lange Zeit – bis zu fünfzig Stunden – in den Schlafsack zu verkriechen. Unsere Unterhaltung wird immer sinnloser. Die Lebensmittel werden langsam knapp. Wir sind soweit, daß wir richtige Eßgelage und genüßliches Rauchen simulieren. Die wenigen Bücher, die wir haben, nützen uns nicht viel, da es hier drinnen auch tagsüber stockdunkel ist. Die einzige natürliche Lichtquelle, unser Eingangstunnel, der anfangs zwei Meter lang war, ist jetzt durch den anhaltenden Schneefall da draußen auf eine Länge von zwölf Metern angewachsen. Ich gestehe, daß ich es nicht glaubte, als ich in Maestris Buch von Schneefällen las, die hier am Torre-Gletscher angeblich eine Höhe von zehn bis fünfzehn Metern erreichten.

Genau gesehen handelt es sich um Schnee, den der Sturm vom Piergiorgio und von den Wänden über uns dahertreibt, bekanntlich schneit es in Patagonien stets waagrecht. Außerdem wird die Gruppe des Cerro Torre konstant von mikroklimatischen Phänomenen heimgesucht.

Rechts: Die große Verschneidung in der Ostwand des Torre Egger – schöne Kletterei bei gutem Wetter und ebensolchen Verhältnissen!



Foto: G. Giongo



Links: Bruno De Dona in einem Biwak am Torre Egger.

Foto: G. Giongo

Wie dem auch sei, je mehr Schnee sich anhäuft desto finsterer wird es in unserer Behausung. Es hat wenig Sinn, künstliches Licht zu machen, eine Kerze reicht kaum für zwei Stunden, ebenso eine Batterie für die Stirnlampe. – Wir hätten viele Batterien oder Kerzen mitnehmen können und andere ebenso wichtige Dinge. Auch ein Spaghettigericht wäre eine wichtige Alternative zu der Trockenverpflegung, die uns schon zum Hals heraushängt; Schlafsäcke und Daunenjacken zum Wechseln, mehr Seile, ein Radio... aber dann wäre *diese* Expedition nie zustandegekommen.

Wir sind in unserer Höhle blockiert, denn draußen ist die Hölle los. Es ist nicht einmal möglich, aufrecht am Ausgang zu stehen, wegen der Lawinen, die uns bis zur hundert Meter tiefer gelegenen Plattform mitreißen würde. Auch dies ist schon passiert.
Die Eishöhle, die wir im Dezember 1977 gebaut hatten, als wir den Fitz Roy bestiegen, befand sich in idealer Lage und hatte nicht die Nachteile unserer jetzigen, da sie dicht am Paß lag, geschützt vor Schneeverwehungen und übermäßiger Schneeanhäufung. Diesen Gletscher hier haben wir gründlich nach einer besseren Möglichkeit abgesucht, erfolglos wie alle anderen Expeditionen, die dasselbe in unserer Nähe suchten. Alle hatten wir das gleiche Problem, einige haben sogar ihr „Haus" und die gesamte Ausrüstung im Wert von mehreren tausend Dollar verloren, wie es Jim Bridwell im Jahr vorher ergangen war und Don Peterson, dessen vorbildliche Orientierungsseil-Verbindung eines Tages von den Lawinen aus der Wand gerissen war. Tagelang hatten sie gegraben und es sogar mit Sonden versucht, doch die übermäßig dicke Schneedecke hatte alles Suchen vergeblich gemacht.

Einige Tage später stürzt Bill Denz, der sich erschöpft auf der Rückkehr von einem seiner zahlreichen Versuche an der Maestri-Route befand, von der Wand der Schulter unter der Kante des Torre zweihundertfünfzig Meter tief auf den Gletscher ab. Glücklicherweise hat der Unfall keine allzu schlimmen Folgen. Bills vermutlich ausgerenkte Schulter ist übermäßig angeschwollen. Tom Baumann, der den Sturz ganz zufällig mitangesehen hat, kommt zu uns mit der Bitte um Medikamente. Leider haben wir keine außer Aspirin und Schlaftabletten für den Fall, daß wir im Sturm biwakieren müssen und uns dreißig, vierzig Stunden lang kaum rühren können.

Wir steigen zum Basislager ab. Deutsche, Franzosen, Amerikaner und der Norweger geben den Torre auf und verlassen das Tal. Auch Don Peterson und Tom Baumann beginnen die Wand zu räumen, die sie bis unter den Col de la Conquista vollkommen mit Fixseilen ausgerüstet hatten. Der Abschied von Reinhard Karl und Hans Martin Götz läßt uns in ziemlich bedrückter Stimmung zurück.

Nach einem weiteren Versuch erwartet uns einige Zeit später im Basislager eine bittere Überraschung: Jemand ist in unser Zelt eingedrungen, hat das Schloß unseres Materialsacks aufgebrochen und verschiedene für uns mehr als wichtige Dinge gestohlen. Die wichtigsten Sachen, die fehlen, sind eine Daunenjacke und eine Menge Trockenverpflegung. Bill ergeht es nicht besser. Unsere Lebensmittel waren schon beinah alle, und hier im Basislager hatten wir auch nicht mehr besonders viel Vorrat, jetzt haben wir nicht einmal diesen. Oben in der Wand und in der Eishöhle haben wir zwar noch eine eiserne Reserve, die uns die unentbehrliche Autonomie sichern soll, sobald das Wetter sich bessert und wir endlich wieder aufsteigen können.

Wir finden eine neue Nahrungsquelle: Pilzarten in den lebhaftesten Farben, die uns vollkommen unbekannt sind. Anfangs essen wir jeder einen, und als sich tags darauf keine verdächtigen Symptome zeigen, steigern wir die „Dosis". Schließlich bereiten wir uns Töpfe voll davon zu. Es hatte hier auch Beeren gegeben, ähnlich unseren Heidelbeeren, aber deren Reifezeit ist scheinbar vorüber, denn wir finden keine mehr. Dafür entdecken wir andere Beeren, die viel kleiner und nicht so schmackhaft sind, sie bringen etwas Abwechslung in unsere Pilzdiät.

Im großen und ganzen sind wir zufrieden: Unser größter Hunger ist gestillt, und auch nach einigen Tagen verspüren wir keinerlei Verfallserscheinungen, im Gegenteil, wir fühlen uns ausgezeichnet in Form.

Diese Zeit ist vielleicht die schönste der vier Monate in Südamerika, eine Zeit der langen, nicht enden wollenden Abende am Feuer, der Bäder in eiskalten Wildbächen. Nach dieser Zeit des angenehmen Nichtstuns und zugleich brennenden Tatendranges sind wir endgültig „reif", unser Vorhaben zu Ende zu führen.

Das schlechte Wetter hält jedoch an. Unsere Ernährung wird langsam einseitig, und wir spüren den Mangel an Kohlehydraten. Wir steigen ins Tal hinunter. Beim Aufseher des Parque Nacional finden wir ein Paket mit Lebensmitteln vor. Cesare Fava hat es uns aus Buenos Aires durch einen Geologen nachgeschickt. Wir können es kaum glauben. Welch ein Fest! Der Hunger ist schnell vergessen. Einige Tage später erscheint es uns ganz unwahrscheinlich, daß wir so heruntergekommen waren!

Unerwartet kommt endlich doch der Augenblick des Wiederaufstiegs. Im Basislager zeigt das Barometer einen vielversprechenden Stand. Am 13. März 1980 greifen wir bei herrlichstem Wetter wieder an. Wir biwakieren unterhalb des überhängenden Felsbandes unter der Scharte. Anstatt wie bisher abzusteigen, wollen

wir in der Wand bleiben, obwohl sich das Wetter wieder zum Schlechten zu wenden scheint. In der Nacht vom 14. zum 15. März bessert es sich jedoch. Im Licht der Stirnlampen klettern wir noch im Dunkeln los und überbrücken das schwierigste Stück am fixen Seil, das wir bei unserem siebten Versuch angebracht hatten. So erreichten wir die Eisrinnen, die zur Scharte führen.

Vergebens suchen wir nach den wenigen Haken, die wir beim letzten Mal eingeschlagen haben. Sie sind mit Eis überkrustet. Trotzdem erreichen wir die Scharte rasch. Wir halten umsonst Ausschau nach Bill Denz, der schon seit vier Tagen am Cerro Torre ist. Oberhalb der Scharte wird das Eis äußerst steil. Der Abstand vom letzten Haken wird immer größer und die Seile hängen von der senkrechten Wand, die mit einer ungefähr zehn Zentimeter dicken Eiskruste überzogen ist. Unser einziger Halt sind die Frontzacken der Steigeisen – unter uns ein Abgrund von tausendfünfhundert Metern! Ich fühle mich unbehaglich und euphorisch zugleich. Es ist unglaublich, wie die Euphorie uns über die schwierigsten Passagen dieser senkrechten Wand hilft. Das Eis ist sehr unsicher!

In der Granitwand unter dem Eispilz bringen wir zur Erinnerung an unsere Passage nebeneinander drei Haken an, trotz Brunos Protest. Es tut ihm sogar jetzt unter diesen Umständen leid, solch ein „Kapital" zurückzulassen.

Das Wetter hat sich schon wieder verschlechtert. Wir klettern schon seit einiger Zeit in leichtem Schneefall, ohne es in unserer Eile zu bemerken. Jetzt, da der Gipfel schon so nah ist – es fehlen kaum noch fünfzig Meter – wollen wir nicht aufgeben. Wir erreichen ihn in den ersten Nachmittagsstunden unter unbeschreiblichen Bedingungen! Einige Photos von Bruno, der mich verwünscht, mit Recht, da er so schnell wie möglich wieder weg will, und dann stehen wir vor dem Problem des Abstiegs. Für Gefühle ist jetzt keine Zeit! Am ersten Abseilhaken, einem achtzig Zentimeter langen Rohr, das wir in den Eispilz geschlagen haben, befestigen wir eine zerfetzte Sturmhose.

Wir beginnen mit dem Abseilen. Nach der ersten Abseillänge ist es unmöglich, eine zuverlässige Sicherung anzubringen, und so sind wir gezwungen, abzuklettern. Die Sicht ist nunmehr gleich Null. Bruno verschwindet senkrecht unter mir im Nebel auf der Suche nach einer Möglichkeit, einen Haken einzuschlagen. Das Seil ist gespannt. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll, da wir uns weder sehen noch hören können. Lange Zeit warte ich, doch nichts geschieht. Am immer noch gespannten Seil beginne ich mit Pickel und Eishammer an der fast senkrechten Wand abzuklettern. Weder Bruno noch ich haben jemals im Leben etwas derartiges erlebt! Euphorie und Verzweiflung erfüllen uns. Nach einer weiteren Abseillänge erreichen wir endlich wieder die Scharte, doch wir müssen feststellen, daß wir unmöglich auf demselben Weg wieder hinunterkommen. Die ganze Wand hat sich in eine Pulverschneekaskade verwandelt. Der Wind vom „Hielo Continental" lädt seine ganze Last dieseits des Grates ab und die Schneemassen sammeln sich gerade in den Eisrinnen, durch die wir aufgestiegen sind. Von Zeit zu Zeit reißt es kurz auf. Unseren Augen bietet sich eine geradezu apokalyptische Szenerie.

Ich schlage vor, den Abstieg in Richtung „Hielo Continental" zu versuchen, indem wir zuerst über den Grat den unerstiegenen Vorgipfel zu erreichen trachten sollten, um uns anschließend der Scharte des Stanhardt-Turmes zuzuwenden. Gegen Westen hin scheint die Wand trockener zu sein, oder wenigstens gibt es hier von Zeit zu Zeit bessere Sicht. Also steigen wir zum Gipfel hoch und seilen uns dann gegen Norden bis zum unteren Rand des Eispilzes ab, wo Bruno nach einer Verankerungsmöglichkeit sucht, um mit dem Abseilen zu beginnen. Eine minutenlange Aufhellung läßt uns unsere Lage mit anderen Augen betrachten: Unter uns erblicken wir eine tausend oder mehr Meter hohe senkrechte Wand und die immense Monotonie des „Hielo Continental". Dieser antarktische Gletscher, der sich über mehr als dreihundert Kilometer erstreckt und vollkommen eben ist, ist eine Unbekannte für uns, trotzdem glaube ich, daß es auch bei schlechtem Wetter möglich wäre, dort einen Ausweg zu finden. In südlicher Richtung müßte man zu der Gletscherzunge gelangen, die in dem Viedma-See mündet, zur Pampa und vielleicht zu einer „Estancia". Wenigstens ist diese Wand trocken und der – wenn auch reichlich akrobatische – Abstieg würde mehr Chancen bieten und weniger objektive Gefahren.

Wir untersuchen unser Material. Es stellt sich heraus, daß die wenigen Haken, die uns geblieben sind, nicht ausreichen würden, um bis zur Basis der Wand zu gelangen. Wir sind unsicher, was zu tun sei, doch dann beschließen wir , wieder aufzusteigen. Wir gewinnen den Vorgipfel und steigen auf der anderen Seite erneut zur Scharte ab.

Wieder beginnen wir mit dem Abseilen. Dabei sind nur Eishaken unsere Verankerung und die sind nicht sicher. Nur ein Haken für jede Abseillänge! Es bleibt uns keine andere Wahl. Jener Teil des Materials, den wir zuvor in der Wand zurückgelassen haben, ist unterm Eis verschwunden und so bleiben uns nur wenige Haken.

Wir können kaum noch etwas sehen und werden bei jedem Halten buchstäblich unter dem Pulverschnee begraben, der sich zwischen uns und der Wand anhäuft. Stück für Stück nähern wir uns dem Eisfall. Hier ist das Eis hart und hängt an der senkrechten Wand. Die Schläge des Eispickels klingen unheimlich hohl. Eine unglaubliche Szene. Ich sehe Bruno im Abgrund verschwinden – dann nichts mehr. Ich höre und sehe nicht, wann er ankommt und ob er ankommt. Langes Warten. Pendelquergänge.

Endlich sind wir in der Nähe unseres Biwaks. Wir müßten etwa dreißig Meter queren, um wieder in den Besitz eines Teiles unserer Ausrüstung und der Lebensmittel zu gelangen, die wir während des Aufstiegs hier zurückgelassen haben. Aber dieses Unterfangen erweist sich als unmöglich. Erschöpft wie wir sind, entschließen wir uns zur Aufgabe. Auch Bruno ist merkwürdigerweise damit einverstanden. Zum ersten Mal im Leben läßt er zu, daß die teure Ausrüstung am Berg zurückbleibt.

So setzen wir den Abstieg fort. Um Mitternacht erreichen wir den Hängegletscher. Wir bereiten uns Tee und warten im Schneesturm auf den Morgen. Im Morgengrauen seilen wir uns weiter ab. Schneemassen donnern durch die Schlucht in die Tiefe. Wir



Links: Auf dem Gipfel des Torre Egger.

Foto: G. Giongo

sehen den Schnee unter uns von links nach rechts wogen, wie von einem enormen Hydranten gestrahlt – mit einer Schwingungsbreite von ungefähr achtzig Metern.
Jetzt vertrauen wir uns sogar den zerfetzten Seilen an, die andere Expeditionen im unteren Teil der Wand zurückließen und die teilweise noch aus dem Eis herausragen. Am späten Morgen erreichen wir endlich total erschöpft den Fuß der Wand und graben im unaufhörlichen Schneetreiben nach dem Eingang unserer Eishöhle. Drei Stunden später haben wir ihn.
Endlich kriechen wir in den engen Durchgang und schleppen uns mühsam mit unseren Rucksäcken in die Höhle. In Sicherheit! Zwei Tage verbringen wir hier, bevor uns unser Sieg überhaupt so recht bewußt wird und wir uns darüber freuen können. Dann beginnen wir mit dem gefährlichen Abstieg zum Basislager.
Bei unserem Versuch, gegen Westen hin zum „Hielo Continental" abzusteigen, haben wir unbewußt und ohne daß dies Teil unseres Vorhabens gewesen wäre, einen unbestiegenen Gipfel berührt, den Vorgipfel des Torre Egger. Wir nennen ihn „Punta Herron" zur Erinnerung an den jungen Neuseeländer Philipp Herron, der 1974 unsere selbe Route am T. Egger versucht hatte. Bill Denz, der bei dem damaligen Unternehmen sein Freund und Gefährte gewesen war, ist sichtlich gerührt, als wir ihm unseren Entschluß mitteilen und schreibt unverzüglich an Philipps Mutter in Neuseeland.
An einem der unvergeßlichen Abende im Schein des Feuers in unserer windschiefen Hütte im Basislager erfahren wir von Bill die Einzelheiten des tragischen Unfalles, der Philipp Herron das Leben kostete:

Auch sie hatten sich mehr oder weniger am selben Punkt wie wir eine Eishöhle gebaut. Eines Tages verließ Philipp gemeinsam mit einem Gefährten die Grotte, ohne sich vorher anzuseilen und stürzte in eine vom Schnee verdeckte Gletscherspalte. Sein Kamerad holte sofort ein Seil und ließ sich vierzig Meter tief in die Spalte hinunter, bis dorthin, wo sie sich verengte und weiteres Eindringen unmöglich war. Der schlankere Philipp hatte sich einige Meter tiefer verkeilt und konnte weder Hände noch Füße bewegen. Sein Gefährte konnte nicht bis zu ihm vordringen. Jeder Versuch, Philipp zu befreien, war vergeblich. Einige Stunden später war er noch tiefer gerutscht, da das Eis durch die Körperwärme geschmolzen war. Er war eingeschlossen! Sein Gefährte beschließt zum Basislager abzusteigen, um Hilfe zu holen. Philipp ist bei vollem Bewußtsein. Er weiß, daß er verloren ist und bittet den Gefährten, seine Lieben für ihn zu umarmen. Weniger als die Hälfte der Zeit, die sonst für Hin- und Rückweg vom Basislager benötigt wird, brauchen alle zehn Mitglieder der Expedition bis zur Unfallstelle. Man seilt sich in die Spalte ab. Philipp ist noch zu sehen. Doch er ist bereits tot. Vergebens versuchen sie, seinen leblosen Körper aus dem eisigen Grab zu befreien. Phil war neunzehn Jahre alt.

Seit einiger Zeit halten wir uns nun schon im Basislager auf, doch alles erscheint uns noch unwirklich, die Farben, das Tosen des Wildbaches, das Feuer... Erst nach einigen Tagen können wir wieder einigermaßen schlafen. Nachts beobachte ich, wie Bruno sich in Alpträumen windet, und auch er sagt von mir dasselbe.

Aus finanziellen Gründen hatten wir nur einen Einfachflugschein, und nun, nachdem wir unsere Ausrüstung in der Wand zurücklassen mußten und nach dem Diebstahl im Basislager, fehlen uns die Mittel, um nach Italien zurückzukehren. Den Rückflug wollten wir durch den Verkauf unserer Ausrüstung bestreiten.

Eine endlose Rückreise per Autostop durch Patagonien erwartet uns, durstige Biwaks in der wüstenhaften Pampa auf flimmernden Sanddünen. Womöglich müssen wir tagelang auf ein Lastauto warten, das nicht kommt. Aber dies ist der Preis der Freiheit!

Doch es kommt anders. Als wir im Schutzhaus des Parque National eintreffen, werden wir gefeiert: wir finden Hilfe und Freunde. Gegen Ende April können wir endlich nach Italien zurückfliegen. Zwei Expeditionen für einen Berg! Wie haben wir ihn uns erträumt! Rückblickend fällt es mir schwer, stolz auf unsere Erfahrung und unsere Leistung zu sein. Wenn das Risiko gewisse Grenzen überschreitet, hat der Alpinismus vielleicht wenig Sinn. Wir suchten das Risiko nicht in *diesem* Ausmaß, doch wir wurden einfach mitgerissen und konnten nicht zurück. An einem gewissen Punkt wird das Risiko wie eine Droge. Jene Biwaks am Torre Egger werden wir nicht so schnell vergessen, sicher aber vergessen wir niemals das durchdringende Heulen der patagonischen Stürme.

(Aus dem Italienischen übersetzt von Renate Prechtl)



Alpinismus International

Bedeutende Unternehmungen 1982

Chronik von Toni Hiebeler

Die Reihenfolge der Berichterstattung entspricht dem Namen-Alphabet der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen, sofern es über sie etwas zu berichten gibt, wiederum geografisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1982. Aus Platzgründen konnten nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt werden.
Informationen über wichtige Besteigungsversuche befinden sich im IBA.
Das Zustandekommen der vorliegenden Chronik, die keinen Anspruch erhebt auf Vollständigkeit, verdanken wir vielen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten und die als Quelle aufgeführt sind. Ganz besonderer Dank gilt H. Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal; Mike J. Cheney, Sherpa Cooperative Kathmandu; Józef Nyka, „Taternik"-Redakteur, Warschau; der Indian Mountaineering Foundation, New Delhi, und dem Alpine Club of Pakistan, Islamabad.
Bleibt nur noch die Bitte an alle Expeditionsbergsteiger, auch in der Folgezeit an der Chronik und am Internationalen Bergarchiv des DAV mit Informationsberichten mitzuwirken!

Toni Hiebeler

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
AM	Alpin-Magazin
BM	Der Bergsteiger-Mountaineer
DA	Die Alpen
DAV	Deutscher Alpenverein
HH	Himalayan Handbook
HJ	Himalayan Journal
IBA	Internationales Bergarchiv
MA	La Montagne et Alpinisme

Seite 158: Mount Foraker/Alaska. Von fünf Expeditionen mit insgesamt 14 Teilnehmern erreichten 1982 nur vier Bergsteiger ihr Ziel an diesem Berg.

Foto: F. Bauer

AFRIKA

Kilimanjaro, 5963 m

Die beiden Amerikaner Galen A. Rowell und Harold Knutson führten am 16. 9. 82 eine ungewöhnliche Besteigung aus: Vom Endpunkt der Nationalpark-Straße (3810 m) stiegen sie über den Westbruch nahe des Arrow-Gletschers bis zur Uhuruspitze (5963 m) in 7 Stunden auf; Abstieg gleich anschließend auf der gleichen Route in 4½ Stunden; es war die erste Besteigung des Berges an einem Tag. Galen A. Rowell

Mount Kenya, 5199 m

Erste Begehung einer neuen Route durch die Batian-Nordwand am 12. 7. 82 durch die Spanier Luis Suárez, César de Prado und Isidro Rodríguez Cubillas. Der Anstieg verläuft zwischen Westgrat und Nordgletscher.
AAJ 1983, Seite 216

Hoher Atlas

Eine fünfköpfige jugoslawische Gruppe unter Danielo Pataréič hat in den verschiedenen Gebieten des Hohen Atlas eine Reihe von Erstbegehungen ausgeführt. Franci Savenc, Ljubljana

AMERIKA (Nord)

Alaska

Im Denali National Park hat es 1982 eine wahre Bergsteiger-Invasion zu beobachten gegeben; es wurden mehr Bergsteiger registriert als in allen Jahren zuvor. Allein der Mount McKinley (Denali) wurde von 696 Bergsteigern versucht, aber nur 310 (44 %) erreichten den Gipfel; 1981 waren es 321 Gipfelbesteiger (52 %). Der Grund, weshalb es 1982 weniger Erfolge gab, liegt vermutlich darin, daß es keine langen Schönwetterperioden gegeben hat; außerdem wurden vermehrt schwierige Routen angegangen, was naturgemäß einen größeren Ausfall zur Folge hat.
Nachstehend geben wir eine statistische Übersicht der Unternehmungen im Denali National Park (aus AAJ 1983):

	Expeditionen	Bergsteiger	erfolgreich
Mount McKinley			
West Buttress	97	352	129
West Buttress (Guided)	17	146	82
Muldrow Glacier	4	19	13
Muldrow Glacier (Guided)	1	20	18
West Rib	20	64	23
Cassin	17	43	23
South Buttress (Guided)	1	11	10
NW Buttress (Guided)	1	6	2 (N. Peak)
Wickersharn Wall	3	14	0
East Buttress	2	5	3
Messner-Couloir	2	4	4
SE Face (Isis Face)	1	2	0
South Face	2	6	1
Reality Ridge	1	2	2
SW Face	1	2	0
	170	696	310
Mount Foraker	5	14	4
Mount Foraker (Guided)	1	2	0
Mount Hunter	6	16	0
Mount Huntington	6	15	0
Mooses Tooth	4	8	6 (W. Peak)
Kitchatna Spires	3	8	5
Mount Russell	1	3	0
Little Switzerland	1	2	2
	27	68	17
Total	197	764	327

Alaska-Interessenten, die sich einen detaillierten Überblick über die Unternehmungen 1982 machen wollen, sollten sich mit der umfangreichen Chronik in AAJ 1983 (Seite 139–152) vertraut machen, zumal die meisten Unternehmungen nicht mehr als „Expeditionen" zu betrachten sind. Das gleiche gilt für die Cascade Mountains, die Sierra Nevada sowie für das Yosemite-Gebiet, deren Unternehmungen mehr oder weniger rein bergsportlichen Charakter haben; auch sie sind im AAJ 1983 (Seite 152–171) ausführlich behandelt.

Denali (Mount McKinley), 6193 m

Die Franzosen Ivan Ghirardini und Jean Philippe Roux begingen vom 6. bis 12. 8. 1982 den berühmten Cassinpfeiler, wobei sie, von einem Wettersturz überrascht, zwei Tage lang einen Biwakplatz nicht verlassen konnten. Sich auf ihre große Bergerfahrung stützend, bewerten sie die Begehung als ein sehr ernstes, mancher Himalayatour gleichkommendes Unternehmen. Es soll die schnellste – von Europa aus gerechnet – Besteigung des höchsten Punktes Nordamerikas gewesen sein: von Paris nach Paris 18 Tage!

Die vierte polnische Besteigung des Denali (Mount McKinley) führte am 31. 8. Jerzy Nowak durch. Er war zuerst in Begleitung einer Amerikanerin, später schloß er sich einer deutschen Gruppe an. Zwei Gipfelbesteigungen glückten im Juni 1982 den Spaniern Martin Zabaleta (Mount Everest 1980) und Angel Maria Abrego (Januar 1981). Am 8. 6. bestiegen sie den Berg auf der Normalroute; wenige Tage später erreichte die Seilschaft den Gipfel zum zweiten Mal über den 2600 m hohen Cassinpfeiler.

Józef Nyka, Warschau

Kichatna Spire, 2739 m

Daß es in Alaska eine Menge großer Wände, sogenannte „Big walls" gibt, ist bekannt, daß diese Wände jetzt in immer stärkerem Maße Ziele von Bergsteigern, besonders Amerikanern, sind, geht oft unter. Am Kichatna Spire zeigt sich jetzt das Umsetzen der im kalifornischen Yosemite Valley, besonders am El Capitan und Half Dome, praktizierten Big-Wall-Technik. Routen mit gleicher Geschwindigkeit, jedoch mit den Komponenten Wetter im für den Bergsteiger negativen Sinn und Höhe, sowie eine Isolation von der Außenwelt, was Hilfe bei etwaigen Unfällen anbetrifft, erhöhen die physischen Anforderungen bei in etwa gleichen Wandhöhen.

So wurde der Kichatna Spire bereits 1966 erstbegangen, es dauerte aber volle 13 Jahre, bis es zu einer zweiten Besteigung kam. Mindestens sieben Bergsteigergruppen versuchten sich in der Zwischenzeit an diesem Berg, sie blieben jedoch alle erfolglos. Die dritte Besteigung des Kichatna Spire erfolgte dann 1982 über den 900 m hohen Ostpfeiler durch den Amerikaner Scott Woolums und den Neuseeländer Bill Denz. Sie verbrachten neun Tage in der Wand, davon vier im Sturm, und bewerteten ihre Route nach der amerikanischen Skala mit VI, 5.9, A4 (die vorangestellte Bewertung, in diesem Fall VI, gibt über die Begehungszeit und die daraus resultierenden Anforderungen Auskunft; sie geht von I bis VII, von der kurzen Ein-Seillängen-Route über Tagestouren bis zu mehrtägigen Wandunternehmungen = Big wall climbs). Kurz darauf gelang den Amerikanern David Black, David Graber und George Schunk die vierte Besteigung in nur fünf Tagen, trotz schlechten Wetters, auf einer neuen Route durch die Ostwand. George Schunk: „Einmal Kichatna Spire und dann nie wieder!" Die Route wurde mit den Schwierigkeitsgraden VI, 5.10, A5 bewertet.

BM 5/83, S. 73.

Amerika (Süd)

Venezuela

Sierra Nevada de Mérida

Das Bergsteigen in Venezuela hat Anfang der 80er Jahre einen neuen Aufschwung erlebt. Extremes Klettern ist in. 1982 wurden die ersten großen Granitwände angegangen, vor allem im Bereich der Sierra Nevada de Mérida, u. a. Ostwand des Pico Vértigo (ca. 4900 m, 6. 3. 82 G. Gómez und J. Betancourt.

AAJ 1983, S. 184

Peru

Cordillera Blanca

San Juan, 5843 m; Kimarumi, 5449 m; Yawarraju, 5675 m; Rurec, 5700 m; Huantsán, 6395 m; Uruashraju, 5735 m; Kashan Este, 5723 m

Eine 11köpfige südafrikanische Gruppe unter André Schoon befand sich im Juni/Juli 1982 in verschiedenen Gebieten der Cordillera Blanca und führte eine Reihe bemerkenswerter Besteigungen aus. Im Gebiet der Laguna Tullparaju wurden zur Akklimatisation mehrere Gipfel erstiegen, u. a. Jatunmontepuncu (5415 m), Chopiraju (5475 m) und Wamanripa (5243 m). Dann wurde das Gebiet von Quebrada Rajuqolta aufgesucht. Nach Besteigung einiger namenloser Fünftausender glückten folgende Unternehmungen: 28. 6. San-Juan-Nordwestgrat, J. Levy und T. Hughes; am gleichen Tag Kimarumi-Ostgrat, P. Preez und R. Sandell; 3. 7. Yawarraju-Nordwestgrat, Alistair und André Schoon mit Überschreitung zum Rurec; 3.–7. 7. Huantsán (Route von 1952), T. Hughes und J. Levy; Uruashraju mit Überschreitung von Uruashraju Norte über Nordwestpfeiler und Nordwestwand; 10. 7. Kashan-Este-Nordostwand (1. Beg.), J. Levy. Außerdem wurden einige namenlose Fünftausender erstiegen.

André Schoon, AAJ 1983, Seite 187

Oqshapalca, 5881 m

Erste Begehung der 600 m hohen Südwand am 20. 6. 82 durch die Italiener Bernard Francou, Jean Michael Cambon und Gian Carlo Grassi; 55° Durchschnittsneigung mit längeren Strecken 75 und 60–65°. Die Erstbegeher verglichen die Schwierigkeiten ihrer Route mit der bekannten Chacraraju-Südwand.

Gian Carlo Grassi, CAI

Carás I, 6025 m

Eine gemischte Gruppe von Schweizern und Kanadiern unternahm von Huaraz aus zwei bemerkenswerte Besteigungen: 12. 6. 82 Oqshapalca-Südwand (1. Beg.), Vincent Banderet, Jocelyn Ouellet und Bernard Balmat; 28. 7. Carás-I-Südwand, Banderet und Balmat. AAJ 1983, S. 187

Chopicalqui, 6345 m

Erste Begehung des Ostgrates 17.–25. 8. 82 durch die Franzosen René Desmaison, Alain Vagne, Michel Arizzi und Xavier Chappaz; der Aufstieg wurde durch unstabiles Wetter behindert; im unteren Teil des Anstiegs wurde 200 m Fixseil von einem früheren Versuch aufgefunden.

Xavier Chappaz, Chamonix

Jirishanca, 6126 m

Erste Begehung der ca. 700 m hohen Südwestwand vom 11. bis 14. 6. 1982 durch die Tschechoslowaken Zdislav Drlik und Jaromír Stejskal. Schwierigkeiten: V, Eis 70° mit Stufen von 90°.

Der Anstieg führt durch den vorwiegend vergletscherten Zentralbereich der Wand und endet direkt am Gipfel.

BM 5/83, S. 74.

Mitturaju, 5684 m

Erste Begehung der ca. 700 m hohen Südwestwand vom 21. bis 22. 6. 1982 durch die Tschechoslowaken Dušan Becik und Jaromír Stejskal. Schwierigkeiten: Eis 70°. Die Wand besteht durchgehend aus steilem Rillenfirn; die Route führt in gerader Linie direkt zum Gipfel.

BM 5/83, S. 73.

Rondoy, 5870 m

Erste Begehung der etwa 800 m hohen Westwand vom 6. bis 10. 6. 1982 durch die Tschechoslowaken Dušan Becík und Ján Porvaznik. Schwierigkeiten: V+, A2, Eis 90°. Der Anstieg führt durch den zentralen Wandbereich, der im unteren Teil mit ausgeprägten Felsstufen aufgebaut ist und in der oberen Hälfte vorwiegend extreme Eiskletterei bietet. Der Ausstieg befindet sich etwas südlich des Gipfels am Südgrat.

BM 5/83, S. 73.

Die über 1000 m hohe Westwand wurde am 11./12. 6. 82 auf einer neuen Direktroute von F. Knez und M. Frešer (Jugoslawien) erstbegangen.

Pisco Oeste, 5752 m

Am 4. 6. 82 eröffneten die Jugoslawen Franček Knez und Marjan Frešer eine neue Route durch die Südwand; der Anstieg wurde wenig später von Italienern wiederholt.

Chacraraju Oeste, 6112 m

Am 8. 6. 82 eröffneten die Jugoslawen F. Knez und M. Frešer eine neue Südwandroute, die am östlichen Vorgipfel endet. Am 21. 6. wiederholte die gleiche Seilschaft mit Dani Tič die japanische Südwand-Route (1972). Am gleichen Tag wurde die japanische Route von 1976 von den Jugoslawen M. Pečkovnik und M. Romih wiederholt.

Franci Savenc, Ljubljana.

Alpamayo, 6120 m

Der Alpamayo ist in den letzten Jahren zu einem beliebten Modeberg geworden. Die Besteigungen sind nicht mehr registrierbar; die Wandrouten werden auch schon innerhalb weniger Stunden geklettert.

Pukajirka, 6014 m

Erste Begehung der etwa 800 m hohen Nordostwand am 7. 7. 82 durch die Italiener Marino Giacometti und Gian Battista Scanabessi, bis 450 m unter den Gipfel unterstützt von mehreren Freunden. Es handelt sich um einen sehr schwierigen Eisanstieg mit Stellen von 70°.

Piero Nava, Bergamo.

Cordillera Huayhash

Yerupaja, 6632 m

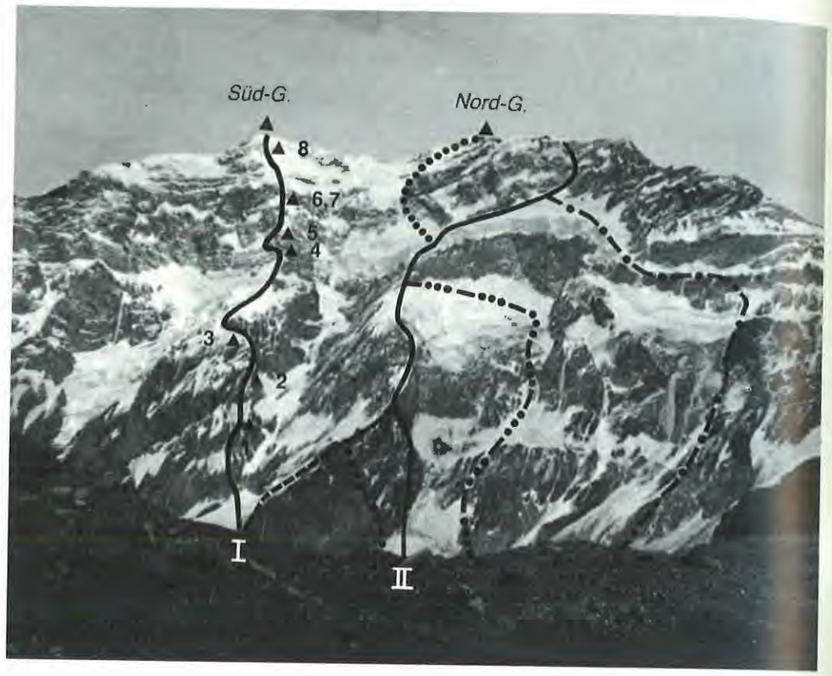
Die vierköpfige „Bayrisch-Niederländische Südamerika-Expedition 1982" befand sich im August auf der Yerupaja-Südseite und bestand aus folgenden Teilnehmern: Eduard Bekker (Niederlande), Bernd Ritschel, Toni Schlager und Thomas Strobl, alle aus Bayern. Das Unternehmen war vom DAV unterstützt. Am See Sarapo-kocha (4505 m) wurde das Basislager errichtet. Wenig später entstand am Westrand des Yerupaja-Gletschers auf 5000 m ein vorgeschobenes Basislager. Erstes Ziel war die Yerupaja-Gesamtüberschreitung, ausgehend von der Scharte zwischen Yerupaja und Siula. Start am 12.8. Erschwerter Aufstieg durch grundlosen Pulverschnee. Im Couloir herrschten schlechte Verhältnisse. Nach 300 Höhenmetern wurde der Versuch abgebrochen.

Nächstes Ziel war die etwa 60° steile und 1200 m hohe Yerupaja-Südwand. Aufbruch am Abend des 13.8., gegen Mitternacht wurde der Wandfuß erreicht. Der Aufstieg erfolgte seilfrei. Thomas Strobl erreichte um 8 Uhr des 14.8. den Südwestgrat unterhalb des letzten großen Aufschwungs (6200 m), wo er auf seine Kameraden wartete. Wegen gesundheitlicher Probleme eines Teilnehmers waren erst um 17 Uhr alle Teilnehmer am Südwestgrat versammelt. Es mußte aus vielerlei Gründen auf den Gipfel verzichtet werden. Abstieg, Biwak.

Im Rahmen der Rückreise wurde der Huascaran Sur (6768 m, Cordillera Blanca) auf der Garganta-Route (Normalanstieg) mit 3 Hochlagern erstiegen.

Ausführlicher Bericht mit Fotos und Kartenskizze von Thomas Strobl im IBA.

Eine polnische Gruppe unter Lech Korniszewski führte eine Reihe interessanter Besteigungen aus, auch wenn es sich um keine Neutouren handelt: Ninashanca-Westpfeiler (3.–5.7.82), Yerupajá-Nordwestgrat (10./11.7.82), Jirishanca-Westwand (16.7.82).



Die 3000 Meter hohe Aconcagua-Südwand mit den verschiedenen Routen und Varianten: I = Jugoslawenroute über den Südpfeiler 1982 mit den acht Biwakplätzen, II = Franzosenroute (1954) mit Jugoslawenvariante (– – –, 1982, Messner-Varianten (···, 1974), Argentinier-Österreicher-Variante (–···–, 1966), Argentinierroute (–·–·–, 1966)

Foto: A. Kunaver

Cordillera Raura

Santa Rosa, 5706 m

Erste Begehung der etwa 500 m hohen Westwand am 28.6.82 durch die Italiener Bernard Francou und Gian Carlo Grassi; Eisanstieg 50-60°.
AAJ 1983, S. 197.

Cordillera Vilcanota

Jatunhuma I, 6094 m

Erste Begehung der 700 m hohen Westwand im Juli 1982 durch die Briten Dave Wilkinson und Stephen Venables in 13 Stunden Kletterzeit, Biwak kurz unterhalb des Gipfels; Eisanstieg mit Steilstufen von 65°. Komplizierter Abstieg: Südgrat, Ostflanke. AAJ 1983, S. 199.

Bolivien

Cordillera Real

Pico del Norte, 6085 m

Erste Begehung des äußerst schwierigen Südpfeilers im August 1982 durch die Franzosen Georges Bettembourg, Alain Mesili und Bernard Chaux in drei Tagen (27 Seillängen), Granitwand im Yosemitestil.
Die Franzosen hatten mit mehreren Freunden auf der Illampu-Ostseite ihr Basislager. Von dort wurde auch am Gorra de Hielo (5700 m) der Südwestgrat durch Michel Drapier und A. Mesili mit Gaby Pellicot, B. Chaux und G. Bettembourg erstbegangen (400 m, 60°).
Georges Bettembourg, CAF.

Chearoco, 6157 m

Erste Begehung der 900 m hohen Westwand im Juni 82 durch die Argentinier Daniel Burrieza und Rodolfo Grispo (Biwak am Einstieg); Eisanstieg mit einer Durchschnittsneigung von 55°. AAJ 1982, S. 205.

Argentinien

Zentral-Anden

Aconcagua, 6959 m

Eine neue Route durch die 3000 m hohe Südwand war das Ziel der jugoslawischen Aconcagua-Südwand-Expedition im Januar 1982. Die 15 Mitglieder umfassende Expedition war in drei Gruppen aufgeteilt, die auf verschiedenen Routen den Berg bezwingen wollten. Die erste Gruppe, bestehend aus Bogdan Biščàk, Milan Črnilogar, Slavko Svetličič und Igor Škamperle, stieg am 19.1. in die Wand ein und eröffnete links der Messner-Route (1974) eine neue Einstiegsvariante. Im weiteren Aufstieg folgten sie der Franzosen-Route und benutzten im Ausstieg die Messner-Variante direkt zum Gipfel. Die zweite Gruppe erreichte am 23.1. den Gipfel über die Ostflanke.

Zlatko Gantar, Pavel und Peter Podgornik und Ivan Rejc bildeten das Team der Hauptgruppe. Sie hatten sich den Südpfeiler vorgenommen. Am 20.1. stiegen sie ein. Zwei Tage vorher war ihr vorbereitetes Materialdepot von einer gewaltigen Lawine weggefegt worden. Die ersten 1000 Höhenmeter kletterten die vier nur in der Nacht, da tagsüber ständig Schmelzwasser und Felsbrocken die Wand herabstürzten.

Nachts bildeten die gefrorenen Wasserfälle 85–90° steile Eiskaskaden, die die Bergsteiger vor erhebliche Probleme stellten. Der brüchige Fels zwang sie, die meiste Zeit im Eis zu klettern. Die bis zu 55° steilen Eisfelder waren für die vier Jugoslawen die einzige Möglichkeit, bis zum Felspfeiler vorzudringen, da wegen der starken Schneefälle die Felspartien dauernd von Lawinen bestrichen wurden. Es folgten eine Traverse im Schwierigkeitsgrad V, danach Eis- und Schneefelder bis unter eine Barriere aus rotem Fels. Zu ihrer Überraschung fanden sie eine hervorragende Durchstiegsmöglichkeit in einem engen, steilen Eiscouloir. Unter äußerst schlechten Wetterbedingungen – Schneefall und Sturm – arbeiteten sich die vier zu der überhängenden Felsbarriere vor, die den gesamten Pfeiler durchzieht. Diese Felsbarriere bildet den technisch schwierigsten Abschnitt des gesamten Anstiegs. Während acht Stunden Kletterei konnten sie nur insgesamt 20 m an der überhängenden Felsstufe (geschätzte Schwierigkeit VI, A3) vorankommen. Erst am nächsten Tag (27.1.), ihrem achten Tag am Berg, gelang es ihnen, die Barriere zu überklettern und über Schnee- und Eisfelder zum letzten Felsgürtel vor dem Gipfel vorzudringen. In dieser Biwaknacht war ihnen noch einmal das Letzte abverlangt worden. Die Temperaturen sanken bis −20°, und der Proviant war ihnen ausgegangen, da sie wegen der zu schweren Rucksäcke einen Teil ihrer Verpflegung und der Gaskartuschen schon in den ersten Tagen weggeworfen hatten. Am 28.1. erreichten die Jugoslawen, nachdem sie sich durch grundlosen Schnee vorgekämpft hatten, den Gipfel.

Franci Savenc, Ljubljana; ausführlicher Bericht
von Peter Podgornik mit Fotos in BM 12/82, S. 21-25.

Cerro Sosneado Sur, 4800 m; Cerro Laguna, 5034 m; Cerro Vallecitos, ca. 5550 m; Cerro Relincho, 5150 m

Die Berge befinden sich in der Provinc Mendoza und wurden im Januar 1982 von argentinischen Bergsteigern auf neuen Routen erreicht: Südostwand am Cerro Sosneado Sur (A. Randis), Südostwand am Cerro Laguna (A. Randis, C. Santili, J. Vega), Ostwand am Cerro Vallecitos (Gran Pilar, A. Randis, D. Rodríguez, E. Tarditti, 31.1.82); die Wand ist 1000 m hoch und erforderte 11 Kletterstunden. Im Gebiet Puente del Inca wurde der Cerro Relincho von D. Alto und D. Alvarez erstbestiegen.
AAJ 1983, S. 207

Chile

Zentral-Anden

Marmolejo, 6100 m

Erste Begehung der 2100 m hohen Nordwand vom 1. bis 3. 2. 82 durch die Chilenen Juan Pardo, Dagoberto Peña, Nelson Rivera, Cristián Peña und Iván Vigouroux; Durchschnittsneigung 50–55°, Eisanstieg, unterbrochen von brüchigen Felszonen. Abstieg auf der gleichen Route.
Iván Vigouroux, Chile

Arenas, ca. 4700 m

Die etwa 1000 m hohe Südwand erhielt im Februar 1982 ihre sechste Begehung durch die Chilenen F. Medina und R. Mujica mit den Franzosen I. Astier und J. Lemoine erstmals an einem Tag. Die Arenas-Südwand wird als „Schicksalswand der chilenischen Bergsteiger" bezeichnet; bisher sind vier Chilenen in der Wand verunglückt. Am 13. 2. 82 glückte eine Durchsteigung erstmals durch eine Frau: Judith Aranguiz mit F. Arias und J. Barrera. Egon Zachlehner, Santiago de Chile

Patagonien

Catedral-Gruppe

Cerro Tronador

Im Januar 1982 wurde in den Bergen des Argentinisch-Chilenischen Grenzkammes auf argentinischer Seite ein Bergführerkurs abgehalten. Dabei konnten am Cerro Tronador und am Cerro Catedral einige Neuanstiege eröffnet werden; die bedeutendsten am Cerro Tronador: Nordostgrat (700 m, III+, Fels, Eis) am 5. 1. Paul Cottescu, Daniel Horecky und Jerónimo López. Nordwestwand (400 m, III, Eis) am 6. 1. Paul Cottescu, Jorge Jasson, Jorge Arias, J. López, Alejandro Randis. BM 2/83, Seite 65

Fitz Roy, 3441 m

Am 15. 1. 83 glückte nach mehreren Versuchen den Slowakischen Bergsteigern Tibor Surka, Michal Orolin, Vladimir Petrik, Zdenek Brabec und Robert Gálfy die 2300 m hohe Westwand, die bereits in der Saison 1981/82 von einer slowakischen Gruppe versucht wurde.

Am 14. 2. 82 glückte dem Deutschen Reinhard Karl mit den Schweizern Peter Spiri und Toni Lüthi die Amerikanische Route; der Gipfel wurde am 15. 2. erreicht. Reinhard Karl ist wenige Monate später am Cho Oyu tödlich verunglückt. Silvia Metzeltin, Pura

Paine-Gruppe

Im Januar 1982 befand sich eine 16köpfige Mannschaft (9 Franzosen, 7 Chilenen) in der Paine-Gruppe, wo man relativ gutes Wetter angetroffen hatte. Bedeutendste Unternehmungen: 2. 1. Aleta del Tiburón-Südgrat (1. Beg.) durch Gilbert Banneville, Miguel Ignat und Denis Ravaine; 1. bis 2. 1. Cuerno Principal del Paine (3. Besteigung auf der Chilenen-Route), Nelson Rivera, Francisco Medina, Párvex und Iván Vigouroux; 1.–5. 1. La-Hoja-Westwand und Südgrat (VI) durch Didier Boyrie, Denis Charron, Jacques Comparat, Jean Pilon und Alain Rebreyrend.
AAJ 1983, Seite 212

ANTARKTIS

Der Neuseeländer Walter Fowlie leitete im Winter 1981/82 eine zehnwöchige wissenschaftliche Expedition in der Antarktis, bei der auch einige Gipfel von einer vierköpfigen Gruppe erstmals erstiegen werden konnten: Mount Adam (4010 m), Mount Granholm und Mount Shelton (2486 m); auch eine Besteigung des Mount McCarthy konnte Anfang Januar 1982 von den neuseeländischen Wissenschaftlern durchgeführt werden.
BM 8/82, Seite 55

Graham-Land/Osterreithgebirge

Im Januar/Februar 1982 unternahmen zehn chilenische Bergsteiger eine Expedition zur antarktischen Halbinsel Graham-Land im Rahmen einer offiziellen Antarktisexpedition des Istituto Antartico Chileno (INACH = chilenisches Antarktis-Institut). Die Expedition hatte sich die Besteigung einiger Berge und die Unterstützung der Forschungsarbeiten zum Ziel gesetzt. Es handelt sich um Berge im Osterreithgebirge auf der Anversinsel (64°30'S/64 W). Lager: Basislager auf Meereshöhe an der Biscoe-Gletscherzunge, Lager 1 (450 m) auf dem Gletscher, 10 km vom Basislager entfernt; Lager 2 (750 m) auf dem Gletscher 20 km vom Basislager entfernt. Für die Fortbewegung standen Motorschlitten und Ski zur Verfügung. Folgende Gipfel wurden bestiegen:
Monte Frances, 2630 m
Der Berg wird auch „Agamemnon" bezeichnet. Erste Besteigung am 27. 1. 1982 von Lager 2 aus in 22 Stunden nach einer 15 km langen Anmarschstrecke, die auf Ski bewältigt wurde: Dagoberto Delgado und Gino Casassa.
Der Nordostgipfel (2822 m, auch als „Hector" bekannt), wurde am 5. 2. 82 von Eduardo Garcia, Felix Quiroz und Jorge Quinteros erreicht. Und zwar auf der gleichen Route, nur daß im oberen Teil zum Nordostgipfel abgewichen wurde; er ist ca. 4 km vom Südgipfel entfernt und von ihm durch eine 2500 m hohe Scharte getrennt.

Monte Egregio, 1300 m
Erste Besteigung am 7. 2. 82 durch Patricio Toro, Alejandro Izquierdo und Abelardo Velásquez. Die Bergsteiger waren von Lager 1 bis zum Gipfel und wieder zurück drei Tage unterwegs: 8 km Anmarsch, Aufstieg über den Nordwestgrat, der sehr steil ist und einige schwierige Schneewächten aufweist.
Monte Williams, 1515 m
Erste Besteigung am 15. 2. 82 durch Patricio Toro, Abelardo Velásquez, Alejandro Izquerdo, Dagoberto Delgado, Andres Marangunic und Cedomir Marangunic; der Gipfel wurde von Lager 1 aus an einem Tag erreicht. Zum Teil auf Ski wurde ein zerklüfteter Gletscher überwunden, danach in 7 Stunden über den Nordostgrat aufgestiegen. Der Monte Williams ist der bedeutendste Berg des ganzen Gebirgszuges. Am 17. 2. 82 glückte die Zweitbesteigung, und zwar erstmals über den Südwestgrat, an dem es ernste Schwierigkeiten zu überwinden galt: Eis 45–80°, vereister Fels in der Südwestwand, und schließlich wurde nach zwölf Stunden über den Südwestgrat der Gipfel erreicht; Jorge Quinteros und Gino Casassa (die Höhenangabe von 1550 m auf der offiziellen Karte dürfte falsch sein; die Höhenmesser zeigten 2000 m an). Egon Zachlehner, Santiago de Chile

ARKTIS

Grönland

Mount-Forel-Gruppe

In der Zeit vom 26. 4.–17. 5. 82 befand sich eine 10köpfige österreichische Gruppe unter Bruno Klausbruckner in der Mount-Forel-Gruppe, wo man sich von einem Helikopter nordwestlich des Lauper Bjerg (2580 m) absetzen ließ. Anschließend wurde auf Ski über Paris-Gletscher zum Bjørne-Gletscher gezogen. Am 3. 5. wurde der Mount Forel (3360 m) von L. Krenn, B. Klausbruckner, W. Hölzl, O. Pletschko, E. Gritzner und P. Schier auf einer neuen Route über den Südwestgrat erstiegen. Am 6. 5. erfolgte eine Besteigung von Perfektnunatak (3000 m, nordöstlich des Mount Forel) durch Klausbruckner, F. Pucher, Hölzl und Schier. Zuletzt wurde am 14. 5. die vermutlich zweite Besteigung des Lauper Bjerg durch Hölzl und Schier ausgeführt.
Peter Schier, Österreichische Himalaya Gesellschaft

Schweizerland

Eine italienische Gruppe des CAI befand sich im Juni/Juli 1982 im Schweizerland-Berggebiet; das Basislager war am Zusammenfluß des Pourquoi-Pas- und France-Gletschers (66°38'N/36°30'W). Die 9köpfige Mannschaft unter Gianni Pais Becher hatte sich in drei Gruppen aufgeteilt und unternahm getrennt eine Reihe erfolgreicher Besteigungen: Am 2.–3. 7. wurde nordöstlich des Quervain Bjerg P 3270 bestiegen und auf dem Namen „Alpe Adria" getauft; die Besteigung wurde über die 65° steile Nordwestwand durchgeführt. Im gleichen Gebiet wurde auch P 3000 über die Südwand bestiegen. Im Bereich des France-Gletschers wurde am 1. 7. P 2350 über die 1000 m hohe Westwand bezwungen. Eine andere Seilschaft kletterte am gleichen Tag den sehr schwierigen Südpfeiler am gleichen Berg. Am 4. 7. glückte der sehr schwierige Turm P 1900 über den Nordwestpfeiler; er befindet sich westlich von P 3500. Schließlich wurden zwischen 2.–5. 7. nordöstlich des Lauper Bjerg die namenlosen und vermutlich unbestiegenen Gipfel erreicht: P 2080, P 2050, P 2010, P 2000, P 1750 und P 2010.
Gianni Pais Becher im AAJ 1983, Seite 180

Staunings-Alpen

Im Juli/August 1982 befand sich eine 8köpfige Mannschaft unter Giuseppe Dionisi in den Staunings-Alpen (Ostgrönland); Basislager (1200 m) östlich des Alpefjord am Zusammenfluß von Vikingebrae- und Frihedsbrae-Gletscher. Besteigungen: 30. 7. Südostgrat von P 2410 (südwestlich von Frihedstinde); 31. 7. Westflanke und Westgrat von P 1950 (östlich des Basislagers); 1. 8. Norsketinde Dome und Norsketinde Teeth; 3. 8. „Italytinde" 2710 m (nördlich von Danskетinde); 6. 8. P 2200 über Nordostflanke und Südwestgrat. Weitere Unternehmungen hatten mehr oder weniger klettersportlichen Charakter.
Giuseppe Dionisi, Club Alpino Accademico Italiano; AAJ 83, Seite 181

Quioqe-Halbinsel

Die vom DAV unterstützte achtköpfige „Lindauer Grönlandfahrt '82" unter Walter Föger (1. 7./10. 8.) hatte sich das Berggebiet der Quioqe-Halbinsel an der grönländischen Westküste (72°N) als Arbeitsgebiet vorgenommen.
Es wurden insgesamt 9 Gipfelbesteigungen durchgeführt, laut Walter Föger „vermutlich 3 Erstbesteigungen". Dokumentation im IBA.

Angmagssalik-Gebiet

Im Juli/September 1982 unternahmen die Briten Cormac Higgs, Colin Wootton und Geoffrey Monaghan im Gebiet des Sermiligaq-Fjords (ca. 330 km nörlich von Angmagssalik) sehr schwierige Besteigungen; das bisher kaum besuchte Berggebiet wurde mittels Schlauchboot und später auf Schlitten erreicht. Am 18. 8. wurde westlich des Knut-Rasmussen-Gletschers (66°11'N) der bisher unbetretene „Turtle's Beak" über Nordwestgrat und Westwand bei großen Schwierigkeiten erreicht. Am 1.–2. 9. glückte die Besteigung von Nanerersarpik (1080 m, nordwestlich von King-miut) über den sehr schwierigen Südwestpfeiler.
Geoffrey Monaghan, AAJ 1983, Seite 183

Alfred-Wegener-Halbinsel

Vom 14. bis 27. 7. 82 unternahm eine 7köpfige österreichische Gruppe unter Karl Malin 13 Gipfelbesteigungen im westlichen Teil der Alfred-Wegener-Halbinsel-Südküste (Westgrönland, ca. 60 km nördlich von Umanak). Das Basislager befand sich bei Tuperssuatsiait; die bestiegenen Berge sind durchwegs namenlos: P 1922, P 1900, P 1850, P 1922, P 1900, P 1922, P 1420, P 1580, P 1833, P 1100, P 1600, P 1450 und P 1400, von denen zehn vermutlich erstmals bestiegen wurden.
Karl Malin, Bludenz

ASIEN

HIMALAYA
Sikkim-Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kabru Dome, 6545 m

Im September 1982 war eine 30köpfige indische Expedition unter D. K. Khullar am Kabru Dome tätig. Das Basislager befand sich auf dem Ost-Rathong-Gletscher auf der Südseite des Berges. Nach dem Aufbau von 2 Hochlagern wurde der Gipfel über die Südwestflanke und den Südgrat am 24. 9. von Mahabir Thakur, T. Lobsang, K. N. Singh, Gautam Dutta, Umeshwari Devi (einzige Frau) und P. Bhotia erreicht; am 26. 9. gefolgt von R. S. Sandhu, B. S. Rai, Manik Banerjee, P. P. Gautam und Ki Kami Sherpa. Nach indischen Angaben soll es sich hier um die Erstbesteigung des Berges handeln, da die Besteigung von 1964 durch eine indische Expedition unter B. Biswas (ebenfalls von Süden) nicht anerkannt wird (Gründe sind uns unbekannt).
Colonel D. K. Khullar, Indian Mountaineering Foundation

Kangchenjunga, 8598 m

Zehnte Besteigung durch Teilnehmer einer 16köpfigen italienischen Expedition unter Franco Garda über die Südwestflanke (Route der Erstbesteiger 1955, 4 Hochlager). Der Gipfel wurde am 2. 5. 82 von Innocenzo Menabreaz, Oreste Squinobal und Sherpa Nga Temba erreicht (Squinobal und Nga Temba benützten keinen künstlichen Sauerstoff).
AAJ 1983, Seite 217

Elfte Besteigung am 6. 5. 82 durch die Südtiroler Reinhold Messner und Friedl Mutschlechner mit Sherpa Ang Dorje auf einer teilweise neuen Route durch die 3000 m hohe Nordflanke, die 1980 erstmals von Japanern durchstiegen wurde (2. Beg. 1981 durch CS-Expedition). Die Besteigung wurde ohne künstlichen Sauerstoff ausgeführt; Friedl Mutschlechner erlitt schwere Erfrierungen. BM 11/82, Seite 68

Omi Kang Ri, ca. 7400 m

Einer gemeinsamen japanisch-nepalischen Expedition (Leiter Toshizo Kaneko) gelang im April/Mai 1982 die Erstbesteigung des an der nepalisch-tibetischen Grenze befindlichen Omi Kang Ri.
Dieser Berg war bis dahin nahezu unbekannt; die Expedition verfügte lediglich über ein einziges Foto. Der Aufstieg erfolgte vom Pandragletscher aus über Südflanke und Südostgrat, der aus Eis und Firn besteht. Es wurden drei Hochlager errichtet – 5750 m, 6100 m, 7000 m – und mehr als 500 Meter Fixseile installiert. Am 29. 4. erreichten Toshizo Kaneko, Kotaro Nakajima, Hideichi Gomi und Nwang Chroklang den Ostgipfel; am 1. 5. betraten Yoshinori Suzuki, Shinichi Kohara und Ang Tenba den etwas höheren Hauptgipfel (der Omi Kang Ri hat drei Gipfel; Ost- und Westgipfel sind ungefähr gleich hoch und ca. 30 m niedriger als der Hauptgipfel).
Unklar ist die Höhe des Berges: „Nach offiziellen Angaben ist er 7922 m hoch", schreibt T. Kaneko. Wegen eines Höhenmesserdefekts konnten die Japaner auch keine annäherungsweise Höhenbestimmung durchführen. Verglichen mit Bergen in seiner Umgebung dürfte er 7400 m hoch sein; nach Meinung Kanekos ist er niedriger als der Jannu (7710 m) im Südosten, etwa so hoch wie die Twins (7350 m) im Ostsüdosten und deutlich höher als der Outlier (7090 m) im Osten.
Die Nachricht über die bemerkenswerte Erstbesteigung der Japaner eines Siebentausenders, den es in keiner Siebentausenderliste und auch in der „Sikkim-Himalaya"-Karte 1:150 000 der Schweizer Stiftung für Alpine Forschungen (SSAF) nicht gibt, wurde von europäischen Bergzeitschriften mit Ausnahme des „Bergsteiger" kommentarlos und ohne geografischen Hinweis übernommen. In keiner Veröffentlichung findet sich über die Lage des Berges ein Anhaltspunkt. Nach umfangreicher Korrespondenz mit Jimmy Robers in Kathmandu und Toshizo Kaneko in Tokio ergab sich die Tatsache, daß ein neuer Siebentausender entdeckt und erstbestiegen wurde. Bei Omi Kangri (auch Ohmi Kangri, Omikangri und Ohmni Kangri) handelt es sich um den in der SSAF-Karte mit „Nupchu 7028" bezeichneten Berg 28 km nordwestlich vom Kangchenjunga, 17 km westlich vom Jongsang Peak und auf 27°55'05„N/87°57'E. Der wirkliche Nupchu (6690 m?) befindet sich 12 km südwestlich des Omi Kang Ri.
Toshizo Kaneko, Tokyo

Nepal – Himalaya

Barun Himal

Ama Dablam, 6856 m

9. Besteigung durch eine US-amerikanische Frauengruppe unter Susan Giller über den Südwestgrat (5. Beg.): Gipfel 20. 4. 82 Susan Havens, Shari Kearney, Lucy Smith und Stacy Allison, am 22. 4. gefolgt von Susan Giller, Anne Macquarie, Jini Griffith und Heidi Lüdi (Schweiz).
Ausführlicher Bericht von Susan Giller im AAJ 1983, S. 30–34

Baruntse, 7720 m

Die vermutlich sechste Besteigung des Berges über den Südostgrat glückte am 2. 10. 82 dem Aroser Bergführer Ruedi Homberger. Vreni Kuli blieb 200 m unterhalb des Gipfels zurück. Am 9. 10. wiederholgtn Marie Hiroz und Claudio Righesci die Gipfelbesteigung. Der Baruntse befindet sich ca. 8 km südwestlich des Makalu und wurde 1954 von einer Neuseeländer Expedition erstbestiegen (Südostgrat).
Ruedi Homberger, Arosa

Makalu, 8481 m

Zehnte Besteigung erstmals über die Ostflanke am 20. 5. 1982 durch eine südkoreanische Expedition unter Tak-Young Hahm. Es handelt sich um eine Routenkombination von Südostgrat (1970 erstmals durch Japaner) und Ostwand. Die Expedition hatte 16 Mitglieder. Am 30. 3. erreicht die Spitzengruppe das Basislager (4740 m), zwei Tage später (1. 4.) steht Camp 1 auf 5400 m, am 6. 4. Camp 2 (5900 m) über dem Eisfall, von wo der Weg zum Südcol (6600 m) frei war. Am 15. 4. konnte Camp 3 (6600 m) über dem Südcol errichtet werden; es steht höher als das japanische Lager von 1970 (2. Besteigung, 1. Begehung Südostgrat). Über dem Grat finden sie die japanischen Zelte und Fixseile. Für den Aufstieg zum Camp 4 (7200 m) hat die Spitzengruppe 19 Tage gebraucht, weil es tagelang ununterbrochen stürmte. Von Camp 4 folgten sie der japanischen Südostgratroute: ein steiler Felsgrat, scharfe Wächten. Über ihnen der große „Schwarze Gendarm" (ca. 7600 m). Knapp unter dem Gendarm Abstieg zum Ostgletscher und etwa 300 m Querung über eine steile Firnflanke (7400 m). Zwei Tage später errichteten ein Koreaner und zwei Sherpa Camp 6 in der Mitte der Ostflanke auf 7700 m. Am 20. 5. wurde der Gipfelversuch von Camp 6 aus gestartet. Young-Ho Huh, Sherpa Pemba Norbu und Ang Phurba starteten um 4.30 und erreichten gegen 14 Uhr (nach 9½ Stunden) den Gipfel.
Young Do Kim, Seoul



Makalu-Ostflanke mit der koreanischen Route 1982.

Zwölfte Besteigung durch eine fünfköpfige japanische Sangakudoshikai-Tokyo-Gruppe: Am 30. 9. erreichten Kazuoh Yuda (Leiter), Makoto Ishibashi und Yukihiro Michiwaki den Gipfel. Als Anstieg wählten die Japaner die Kukuczka-Nordwestgrat-Führe (2. Begehung).

Józef Nyka, Warschau

Ein weiterer Versuch am Nordwestgrat wurde von einer Expedition unter dem Tessiner Romolo Nottaris bis 8200 m unternommen.

Mera Peak, 6461 m

Eine Besteigung auf der Normalroute glückte am 20. 9. 82 den Spaniern Alejandro Arranz, Eduardo Emmanuel, Mikel Oraien und Antxon Zamarbide; die gleiche Gruppe führte am 7. 10. 82 eine Besteigung des Nachbarberges Kusum Kangguru (6369 m) über den Ostgrat aus. Beide Berge befinden sich im südwestlichen Teil des Barun Himal.

Spanisches Bergarchiv, Barcelona

Khumbu Himal

Changtse, 7553 m

Einer vom DAV unterstützten Oberstdorfer Expedition mit 12 Teilnehmern unter Eduard Geyer und Hansjürgen Tauscher (Leiter) gelang am 14. 10. 1982 die Erstbesteigung des Changtse über den zuerst nordwärts, dann ostwärts verlaufenden Grat. Die Genehmigung erhielten die Oberstdorfer Bergsteiger über den chinesischen Sportminister Wang, der 1979 Oberstdorf besucht hatte und eine Einladung für Oberstdorfer Sportler in die Volksrepublik China aussprach. Bürgermeister Geyer und die Alpenvereinssektion griffen diesen Vorschlag auf und richteten an das chinesische Sportministerium den Wunsch, einen unbestiegenen Siebentausender angehen zu dürfen. Ende September wurde an der Endmoräne des Rongbukgletschers auf 5100 m das Basislager errichtet. Camp 1 am 2. 10. auf 5600 m, Camp 2 am 4. 10. auf 6100 m am Fuß des langen Changtse-Ostgrates. Von Camp 2 verlief der weitere Aufstieg zuerst nordwärts über eine 700 m hohe felsdurchsetzte Eis- und Schneeflanke, auf der auch Camp 3 (6400 m) entstand. Über steiles Eis-, Schnee- und Schrofengelände, das teilweise mit Fixseilen abgesichert war, ging es weiter zum Beginn des eigentlichen, 4 km langen Changtsegrates. Camp 4 wurde am 13. 10. auf 6900 m errichtet. Am 14. 10. 1982 erreichte Udo Zehetleitner den Gipfel; gefolgt am 16. 10. von Paul Braun, Rudolf Frick, Ludwig Hösle und Martin Engler. Während der Expedition herrschte gutes Wetter vor, abgesehen von starkem Wind und niedrigen Temperaturen (nachts bis −30°).
Der Changtse befindet sich 4 km nordnordwestl. des Mount Everest, von ihm durch den Chang La (6990 m, North Col) getrennt und ganz auf tibetischem Gebiet.

Quelle: Hansjürgen Tauscher; ausführlicher Bericht im IBA.

Cholatse, 6440 m

Cholatse (auch Jobo Lhaptshan) galt als einer der letzten stattlichen Sechstausender im Khumbu Himal, die noch nicht bestiegen waren. Mit seiner Erstbesteigung endete nun die American Cholatse Expedition unter Al Read. Am 20. 4. 82 brachen 5 Männer vom Basislager zu dem steilen Südwestgrat auf. Der Grat erwies sich als technisch äußerst schwierig, so daß die Gruppe noch einmal biwakieren mußte (5800 m). Der Schlußangriff erfolgte am 22. 4. Nach 12 Stunden schwierigen Kletterns erreichten John Roskelley, Galen A. Rowell, Vern Clevenger und der Brite William O'Connor den Gipfel. Al Read: „Wir hatten keine Sherpa zur Hilfe, keine Fixseile, keine fixen Lager. Die Route gehört gewiß zu den technisch anspruchvollsten, die je im Himalaya begangen wurden".

Ausführlicher Bericht von Galen A. Rowell im AAJ 1983, S. 15–21

Zweite Besteigung 18. 10. 82 durch die Schweizerin Heidi Lüdi mit Landsmann Niklaus Alpiger und Kancha Tamang erstmals über den Südostgrat; am 29. 10. wiederholte Alpiger die Besteigung mit Werner Zäher.

Józef Nyka, AAJ 1983, S. 231

Mount Everest, 8848 m

Am etwa 1800 m hohen Südwestpfeiler glückte der sowjetischen Mount-Everest-Expedition 1982 unter Jewgeni Tamm die schwierigste Route am welthöchsten Berg. Am frühen Nachmittag des 4. 5. 82 erreichte die Zweierseilschaft Wladimir Balyberdin (Leningrad) und Eduard Myss-lowski (Moskau) erstmals über den Südwestpfeiler und zuletzt über den Westgrat den Gipfel. Die Südwestpfeilerroute erwies sich als außergewöhnlich schwierig und verlangte von Mensch und Material harten Einsatz. Die ersten beiden Gipfelmänner befanden sich noch im Abstieg, als bereits die nächste Zweierseilschaft nachrückte: Michail Turkewitsch (Donetzk) und Sergej Berschow (Charkow) erreichten mitten in der Nacht vom 4. auf 5. 5. den Gipfel – die erste Everest-Nachtbesteigung. Der dritte Gipfelschlag folgte am 5. 5. durch Walentin Iwanow (Moskau) und Sergej Jefimow (Swerdlowsk). Der nächste Gipfelerfolg war am 8. 5. Walerij Chrischtschaty und Kasbek Walijew (beide Alma-Ata) beschieden. Und am 9. 5. folgte schließlich auch noch eine Dreierseilschaft: Walerij Choutow und Wladimir Putschkow aus Moskau und Jurij Glodow aus Alma-Ata. Es war zwar „nur" die insgesamt 43. Besteigung des Berges, aber bestimmt eine der härtesten in der nun schon über sechzigjährigen Geschichte des Ringens um die „Göttinmutter der Erde", die Chomolungma, wie Sherpa und Tibeter den Berg nennen. Die Sowjetbergsteiger eröffneten mit der Südwestpfeilerroute den neunten Everestanstieg, über den Expeditionsleiter Jewgeni Tamm sagte: „Die neue Route ist, besonders zwischen 7300 und 8300 m, sehr steil, wie eine richtige Wand. Stellenweise mußten die Männer überhängenden Fels bewältigen." Und das in einer Höhe, in der bereits jeder normale Schritt größte Anstrengungen erfordert!

Den großen Erfolg verdankt die UdSSR-Expedition ihrem langen und harten Training. Die 27-Mann-Expedition war die erste sowjetische Himalayaexpedition überhaupt. Um so höher ist der ungewöhnliche Erfolg am Everest einzuschätzen, auch wenn die Gipfelbesteiger bereits viele Erfahrungen im Pamir und Tienschan gesammelt hatten. Es standen fünf Hochlager zur Verfügung: Lager 1 auf 6600 m, Lager 2 auf 7200 m, Lager 3 auf 7850 m, Lager 4 auf 8250 m und Lager 5 auf 8500 m auf dem Westgrat. Es wurden keine Sherpa-Hochträger eingesetzt. Die ganze Route am eigentlichen Pfeiler war mit Fixseilen abgesichert. Das Unternehmen war von sehr ungünstigem Wetter begleitet. Dennoch erreichten elf Mann der zwölfköpfigen Gruppe, die für den Gipfel vorgesehen war, ihr Ziel.

Henry Lewenstein, BM 12.82, Seite 64/65

Eine Besteigung (44.) auf der Südostgrat-Route unternahm eine 22köpfige kanadische Expedition unter Bill March: Am 5. 10. 82 erreichte Laurie Skreslet mit den Sherpa Sundare und Lakpa Dorje den Gipfel, am 7. 10. gefolgt von Pat Morrow mit den Sherpa Pema Dorje und Lakpa Tshering. Ursprünglich war eine Begehung des Südpfeilers vorgesehen. Im Khumbu-Eisfall fanden drei Sherpa und ein Teilnehmer durch Lawinen den Tod.

Bill March, Calgary

Seite 167: Cholatse (auch Joba Lhaptshan) von Westen, ganz rechts der technisch äußerst schwierige Südwestgrat, über den die Erstbegehung erfolgte.

Foto: T. Hiebeler



45. Besteigung und zugleich zweite Winterbesteigung am 27. 12. 82 durch den Japaner Yasuo Kato auf der Normalroute über den Südostgrat. Yasuo Kato war Mitglied einer 7köpfigen Mannschaft. Die Besteigung glückte in der Rekordzeit von 25 Tagen ab Basislager. Yasuo Kato war von Camp 4 (Südcol) um 5 Uhr früh aufgebrochen, erreichte um 13.50 Uhr den Südgipfel und um 15.55 Uhr den höchsten Punkt. Im Abstieg war er auf 8000 m zu einem Biwak gezwungen – ohne entsprechende Ausrüstung; Sturm und Erschöpfung brachten ihm den Tod.

AAJ 1983, Seite 229

Am Westgrat scheiterte eine spanische Expedition auf 8500 m; bei einem Winterversuch mußte eine französische Expedition am Westgrat auf 7600 m aufgeben.

Ngozumpa Kang I, 7806 m

Erste Besteigung am 2. 11. 82 durch eine südkoreanisch-nepalische Expedition unter Kim Young-Han, der mit zwei Sherpa über die Südrippe den Gipfel erreichte. Das Basislager (5200 m) wurde am 27. 9. aufgeschlagen; drei Hochlager: 5700, 6450 und 7000 m. Wegen grundlosen Pulverschnees mußten im obersten Teil der Südrippe 200 m Fixseil angebracht werden. Start in Camp 3 um 7.30 Uhr, Rückkehr 20.50 Uhr. Der Ngozumpa Kang I gehörte zu den höchsten unbestiegenen Bergen des Himalaya. Er entragt der Cho-Oyu-Kette (Grenzkamm), ca. 4 km östlich des Cho Oyu und 6 km westlich des Gyachung Kang (7922 m), dazwischen befindet sich der Ngozumpa Kang II (7646 m), der 1965 von Japanern erstbestiegen wurde. Quelle: Privatmitt. Young Do Kim, Seoul

Pumori, 7145 m

Erste Winterbesteigung am 6. 1. 82 durch die Amerikaner James Bridwell, Frl. Ned Gillette und Jan Reynolds erstmals von der Tibetseite über Ostflanke und Nordostgrat.

Ausführlicher Bericht von Ned Gillette im AAJ 1983, S. 1–7

Eine Besteigung über den Südgrat glückte einer 4köpfigen französischen Gruppe: Am 18. 10. 82 erreichten Jean-Francois Lemoine und Erik Decamp den Gipfel; einen Tag später (19. 10.) unternahm Dirk Decamp mit Pierre Faivre eine weitere Besteigung. Abstieg auf der Normalroute.

AAJ 1983, Seite 230

Eine winterliche Besteigung glückte am 11. 12. 82 dem Südkoreaner Nam Sun-Woo mit dem Sherpa Lakpa Keljon auf der Normalroute über den ONO-Grat. Das Unternehmen bestand aus zwei Südkoreanern und zwei Sherpa und wurde im Alpenstil durchgeführt. Biwak auf 6450 m. Die Gipfelseilschaft mußte im Abstieg auf 6800 m ein zweites Biwak in Kauf nehmen; die beiden kamen total erschöpft und mit schweren Erfrierungen zurück. Die Besteigung erfolgte im Rahmen der nepalischen Wintersaison für Expeditionen und wird somit als Winterbesteigung gewertet (die zweite am Pumo Ri). Quelle: Privatmitt. Young Do Kim, Seoul

Rolwaling Himal

Karyolung, 6681 m

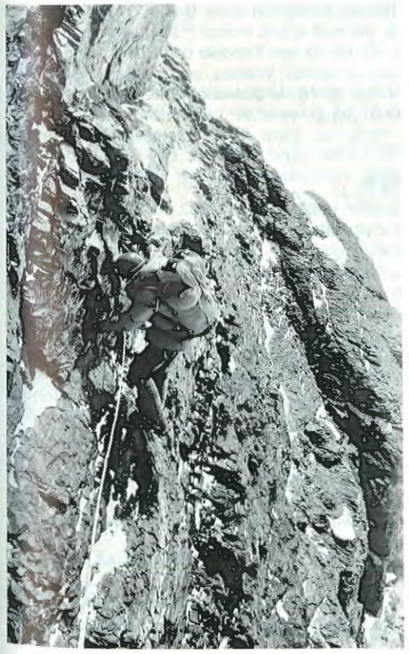
Einer japanisch-nepalischen Expedition unter Yoshiyuki Inoue und Yogendra Thapa glückten mehrere Besteigungen über die Nordostflanke: 31. 10. 82 Inoue, Hiroshi Nishi, Masatoshi Isawa, Thapa und Baburam Tan; am gleichen Tag erreichten etwas später weitere fünf Teilnehmer den Gipfel und am 1. 11. folgten nochmals sechs Mitglieder, unter ihnen zwei japanische Frauen. Kamal K. Guha, AAJ 1983, Seite 231



Mt. Everest-Südwestpfeiler. Mit diesem etwa 1800 m hohen Pfeiler glückte der sowjetischen Mt. Everest-Expedition 1982 die schwierigste Route am welthöchsten Berg.

Foto: T. Hiebeler





Oben: Kongde Ri, 6187 m, Nordwand mit Lowe-Route, 1500 m, durchschnittliche Neigung 65°.

Links: Kletterei am Everest-Südwestpfeiler.

Fotos: T. Hiebeler (oben); J. Golodow (TASS)

Erste Winterbesteigung am 24. 12. 82 durch die Japaner Akira Yamada und Katsuichi Tanaka mit den Sherpa Ang Kami und Pemba Tshering über die Nordostflanke. Michael J. Cheney, Kathmandu

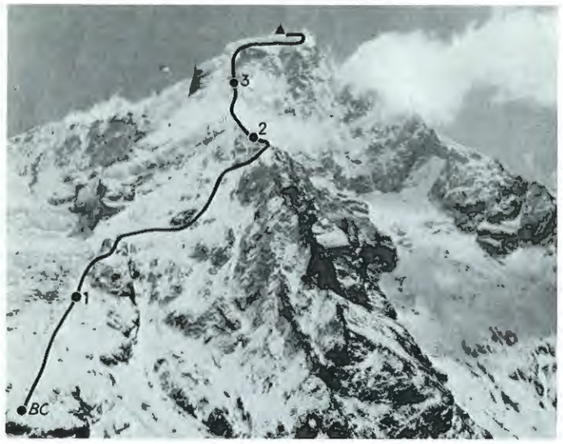
Kongde Ri, 6187 m

Vom 28. 11.–3. 12. 82 durchstiegen die beiden Amerikaner Jeff Lowe und David Breashears zum ersten Mal die etwa 1500 m hohe Nordwand des Kongde Ri, der oft auch als Kwangde mit „6194" bezeichnet wird. Es handelt sich hierbei um eine Eiswand mit einer durchschnittlichen Neigung von 65°, also ausgesprochen steil für eine derartige Route. Die Kletterei war durchwegs sehr schwierig, denn die Granitplatten in der Nordwand waren oft nur dünn von Eis überzogen. Ein viertes Biwak, kurz unter dem Gipfel, mußte bei starkem Wind überstanden werden; am nächsten Morgen wurde dann relativ früh der Gipfel erreicht. Der Abstieg erfolgte über die Südflanke, später über den Südostgrat und die Ostwand in zwei Tagen. Das Wetter war während der Kletterei gut mit Höchsttemperaturen um 7° und niedrigsten Temperaturen von −3 bis −6°. Jeff Lowe: „Ich bin überzeugt, daß wir eine Route eröffnet haben, die später einmal ein harter moderner ‚Klassiker' wird."

Jugal Himal

Lönpo Gang, 7083 m

Zweite Besteigung am 3. 5. 1982 durch eine 10köpfige japanisch-nepalische Expedition unter Koji Kato über den Ostgrat: Am 3. 5. 82 erreichten Kato und Sherpa Nurbu Zanbu nach dem Aufbau von vier Hochlagern



Phurbi Gyachu mit der Route der japanischen Erstbesteiger.
Foto: Archiv Hiebeler

den Gipfel, gefolgt am 7. 5. von Yoshitugu Deriha, Takashi Kurokawa und Hiroshi Yamaguchi; der scharfe Ostgrat bot große Schwierigkeiten. Lönpo Gang (auch Longpo Gang und Big White Peak) entragt dem nepalisch-tibetischen Grenzkamm (28° 11′ 10"N/85° 48′ 10"E, ca. 20 km südöstlich von Shisha Pangma) und wurde 1963 durch eine japanische Expedition über die Südostflanke erstbestiegen (HJ 25, S. 43). Koji Kato, Shimada, Japan; Bericht mit Skizze und Fotos im IBA.

Phurbi Gyachu, 6658 m

Einer nepalisch-japanischen Gemeinschafts-Expedition unter Ichiro Yasuda gelang am 1. und 3. 5. 82 die Erstbesteigung des Phurbi Gyachu über den Südwestgrat. Die Mannschaft errichtete ab dem Basislager (4150 m) drei Hochlager in 4350, 5200 und 5800 m. Der erste Gipfelangriff erfolgte am 1. 5.; Ang Phuri, Pemba, Takigami, Kurokawa, Okamoto, Ogawa und Sinkaji konnten den Gipfel erreichen. Bei dem zweiten Gipfelvorstoß am 3. 5. waren die beiden weiblichen Expeditionsmitglieder Khono und Ohoi erfolgreich, begleitet von Yasuda, Fujikawa, Hhatori, Ihara, Takezawa, Nishioka und Shimizu. Die Aufstiegsroute weist 30–60° steile Schnee- und Eispassagen auf, zwei 20 m hohe Felsstufen wurden mit Hilfe von Leitern überwunden. Phurbi Gyachu (auch P'urbi Chyachu) befindet sich im nordöstlichen Grenzkamm des Gebietes zu Tibet. Die Expedition war durch das Tal des Balephi Khola aufgestiegen. Das kleine Gebiet des Jugal Himal ist in den letzten Jahren zu Unrecht wenig besucht worden; es gibt noch viele lohnende Ziele.
Ichiro Yasudo, BM 12/82, Seite 65

Dorje Lhakpa, 6990 m

Eine Expedition aus acht Japanern und drei Nepalesen unter Tazunori Tanaka versuchte zum ersten Mal den Dorje Lhakpa-Nordostgrat, wechselte dann aber wegen zu großer Schwierigkeiten zum Westgrat. Am 26. 4. erreichten Tazunori Tanaka, Keisuke Shibata, Migushi Ishihara, Yuzi Katsuhiro, Ikunori Nurotani, Kotaro Takahashi und Hiroshi Honjuhu (2. Best.) und am 29. 4. Yutaka Saito und Sherpa Chhewang Karma den Gipfel. Kamal K. Guha, AAJ 1983, S. 234

Seite 171: Die Shisha Pangma (I) mit der Route durch die Südwestwand und Pungma Ri (II) mit dem Anstieg der Erstbesteiger.

Foto:
Doug Scott

Langshisha Ri, 6300 m

Erste Besteigung durch eine japanische 5-Mann-Expedition unter Hiroshi Inoue über die Südwand (1 Hochlager); am 23. 4. 82 erreichten Takuya Kujimoto und Sherpa Pasang Norbu den Gipfel, am 24. 4. gefolgt von Hiroshi Inoue mit zwei weiteren Japanern und einem Sherpa. Der Gipfel wird verschiedentlich auch mit 6245 m angegeben; er bildet den Westrand des Jugal Himal und begrenzt das obere Langtang-Tal im Osten.
Michael J. Cheney, Kathmandu

Zweite Besteigung des Berges auf der gleichen Route am 7. 10. 82 durch eine japanische Frauenexpedition; den Gipfel erreichten Kumiko Imamura und Akiko Sakamoto mit zwei Sherpa, am 9. 10. gefolgt von weiteren drei Mitgliedern. Iwa To Yuki, Nr. 93

Langtang Himal

Gang Ben Chen, 7281 m

Erste Besteigung am 21. 4. 82 durch die Japaner Riyuko Morimoto, Kozo Matsubayashi, Kazunari Ushida, Shiro Koshima, Takao Morito, Goro Hitomi, Kiyoshi Nakagawa und Hiroshi Kondo über die Nordflanke (Tibet-Seite). Der Berg befindet sich im nepalisch-tibetischen Grenzkamm des Langtang Himal, ca. 32 km nordwestlich der Shisha Pangma; er wird auch mit Höhen von 7211 und 7415 angegeben. Yoshio Kondo, Kyoto

Langtang Lirung, 7246 m

Eine siebenköpfige Triester Expedition unter Bruno Toscan hatte den Südwestgrat zum Ziel, der vorher erst einmal (1981) begangen wurde. Der Gipfel wurde am 17. 10. 82 von Petronio und Sherpa Nga Temba nach einem, wegen des schlechten Wetters, ermüdenden und gefährlichen Aufstieg erreicht. Am 18. 10. verschwand während des Abstiegs in ca. 6100 m Höhe Bruno Crepaz, einer der besten Kletterer der Dolomiten. Silvia Metzeltin, Pura

Shisha Pangma, 8046 m

Einer englischen Expedition glückte im Mai 1982 die Erstdurchsteigung der ca. 2000 m hohen Südwestwand; es war die sechste Besteigung des Berges. Die Mannschaft bestand aus Roger Baxter-Jones, Alex MacIntyre, Elaine Brook, Paul Braithwaite, Nick Prescott und Doug Scott; einen offiziellen Leiter hatte es nicht gegeben. Zur Akklimatisation wurde am 19. 5. der 7444 m hohe Pungma Ri an der Südwestschulter der Shisha Pangma von Baxter-Jones, MacIntyre und Doug Scott erstiegen; von Shisha Pangma knapp 2 km entfernt und durch einen ca. 7300 m hohen Col getrennt. Roger Baxter-Jones, Alex MacIntyre und Doug Scott kletterten im Alpenstil in drei Tagen durch die Südwestwand und erreichten am 28. 5. 1982 den Gipfel. Die Aufstiegsroute weist im Eis und Schnee eine Neigung bis zu 50° auf, im Fels kurze Stellen im Schwierigkeitsgrad V. Der Abstieg führte über den Südostgrat in zwei Tagen zurück zum Basislager. Doug Scott: „Die Kletterei war leichter als erwartet und nicht so lang als ursprünglich angenommen; trotzdem eine meiner befriedigendsten Expeditionen im Himalaya, der Anstieg ist eine klassische Linie an einer großen Wand, isoliert und nicht erkundet."
Doug Scott; BM 5/83, S. 74/75

7. Besteigung am 10. und 12. 10. 82 durch eine 6köpfige japanische Expedition unter Makoto Hara; alle sechs Teilnehmer erreichten auf der Normalroute den Gipfel.



Ganesh Himal

Pabil, 7102 m

Der Berg ist auch als „Ganesh IV" bekannt. Vermutlich dritte Besteigung auf einer neuen Route (Südwand) am 5. 10. 82 durch eine südkoreanische Expedition unter Joo Shi-Jeong; den Gipfel erreichte Lee Shung-Ryul mit zwei Sherpa. Drei Hochlager: 5000, 5600 und ca. 6360 m; der Abstieg erfolgte auf der Normalroute über Südostgrat und Südflanke (Japaner 1978). Quelle: Privatmitt. Young Do Kim, Seoul

Gurkha Himal

Manaslu, 8156 m

Elfte Besteigung am 10. 10. 82 durch sämtliche Teilnehmer der neunköpfigen französischen Expedition unter Louis Audoubert über die Nordostflanke (Normalroute), Aldo Bonino, Christine Chapoutot, Marc Ferrari, Jacques Granjean, Jacques Sananes, Monique Vidaillac, Jacques Vuillemin, Gilberte Audoubert mit Sherpa Ang Tensing; 3 Hochlager, Biwak auf 7400 m. AAJ 1983, Seite 236

Lamjung Himal

Lamjung Kailas, 6985 m

Fünfte Besteigung des Berges und zweite Begehung des Nordgrates am 6.5.82 durch Teilnehmer einer japanischen Expedition unter Yoshino Kazuki aus Fukuoka, der außer dem Leiter noch die beiden Frauen Takasu Tomoka und Kido Keiko (Ärztin) angehörten. Alle erreichten mit Sherpa Sirdar Pemba Tshering und Sherpa Phurba Tenzing den Gipfel; es war zugleich die erste Besteigung durch Frauen. Die Gruppe hatte am 11.4. nahe Kamba Khola das Basislager (3850 m) errichtet. Dann folgten vier Hochlager: 14.4. Camp 1 (4600 m), 21.4. Camp 2 (5300 m), 28.4. Camp 3 (5850 m), 5.5. Camp 4 (6500 m), von wo der Gipfel um 10.30 Uhr erreicht wurde. Eine halbe Stunde später wurde der Gipfel auch von einer südkoreanischen Gruppe auf der gleichen Route erreicht. Der Nordgrat wurde 1980 von einer japanischen Expedition unter Hitoshi Hagiwara erstmals begangen. Die erste Besteigung glückte 1974 einer Hongkong-Expedition unter Michael Burgess über den Ostgrat, über den auch die zweite und dritte Besteigung erfolgte. Die kleine Gipfelkette des Lamjung Himal befindet sich zwischen Gurkha Himal (Manaslu) im Osten und Annapurna Himal im Westen; Lamjung Kailas bildet den Hauptgipfel.
Yoshino Kazuki, BM 11/82, Seite 68.

Annapurna Himal

Annapurna I, 8091 m

Eine Besteigung glückte Wastl Wörgötter, Thomas Haggler und Werner Bürkli im Rahmen einer 35köpfigen, österreichisch-schweizerischen Großexpedition. Der Gipfelerfolg wurde jedoch überschattet vom Tod des Schweizer Ingenieurs Werner Bürkli, der in Lager 4 (7000 m) nach erfolgreichem Abstieg vom Gipfel bewußtlos zusammenbrach. Trotz Einsatzes künstlichen Sauerstoffs und sofortiger Herzmassagen starb Bürkli kurze Zeit später. BM 9/82, Seite 55

Annapurna III, 7555 m

Eine Alleinbesteigung glückte am 25.10.82 dem Spanier Fernando Garrido über Südwestflanke und Westgrat.
Spanisches Bergarchiv, Barcelona

Annapurna IV, 7525 m

13. Besteigung am 17.10.82 durch Mitglieder einer österreichisch-jugoslawischen Expedition von Norden: Sirdar Pemba Lama, Sherpa Ang Nima, Mario Bago, Edin Alikalfic und Wolfgang Stefan.
AAJ 1983, Seite 239.

Nilgiri I, 7061 m

Eine Besteigung glückte am 25.4.82 drei Mitgliedern einer koreanischen Expedition mit zwei Sherpa über den Südostgrat (Japaner 1979); 3 Hochlager. Kim Ki-Heyg, AAJ 1983, Seite 245

Nilgiri II, 6957 m

Drittbesteigung am 4.5.82 des auch als „Nilgiri North" bekannten Berges über die Südostwand durch die Japaner Kenji Sugishita, Keiji Yamaguchi, Miss Kayo Ikeuchi mit den Sherpa Dawa Norbu und Pangma.
Kamal K. Guha, AAJ 1983, Seite 244

Tilicho, 7134 m

Erste Winterbesteigung am 24.1.82 durch die Sherpa Dawa Gyalzen, Gyalzen Sherpa und Sarkey Tshering Sherpa auf der Normalroute; es handelte sich um eine reine Sherpa-Expedition.
Michael J. Cheney, Kathmandu

Am 30.4.82 wurde der Berg von sieben Mitgliedern einer Nepal-Militär-Expedition erreicht, am 2.5. gefolgt von weiteren sechs Teilnehmern.
AAJ 1983, Seite 244

Vierte Besteigung am 17.10.82 durch die Deutschen Günther Härter, Josef Hirtreiter und Adolf Welsch mit den Sherpa Ang Dorje und Ang Pasang über Nordostsporn und Nordflanke (bis III, Eis 50°). Das Basislager (ca. 4900 m) wurde am 11.10. am Westufer des Tilichosees errichtet, Camp 1 ca. 5800 m (13.10.), Camp 2 ca. 6300 m (15.10.). Es wurden insgesamt 1300 m Fixseile angebracht; die Gipfelflanke erwies sich als sehr schneebrettgefährdet.
Es handelte sich um eine 14köpfige Expedition der Berg- und Skischule des DAV und war von Günther Härter geleitet.
Der Tilicho (auch Tilitso, teils mit 7132 m angegeben) befindet sich ca. 12 km nördlich der Annapurna I; erste Besteigung 1978 durch Franzosen.
Günther Härter, Berg- und Skischule des DAV.

Manang Himal

Chulu

Berichtigung: In der Chronik 1981 (AV-Jahrbuch 1982, Seite 160) wird über die „...erste Überschreibung vom West zum Central Peak..." durch den Wiener Rudolf Scheitl berichtet. Richtig ist, daß Rudolf Scheitl beide Gipfel getrennt vom gleichen Basislager aus bestiegen hat: Chulu West am 15.10.81, Central Peak am 16.10.81.

Kang Guru, 7009 m

Vermutlich 3. Besteigung am 2.5.82 durch die Japaner Ikuo Yoshita mit Sherpa Ang Temba und Tsering über die Westwand (1. Beg.), am 3.5. gefolgt von Keiichi Sudo und Sherpa Lhakpa (3 Hochlager).
Kamal K. Guha, AAJ 1983, Seite 237

Vermutlich 4. Besteigung am 12.10.82 durch Mitglieder einer 10köpfigen jugoslawischen Gruppe über die Westwand: Stipe Božić, Branko Šeparović und Vladimir Mesarić (3 Hochlager). Franci Savenc, Ljubljana

Seite 173:
Dhaulagiri mit der Nordwandroute der japanischen Erstbegehung.

Foto:
A. Roch/Archiv Hiebeler

Dhaulagiri Himal

Dhaulagiri I, 8167 m

15. Besteigung am 5. 5. 82 durch Mitglieder der belgischen Expedition unter Eduard Apts auf der Normalroute über den Nordostgrat: Rudy van Snick, Philip Cornelissen und Sherpa Ang Rita, am 6. 5. gefolgt von Jan van Hees, Lutgaarde Vivijs, Marnix Lefever und Sherpa Ang Jangbo; mit Lutgaarde Vivijs wurde der Berg erstmals von einer Frau erreicht, Ang Rita hat den Dhaulagiri damit viermal betreten. Eduard Apts, Belgien

16. Besteigung auf der Normalroute am 17. 10. 82 durch eine japanische 5-Mann-Expedition unter Ken Kanazawa. Gipfel: Toichiro Mitani und Jun'ichi Tanaka. Michael J. Cheney, Kathmandu

17. Besteigung und erste Begehung der über 3000 m hohen Nordwand über die berüchtigte „Birne" am 18. 10. 82 durch Teilnehmer einer 17köpfigen japanischen Expedition unter Norioh Sasaki. Das Basislager wurde am 21. 9. in 4200 m Höhe erreicht. Fünf Tage später erlitten drei Mann Verletzungen durch eine Lawine. Wie The Rising Nepal mitteilte, starteten am 17. 10. vier Mann in Richtung Gipfel, mußten aber umkehren. Mehr Glück hatten am nächsten Tag Kozo Komatsu, Noboru Yamada und Yasuhira Saito, die nach 5½ Stunden den Nordwestgrat überkletterten und den Gipfel erreichten. An diesem Grat, schon oberhalb der felsigen „Birne", scheiterten früher die Versuche der Polen (1979 bis 7750 m) und der American Women's Expedition 1980, die durch einen Lawinenunfall eine ihrer Teilnehmerinnen, Miß Lyn Griffith, verloren hat. Die Lösung des bekannten „Birne"-Problems ist gewiß einer der größten Erfolge der Nachmonsunsaison 1982. BM 6/83, Seite 75

18. Besteigung und zugleich erste Winterbesteigung am 13. 12. 82 durch den Japaner Akio Koizumi mit Sherpa Wangdu auf der Normalroute über den Nordostgrat; die Besteigung erfolgte im Alpenstil ohne Hochlager.
AAJ 1983, Seite 247

Putha Hiunchuli, 7246 m

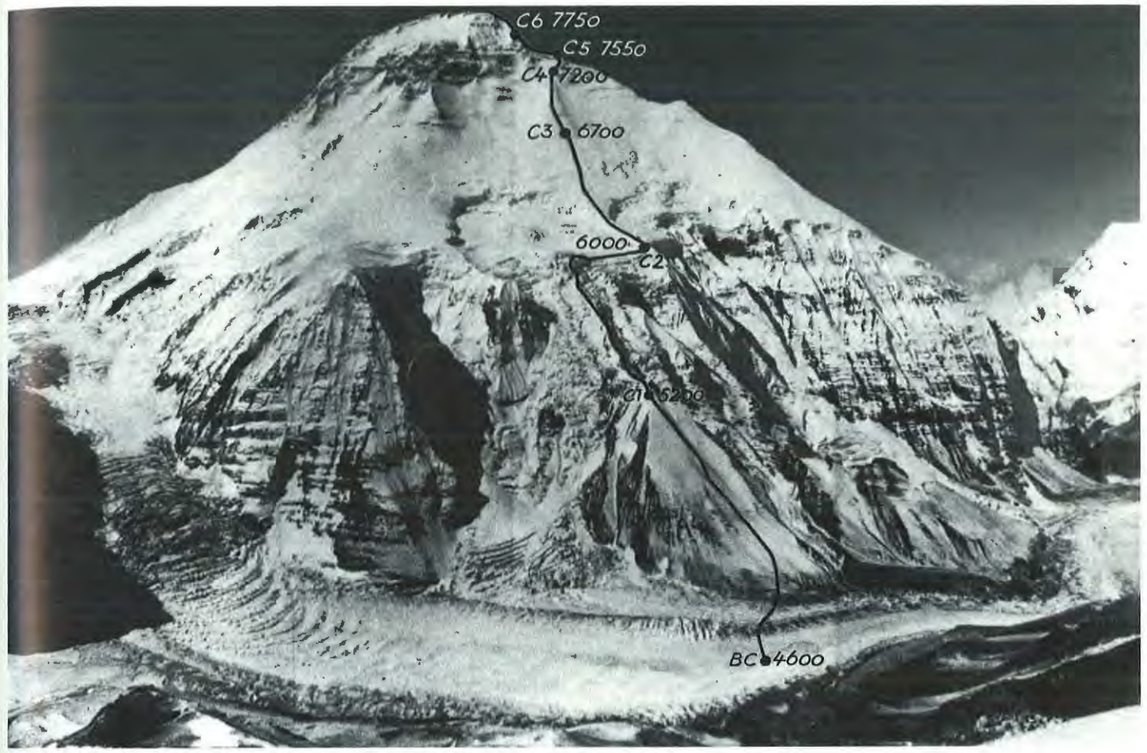
Vermutlich 4. Besteigung am 18. 10. 82 durch Rinus Lamers (Niederlande) und Roland Zeyen (Luxemburg) mit Sherpa Ang Temba über den Südgrat und Südflanke (Route der Erstbesteiger 1972).
Michael J. Cheney, AAJ 1983, Seite 247

Mustang Himal

Bhrikuti, 6720 m

Der Bhrikuti befindet sich nördlich des Annapurna- und Dhaulagiri-Massivs. Das Gebiet war nur 1982 für Expeditionen geöffnet und die ersten, die eine Genehmigung erhielten, war eine Gruppe von 11 Japanern unter Kaoru Kikuchi, begleitet von drei Nepalern. Der Anmarsch erfolgte entlang des Südufers des Chhiley Khola; das Basislager wurde am 10. 5. 82 aufgestellt. Über zwei weitere Lager erreichten Tashi Jangbo Sherpa, Takashi Sakuma und Masanobu Tsuchiya am 19. 5. den jungfräulichen Gipfel. Einen Tag später folgten Sakatashi Yamagata und Kijuro Endo und am 21. 5. schließlich Kikuchi, Sutemi Terada, Isao Niitsuma, Akie Asami, Kishore Bhattarai und ein zweites Mal Tsuchiya.
Kamal K. Guha, AAJ 1983, Seite 245

Ausnahmsweise erhielt die Österreichische Himalaya Gesellschaft die Erlaubnis, den Bhrikuti zu besteigen. Die 18köpfige Expedition unter



Christian Unger errichtete nach einem 125-Meilen-Anmarsch in ca. 4600 m Höhe das Basislager. Erste Erkundigungen zeigten, daß sie im falschen Tal hochgestiegen waren, und daß von hier aus der Hauptgipfel nicht zu erreichen war. Nachdem zwei Hochlager aufgestellt worden waren, konnte die Gruppe aber die Erstbesteigung von zwei leichten Gipfeln durchführen: Tehachang Peak (6250 m) und P 6300. Wolfgang Axt unternahm einen Alleinversuch und erreichte den 6600 m hohen Nordgipfel.
Wolfgang Axt, AAJ 1983, Seite 246; ausführlicher Bericht mit Skizzen und Fotos von Wolfgang Axt im IBA.

Garhwal-Himalaya

Nanda-Devi-Gruppe

Bhanuti, 5645 m

Erste Besteigung des kegelförmigen, vergletscherten Bhanuti (auch Bhanoti, 30° 12' N/79° 51' E) am 11. 10. 82 durch vier Teilnehmer einer indischen Expedition unter Ashok Mukherjee über die Nordflanke aus dem Mrigthuni-Gletscherbecken. Der Berg bietet keine besonderen Schwierigkeiten und ist künftig vielleicht ein interessantes Ziel für Trekking-Unternehmungen. Vom Gipfel ist eine interessante Rundsicht gegen Nanda Devi und Nanda Kot geboten.
Ashok Mukherjee, Uttarpara/Indien; ausführlicher Bericht mit Skizzen und Fotos im IBA.

Changabang, 6864 m

Erste Überschreitung des sehr schwierigen Berges durch Teilnehmer einer australischen Gruppe unter Craig Nottle vom 2.–7. 10. 82 durch Craig Nottle, Jen Mair, Rod Mackenzie und Mark Moorhead. Aufstieg über die italienische Route (VI, A1) über den Südpfeiler; es war vermutlich die 8. Besteigung.
Craig Nottle, Australien; ausführlicher Bericht und Foto im IBA.

Dharwal I, 6054 m

Im August 1982 wurden von einer spanischen Gruppe unter Antonio Trabado zwei Besteigungen unternommen: Südostpfeiler und Südwestpfeiler; Einzelheiten unbekannt. Dharwal I wird auch mit einer Höhe von 6014 m angegeben; er befindet sich etwa 15 km nordwestlich von Nanda Devi und 7 km südöstlich von Dunagiri.
Spanisches Bergarchiv, Barcelona

Dunagiri, 7066 m

Neunte oder zehnte Besteigung am 7. 9. 82 durch die Spanier Josep Fontcuberta und Francesco Pañella, Teilnehmer einer 7köpfigen spanischen Expedition unter Miquel Castellsagué, über den Südwestgrat (Route der Erstbesteiger 1939). 3 Hochlager (5200, 5850 und 6600 m).
Miquel Castellsagué, Barcelona; ausführlicher Bericht mit Skizze im IBA.

Hanuman, 6075 m

Eine Besteigung unternahmen am 15. 8. 82 die Spanier Mario Blasevich und Antonio Luna auf der Normalroute, am 16. 8. gefolgt von Rafael Fernández. Die drei Bergsteiger gehörten einer spanischen Gruppe an, die im gleichen Gebiet auch noch Rishi Kot (siehe dort) bestieg.
Spanisches Bergarchiv, Barcelona

Kalanka, 6931 m

Der vom DAV unterstützten, sechsköpfigen „Traunsteiner Himalaya Expedition 82" unter Karl Schrag glückten an der Kalanka zwei schöne Erfolge:

1. Begehung der 1400 m hohen Direkten Südwestwand am 27. 9. 1982 durch Bernhard Lukas, Peter Färbinger, Manfred Hesse und Gerry Besl im Alpenstil (2 Biwaks).
2. Begehung der Südflanke auf einer neuen Route und zugleich erste Überschreitung des Berges (Südflanke-Ostgrat-Südwestwand) am 28. 9. durch Karl Schrag und Erwin Praxenthaler (2 Biwaks).
(Ausführlicher Bericht s. S. 135–141 in diesem Jahrbuch.)
Die Kalanka befindet sich 15 km nördlich der Nanda Devi und wurde 1975 von einer japanischen Expedition unter Ikup Tanabe von Süden erstbestiegen; die Traunsteiner dürften die 4. und 5. Besteigung des Berges ausgeführt haben.
Umfassende Dokumentation mit Skizzen und Routenfotos im IBA.

Mrigthuni-Kette

Im September 1982 unternahm eine 12köpfige indische Gruppe unter Swapan Bhattachariya eine Kundfahrt in das Gebiet des Mrigthuni-Gletschers (17 km südwestlich der Nanda Devi), um aus dem Seenplateau Devikund (4870 m) und Nagkund (5030 m) einen Übergang über den Thorkot-Bhanoti-Grat nach Süden zu finden. Ein 5334 m hoher Paß erwies sich als möglicher Übergang. Interessant für Besucher des Mrigthuni-Gebietes.
Swapan Bhattachariya, Bhadrakali/Indien; ausführlicher Text mit Skizze im IBA.

Rishi Kot, 6236 m

Erste Begehung der ca. 1200 m hohen Nordwand am 18.–19. 8. 82 durch den Spanier Mario Blasevich allein; die Flanke hat eine Durchschnittsneigung von 55–75°. Blasevich gehörte zu der spanischen Gruppe, die zur gleichen Zeit auch am Hanuman (siehe dort) tätig war. Rishi Kot befindet sich etwa 14 km nordwestlich der Nanda Devi.
Spanisches Bergarchiv, Barcelona

Rishi Pahar, 6992 m

Ende August 1982 unternahm eine relativ unerfahrene Mannschaft den Versuch, den Rishi Pahar im nordöstlichen Teil des Nanda-Devi-Heiligtums zu besteigen. Am 27. 9. brachen sie von Lager 5 zum Gipfel auf, wobei sie nach ihren Angaben eine andere Route wählten als die Japaner bei ihrer Erstbesteigung 1975 (Westgrat). Die Gipfelmannschaft, der P. Das (Leiter), I. N. Mukhayee (stellvertr. Leiter) und A. Roy angehörten, mußten am 27. 9. biwakieren. Nach ihren Angaben erreichten sie am darauffolgenden Tag (28. 9.) den Gipfel. Im Abstieg trennte sich Roy von den beiden anderen und stieg am nächsten Tag (29. 9.) zum Lager 5 hinab, da er sich Erfrierungen und leichtere Verletzungen zugezogen hatte. Das, der offenbar ebenfalls unter Erschöpfung und Erfrierungen litt, stürzte über einen Eisabbruch, wurde jedoch von Mukhayee am Seil gehalten. Was danach geschah, ist nicht ganz klar: Offenbar versuchte Mukhayee einige riskante Manöver, um Das wieder heraufzuholen, in deren Verlauf sich vermutlich Das' Anseilknoten löste. Das stürzte ab und verschwand. Auf dem Weg zurück ins Lager 5 am folgenden Tag (29. 9.) stürzte auch Mukhayee mehrmals und zog sich Verletzungen zu. Roy und Mukhayee trugen so schwere Erfrierungen davon, daß sie per Helikopter geborgen wurden und sich Finger amputieren lassen mußten. (Eine deutsche Mannschaft, die sich am Kalanka aufhielt, war bei der Suche nach Das behilflich. Allgemein wird diese Expedition als unglaublich leichtsinniges Unterfangen angesehen.)
Jodeep Sircar, Calcutta, BM 4/83, Seite 64

Trisul, 7120 m

Die Besteigungen sind nicht mehr registrierbar; der Berg ist seit nun drei Jahren beliebtes Ziel für Trekking-Unternehmungen. 1982 waren deutsche, italienische, spanische und indische Gruppen am Berg unterwegs und konnten Besteigungen durchführen. Der Trisul befindet sich 18 km südwestlich der Nanda Devi und wurde bereits 1907 von einer britischen Expedition unter T. G. Longstaff über die Nordostflanke erstbestiegen.
Beppe Tenti, Turin, AAJ 1983, S. 252; Berichte im IBA.

Kamet-Gruppe

Abi Gamin, 7345 m, und Kamet, 7756 m

Eine vielköpfige indische Militärgruppe unter Jagjit Singh befand sich im Juni 1982 am Fuß der beiden Berge, die in zwei getrennten Gruppen auf den Normalrouten bestiegen wurden: Am 22. 6. erreichten sechs Mann den Gipfel des Abi Gamin, am 23. 6. gefolgt von dem Alleingeher Chering Norbu; es standen 5 Hochlager zur Verfügung.
Der Kamet wurde – ebenfalls auf der Normalroute – am 23. 6. von sieben Teilnehmern erreicht; auch hier waren 5 Hochlager aufgebaut.
Beide Berge erfreuen sich von Jahr zu Jahr größerer Beliebtheit.
Jagjit Singh, Allahabad/Indien; Bericht mit Karte im IBA.

Gangotri-Gruppe

Bandarpunch II, 6316 m

Die fünfköpfige „Garhwal-Himalaya-West-Expedition '82" unter Peter Färber hatte sich im Mai eine Besteigung des Bandarpunch II (Erstbesteigung 1950 durch britische Expedition über den Südostgrat) über die Ostflanke oder den Nordostgrat zum Ziel gesetzt. Es wurde durch das Son-Gad-Tal zum Chaian-Gletscher aufgestiegen. Am 22. 5. Basislager auf 3800 m, am 24. 5. Camp 1 auf 4600 m. Am 27. 5. erreichte Reinhard Mosch den Nachbarberg Hanuman Peak (5548 m) über den Westgrat bis etwa 20–30 m unterhalb des Gipfels, der wegen großer Schneebrettgefahr nicht bestiegen werden konnte. Die Gruppe war offenbar zu wenig akklimatisiert und außerdem gab es Wetterprobleme; das Unternehmen wurde auf Camp 1 abgebrochen. Anschließend wurde noch das Gangotri-Gebiet besucht. Das Unternehmen war vom DAV unterstützt.
Ausführliche Dokumentation von Peter Färber mit Kartenskizzen und Fotos im IBA; für weitere Besucher des Gebietes von Interesse.

Bhagirathi II, 6512 m

Eine Besteigung glückte am 18. 9. 82 einer japanischen Expedition unter Macoto Sugiura. Seichi Yoshikawa, Junich Iseki, Tadao Satho und Takashi Mukumoto erreichten über die Nordostflanke den Gipfel.
Die gleiche Gruppe unternahm anschließend eine Erkundung der Satopanth-Südwand, ohne einen ernsthaften Versuch unternommen zu haben. Seiji Wada, Sagamehara/Japan; Bericht mit Skizze im IBA.

Bhagirathi III, 6454 m

Allen Fyffe und Bob Barton errichteten am 11. 9. 82 in ca. 4500 m Höhe bei Tapovan das Basislager. 3 Tage später war auch das vorgeschobene Basislager beim Gangotri-Gletscher unter dem Südwestpfeiler des Bhagirathi III aufgestellt. Über brüchiges Gelände erreichten sie einen Biwakplatz beim Brown Tower. Der erste Abschnitt der weiteren Route bestand überwiegend aus festem Granit (5.8, A2), wo 7 Seile befestigt wurden. Nach einer Rast im Basislager standen sie am 27. 9. wieder beim Brown Tower. Es wurden im allgemeinen ausgezeichnete Kletterbedingungen vorgefunden, obwohl teilweise vereiste Stellen Probleme aufwarfen. Am Ende der Granitwand wurde die überflüssige Ausrüstung zurückgelassen und sie legten das letzte Drittel im Alpenstil zurück. Am 8. 10. erreichten sie den Gipfel und stiegen über den Nordgrat ab. Der Abstieg über die Ostwand erwies sich als ziemlich schwierig und sie trafen am 10. 10. wieder beim Basislager ein. Allen Fyffe, AAJ 1983, Seite 256

Bhrigupanth, 6772 m

Zweite Besteigung am 21. 9. 82 durch die Japaner Koji Yamakura, Toshiharu Iwagaki und Sai Kimura auf der Erstbesteiger-Route (Amerikanische Frauen-Expedition 1980) über Westflanke und Nordgrat. Der Bhrigupanth befindet sich in der nördlichen Kedernath-Gruppe, 5 km westlich des Shivling. AAJ 1983, Seite 259

Gangotri I, 6672 m

Hier war 1982 eine indische Everest-Trainingsexpedition tätig: am 15., 16. und 17. 10. wurde der Berg von 11 Männern und 3 Frauen erstiegen (vermutlich 5. Besteigung).
Hari C. Sarin, Indian Mountaineering Foundation

Gangotri III, 6577 m

Der ca. 15 km südlich von Gangotri aufragende Berg erfreut sich großer Beliebtheit; im August 1982 wurde er erneut von einer indischen Gruppe unter Bharat S. Mahghre erstiegen (1. Best. 1952). AAJ 1983, Seite 253

Jogin I, 6465 m, und Jogin III, 6116 m

Im Juni 1982 befand sich eine sechsköpfige indische Frauengruppe unter Miss Neeta Bhoir auf der Jogin-Nordostseite (Kedar-Gletscher). Am 10. 6. glückte eine Besteigung aus dem Col zwischen Jogin I und Jogin III Sanjay Borole mit Hochträger Datta, am 11. 6. gefolgt von Shrikant Oka und Suhas Risbud mit Hochträger Nar; Oka und Risbud bestiegen am gleichen Tag auch noch Jogin III über die steile Südost-Eisflanke.
Miss Neeta Bhoir, AAJ 1983, Seite 261

Jogin II, 6342 m, und Manda South, 6568 m

Im September/Oktober 1982 befand sich eine 5köpfige US-amerikanische Gruppe unter Mark Udall im Kedar-Gletscherbecken (südlich von Gangotri). Am 2. 10. 82 erreichten Peter O'Neil, Mark Udall und Maggie Fox Jogin II über die Südostflanke (Route der indischen Erstbesteiger 1971); es dürfte sich um die Zweitbesteigung gehandelt haben.
Gleich anschließend wurde Manda South vom Kedar-Gletscher angegangen. Die Besteigung glückte am 9. 10. 82 Peter Athens, Peter O'Neil und Mark Udall: Es wurde zunächst vom Kedar-Gletscher über die Westflanke zwischen Manda South und P. 6529 aufgestiegen, der unterste Südgrat überschritten, um über die Südostflanke den Gipfel zu erreichen (erste Besteigung). Manda South wird gelegentlich auch als „Manda II" bezeichnet. Die Manda-Kette befindet sich ca. 11 km südöstlich von Gangotri.
Mark Udall, Denver, USA; Bericht mit Foto und Skizzen im IBA.

Kirti Stambh, 6270 m

Erste Besteigung nach drei Versuchen am 18.–20. 10. 82 durch die Schotten Rick Allen, Ernie McGlashan und Roy F. Lindsay über die sehr schwierige Nordostwand (UIAA IV, Eis IV nach schottischer Skala). Die Besteigung erfolgte unter dramatischen Umständen (u. a. Schneebrett-Abgang). Kirti Stambh befindet sich 8 km südwestlich des Shivling am Kirti-Gletscher, einem linken Seitengletscher des Gangotri-Gletschers.
Roy F. Lindsay, AAJ 1983, Seite 258

Manda, 6510 m

Dritte Besteigung am 18. 6. 82 durch die Japaner Tomoyuki Sogabe, Takanori Sasaki, Hiroyuki Kawaguchi und Tsunenori Okada auf der indischen Route (1981) über Ostflanke und Nordgrat.
Tsunenori Okada, AAJ 1983, Seite 260

Satopanth, 7075 m

3. Besteigung am 30. 9. 82 durch die Japaner Masaki Ohashi und Kaoru Totani über den Nordgrat (Normalroute). AAJ 1983, Seite 253

Panjab-Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu

Leo Pargial, 6791 m

Beliebter Modeberg der Inder (Erstbesteigung 1933 durch Briten). 1982 waren wieder zwei große Gruppen am Berg erfolgreich gewesen; jeweils auf der Normalroute über Südflanke und Westgrat.
Kamal K. Guha, Indien

Gangstang, 6162 m

Vierte Besteigung am 30. 8. 82 durch fünf Teilnehmer einer indischen Expedition unter Debabrata Bhattacharya über die Südflanke (Route der italienischen Erstbesteiger 1945); Gangstang befindet sich in der östlichen Lahul-Gruppe (32° 45' N/76° 48' E), ca. 30 km südöstlich des bekannteren Menthosa.
Debabrata Bhattacharya, Howrah/Indien; Bericht mit Karte und Fotos im IBA.

Chandra Bhaga 13, 6264 m

Zweite Besteigung am 26. 7. 82 durch die Inderinnen Arati De (Leiterin der 6köpfigen Gruppe) und Snigdha Chowdhury erstmals über die Südflanke (3 Hochlager). Das Basislager befand sich am South-Dakka-Gletscher. Um den Eisfall der Südflanke zu umgehen, wurde der Nordwestgrat von Chandra Bhaga 13 a überschritten. Die Erstbesteigung erfolgte 1981 durch eine japanische Frauenexpedition über den Nordwestgrat.
Es gibt 57 Berge mit der durchlaufenden Vermessungszahl (1–57) mit dem Namen Chandra Bhaga, auf den Karten jeweils nur mit „CB" bezeichnet. CB 13 ist der südöstlichste Eckpfeiler der CB-Gruppe, deren bekanntester Berg Mulkila (CB 8, 6517 m) ist.
Miss Arati De. Calcutta; Bericht mit Fotos und Skizzen im IBA.

Koa Rang IV, 6340 m

Vermutliche Erstbesteigung am 8. 9. 82 durch die Briten Richard Hardie und Gareth Davies, Teilnehmer einer 12köpfigen britischen Armee-Expedition, über die Nordflanke (2 Hochlager).
Die Koa-Rang-Kette (auch „Rong") befindet sich in Nord-Lahul, ist im Westen und Norden vom Bahga-Fluß und im Osten vom Shigri begrenzt, im Süden die Mulkila-Gruppe. Im Gebiet sind noch zahlreiche und interessante Möglichkeiten geboten. AAJ 1983, Seite 263

Snow Cone, 6225 m

Erste Besteigung am 15. 9. 82 durch die Inder Asit Kumar Moitra (Leiter), Tarun Chakraborty, Manasendra Nath Basu über die Nordflanke. Die

8köpfige Gruppe war vom Chandra-Tal aus gestartet und gelangte über den Bara-Shigri-Gletscher in den Nordbereich von Shigri Parbat (6526 m); nördlich davon befindet sich Snow Cone (Schneekegel), dessen Name weder in Karten noch Chroniken vermerkt ist. Die Position des Berges ist mit 32° 11' N / 37° 48' E angegeben. Im genannten Gebiet sind noch eine Reihe von interessanten Sechstausender-Erstbesteigungen durchzuführen.

Asit Kumar Moitra, Calcutta; Bericht mit Fotos und Karte im IBA.

Kashmir-Himalaya

Nun-Kun-Gruppe

Janam, 6392 m

Zweite Besteigung am 8. 8. 82 durch die vier Niederländer Jaap Barendregt, Hans van den Berg, Rudolf de Koning und Jan Spit über die Südflanke; 3 Hochlager: 4700, 5500 und 6200 m. Janam (33° 42' 47" N / 76° 07' E) wurde 1977 von den Briten Roy May, ebenfalls von Süden, erstbestiegen (AAJ 1978, S. 612) und als P 20970 Kiar Nalla bezeichnet. Nach Angaben der Niederländer sei der Berg unter Einheimischen als Janam bekannt. Jaap Barendregt, Delft/NL; Bericht mit Skizze im IBA.

Kun, 7065 m

Der Berg ist seit Jahren ein beliebtes Ziel für Trekking-Gruppen, so daß die einzelnen Besteigungen nicht mehr registriert werden können. Unter anderen befand sich eine französische Gruppe unter Claude Jaccoux aus Chamonix mit 16 Teilnehmern am Berg, 10 erreichten den Gipfel.

„Le Dauphiné", 11. 1. 83

Nun, 7135 m

Eine 5köpfige indische Expedition erreichte am 4. 5. das Basislager. Der Lastentransport zum Lager I (ca. 4900 m) erfolgte überwiegend auf Ski, wobei das Material auf leichten Plastikschlitten nachgezogen wurde. Der Weg zum Lager II führte ca. 150 m in das Tal, das zum Haupt-Eisfall führt. Wegen eines viertägigen Sturmes, der über einen Meter Schnee aufschichtete, konnte die Gruppe erst am 13. 5. damit beginnen, die Lasten zum Lager III zu bringen. Wegen des Schnees und Eises mußte der Versuch, den Gipfel über die Wand zu erreichen, aufgegeben werden und sie wandten sich der tschechoslowakischen Route zu. Stettner und Glidden traversierten zum Nordgrat, biwakierten in einer Schneehöhle und kehrten am nächsten Tag zum Plateau zurück. Am 21. 5. versuchte die Gruppe den Westgrat direkt vom Plateau aus über die äußerste rechte Seite der Westwand im Alpenstil zu erreichen. Am nächsten Tag kämpften sie sich über teilweise 45° steiles Gelände bis auf ca. 6750 m hoch und verbrachten die Nacht bei −35 °C. Am folgenden Tag erreichten sie nach einem letzten schwierigen 30-m-Felsstück den Gipfelgrat. Hier kehrte Lev mit Ball, der unter Erfrierungen an den Füßen litt, um und Stettner stieg mit Glidden den messerscharfen Gipfelgrat weiter. In der Nähe des Gipfels trafen sie auf eine Art „Hillary Step" und erreichten schließlich den Gipfel. Am 28. 5. wurde das Basislager wieder geräumt.

AAJ 1983, S. 265

Nanga-Parbat-Gruppe

Nanga Parbat, 8125 m

Der Nanga Parbat, an dem einige Jahre ohne größere Tragödie verstrichen sind, zeigte 1982 wieder seine tragische Seite.

Seite 177: Der obere Teil des Nanga Parbat-Ostpfeilers vom Rupaltal gesehen. Ausführlicher Bericht von Hartmut Münchenbach auf den Seiten 126–134.
Foto: Deutsches Institut für Auslandsforschung/H. Münchenbach

Es befanden sich fünf Expeditionen am Berg: 3 Gipfelerfolge, aber auch 3 Tote. Die erfolgreichen Unternehmungen:
11. Besteigung des Berges und 4. Begehung der Diamirflanke auf der Kinshofer-Route (1962) am 9. 6.: Norbert Joos und Erhard Loretan erreichten als erste Schweizer den Gipfel. Die siebenköpfige Expedition unter Stefan Wörner (Leiter) war am 5. 5. von Rawalpindi aufgebrochen, vier Tage später konnte das Basislager auf 4200 m errichtet werden. Vier Hochlager: 5000, 6100, 6950 und 7400 m. Der Gipfelerfolg war überschattet durch den Tod des 23jährigen Peter Hiltbrand aus Frutigen, der an einem Lungenödem in Camp 4 (7400 m) erkrankte und am 8. 6. starb, und eines Pakistani, der in einer Eislawine umkam.
12. Besteigung und 5. Begehung der Diamirflanke auf der Kinshofer-Route am 14. 7. durch den Bayern Hans Engl im Rahmen einer 15köpfigen französischen Expedition unter Pierre Mazeaud. Im Gipfelbereich erfolgte der Aufstieg durch die Löw-Rinne, die 1962 als Abstieg diente und in der Siegfried Löw verunglückte. Die Expedition errichtete das Basislager auf 4000 m und benutzte vier weitere Hochlager. Die Zwischenlager standen zum Teil auf klassischen Punkten der Kinshofer-Route. Schlechtes Wetter, das niedrige Basislager und technische Schwierigkeiten am Berg waren die Ursachen, daß kein weiterer Teilnehmer den Gipfel erreichte.

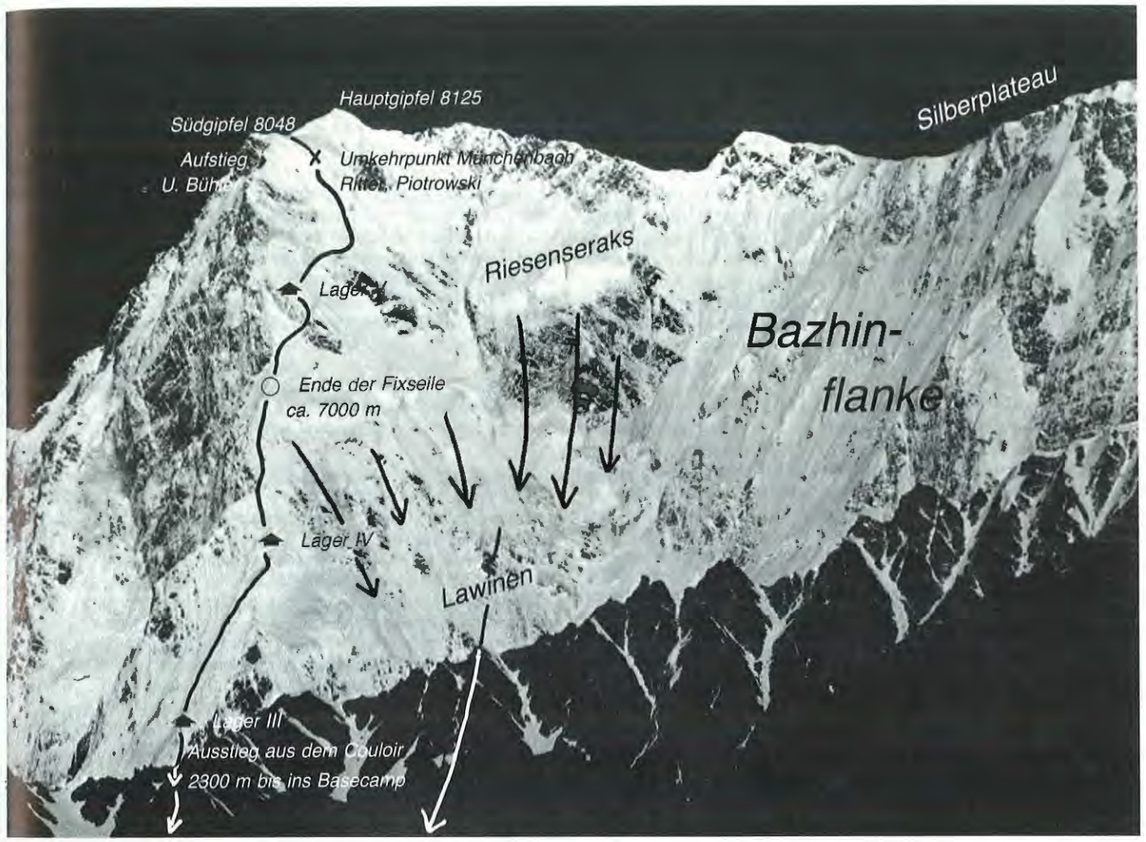
Eine neunköpfige, vom DAV unterstützte, deutsch-französische Expedition unter Yannick Seigneur/Bernd Neubaur versuchte im Mai–Juni den 4500 m hohen Ostpfeiler an seiner linken, südlichen Begrenzung. Hochlager wurden auf 5300 m (1), 5800 m (2) und 6500 m (3) eingerichtet. Die Route war sehr kompliziert und gefährlich. Statt des ausgeprägten Pfeilers, den alle Fotos zeigen, arbeiteten die Bergsteiger an einer kombinierten Eis- und Fels-Wand mit einem Gewirr von Séracbarrieren. Zwei Deutsche fanden das Unternehmen zu riskant und zogen sich zurück. Am 7. 6. stürzte einer der beiden Hochträger, Sheik Ali, im Bereich Camp 1 tödlich ab. Wenig später wurde Y. Seigneur unterhalb von Camp 2 durch Eisschlag schwer verletzt, das Unternehmen wurde abgebrochen; der höchste erreichte Punkt lag bei ca. 7000 m.

Einer elfköpfigen Expedition unter Karl M. Herrligkoffer, vom DAV unterstützt, gelang im August die Erstbegehung des 4500 m hohen Ostpfeilers. Der erst 21jährige Schweizer Ueli Bühler erreichte am 17. 8. den Südgipfel (8042 m) und erlitt dabei schwere Erfrierungen. Georg Ritter, Tadeusz Piotrowski und Hartmut Münchenbach machten am 16. 8. in etwa 7950 m – 90 m unter dem Südgipfel – kehrt, um in Lager 5 die Nacht zu verbringen und auf die Rückkehr von Ueli Bühler zu warten. Die neue Route bietet insgesamt sehr steile Fels- und Eiskletterei mit Schwierigkeiten im Fels von II bis IV und einer Gesamtdurchschnittsneigung von 45° (steilste Passagen 80–85°) im Eis. Es war zweifellos eines der größten und schwierigsten Unternehmungen in der langen Himalaya-Geschichte.

Eine 10köpfige Schweizer Expedition unter Harald Nevé scheiterte am Südwestgrat auf ca. 6800 m. Der Arzt Peter Forrer fand in einer Eislawine den Tod. Der Nanga Parbat forderte bisher 40 Menschenleben.
Umfangreiche Dokumentationen mit Karten und Routenfotos im IBA; ferner über Ostpfeiler Bericht von Georg Ritter in BM 5/83.

Ganalo Peak, 6606 m

Erste Besteigung des Ostgipfels (6313 m) am 12.8.82 durch die Spanier Emilio Hernando, Jesús Gomez, Mikel Martinez und Angel Landa im



Rahmen einer Erkundung der Diamir-Flanke des Nanga Parbat, die für 1983 genehmigt ist. Das Basislager (4200 m) befand sich am klassischen Platz der meisten Diamir-Expeditionen auf dem Diamir-Gletscher. Aufstieg über die Ganalo-Peak-Südflanke, wo am Ende des geröllbedeckten Schrofengeländes (5200 m) ein Hochlager eingerichtet wurde (11.8.). Die Besteigung endete versehentlich auf dem Ostgipfel, der vom Hauptgipfel durch einen ca. 2000 m langen und sehr scharfen Grat getrennt ist; auf ihn mußte wegen fehlender Biwakausrüstung und Verpflegung verzichtet werden.
Der Hauptgipfel (74°35'42" N/35°14'23" E) ist somit immer noch unerstiegen und dürfte auch für Trekkingfahrten ein interessantes Ziel sein, da Aufstieg und Gipfel großartige Einblicke in die imposante Diamirflanke des Nanga Parbat gewähren. Die Diama-Flanke des Ganalo Peak war bereits 1895 von dem Engländer A. F. Mummery angegangen worden (seither verschollen). Quelle: Privatmitt. Angel Landa Bidarte

Ladakh-Kette

Stok-Gruppe

Einer Salzburger Gruppe unter Kurt Lapuch gelangen in der Zeit vom 13. bis 21.6.82 mehrere interessante Besteigungen, zwischen Gulep Kang Ri und Kang La Cha wurden einige Gipfel auf teilweise neuen Routen erreicht. Vom Hauptgipfel des Gulep Kang Ri (5860 m) glückte der Übergang zum Südgipfel (5840 m) mit Abstieg über die Westflanke. Am 17.6. glückte die Erstbesteigung des Lartsi Kang Ri (5940 m) durch das 45° steile Ostcouloir (Lapuch, Seiringer, Fuchslechner, Weinberger und Leitinger). Am 18.6. bestieg Klaus Leitinger allein einen Gipfel zwischen Gulep und Lartsi Kang Ri über die 50° steile Nordwand; der Gipfel wurde „Tschass Kang Ri" (5750 m) benannt. Am 19.6. wurden im Nordkamm der Mupka Kang Ri von drei Teilnehmern bestiegen. Der Kang La Cha (6100 m), Hauptgipfel der Gruppe, wurde von 10 Teilnehmern über die Ostflanke erreicht.
Kurt Lapuch, Bergheim/Salzburg; ausführlicher Bericht mit Fotos im IBA.

Karakorum

Baltoro Mustagh

Broad Peak 8047 m

Am Broad Peak waren 1982 insgesamt 6 Expeditionen tätig; 2 erreichten den Gipfel:
5. Besteigung 23.7. durch vier Teilnehmer der vom DAV unterstützten „Tegernseer Broad Peak Bergfahrt 1982": Hans Kirchberger, Konrad Lewanskowski, Peter Gloggner und Ralph Bärtle, zusammen mit den Österreichern Georg Bachler, Werner Sucher und Walter Lösch auf der Normalroute über die Südwestrippe, dem bisher einzigen Anstieg. Es wurden weder Hochträger noch künstlicher Sauerstoff eingesetzt. Basislager 5000 m, 2 Hochlager auf 6400 und 7100 m.
6. Besteigung 2.8. durch den Südtiroler Reinhold Messner mit den Pakistani Sher Khan und Nazir Sabir auf der gleichen Route.
Der Versuch einer US-amerikanischen Expedition scheiterte auf 6300 m wegen schlechten Wetters; der Alleinversuch des Italieners Renato Casarotto am Nordpfeiler des Broad Peak North (ca. 7700 m) scheiterte nach 24 Tagen auf ca. 7000 m. Ausführliche Berichte im IBA.

Gasherbrum I (Hidden Peak), 8068 m

Nach der Ankunft im Basislager (ca. 5200 m) am 15. 5. 82, bestiegen die vier französischen und Schweizer Bergsteiger Sylvain Saudan, Jean Pierre Ollagnier, Daniel Semblanet und Marie José Valençot sowie der Hochträger Mohammad Ali in 32 Tagen den Gasherbrum I. Am Gipfeltag fuhr der Schweizer Skifahrer und Leiter der Gruppe, S. Saudan, zwei Stunden auf Ski ab und biwakierte. Am darauffolgenden Tag stieg er in 9 Stunden zum Basislager ab. Sie waren vermutlich der Route der Erstbesteiger gefolgt. AAJ 1983, S. 268

Siebte Besteigung am 22.7.82 durch Michl Dacher, Sigi Hupfauer und Günter Sturm im Rahmen einer deutschen Sechs-Mann-Expedition unter G. Sturm mit Dr. Wolfgang Schaffert (Arzt), Gerhard Schmatz und Peter Vogler auf einer teilweise neuen Route durch die über 1000 m hohe Nordwestwand, ohne Hochträger mit drei Hochlager: Lager 1 auf 5900 m, Lager 2 auf 6400 m unterhalb Gasherbrum La und Lager 3 am 21.7. auf 7100 m. Der Anstieg verläuft links (wesentlich) der Messner-Habeler-Route (1975), hat eine Durchschnittsneigung von 45° und Felspassagen im IV. und V. Schwierigkeitsgrad (100 m von ca. 6900 bis 7000 m Höhe!), brüchig. Ab Camp 3 – es befand sich ungefähr am gleichen Platz wie das zweite Biwak von Habeler-Messner – erfolgte der Aufstieg über die Messner-Route. Am Besteigungstag hatte man sich zu weit links gehalten, was einen 300-m-Verhauer mit sehr viel Zeit- und Kraftverlust brachte. So konnte der Gipfel erst um 18.20 Uhr erreicht werden. Günter Sturm: „Ich habe das früher immer verurteilt, so spät den Gipfel zu erreichen, aber es herrschte sehr schönes Wetter. Im Abstieg kamen wir in die Nacht und fanden dadurch Lager 3 nicht mehr." Biwak. Am Morgen des 23.7. sahen sie dann, daß sie sich 100 m oberhalb Camp 3 befanden. Es hatte aber dennoch keinerlei Erfrierungen gegeben. Bereits am 26.7. konnte das Basislager geräumt und mit dem Rückmarsch begonnen werden. Der Baltorogletscher war aper, über den Dumordofluß ist ein Stahlseil gespannt (Ein-Mann-Pendelverkehr gegen 5 Rupies pro Mann und Gepäcklast, wodurch allerdings ein zweitägiger Umweg eingespart wurde). Rückfahrt von Dassu mit Jeeps über Skardu nach Gilgit; Busfahrt auf dem Karakorum Highway nach Rawalpindi (960 km in zwölf Stunden!). Am 6.8. war die Mannschaft wieder in München. Kosten: etwa 80 000 Mark, die zu 99 Prozent von den Teilnehmern selbst aufgebracht worden waren.
Nach sieben Besteigungen auf vier verschiedenen Routen bleiben am Gasherbrum I noch folgende fünf Möglichkeiten offen:
1. Der wenig ausgeprägte, ca. 2000 m hohe Südsporn (im unteren Teil gefährliche Eisbrüche, im oberen eine schöne Felsrippe);
2. die Kombination Südwestpfeiler und Südwand (relativ sicher, wenn im unteren Teil der linke, nördliche Pfeilersporn benützt und erst oberhalb des mächtigen Eisfalls die Südwand angegangen wird, insgesamt über 2000 Höhenmeter, vermutlich die lohnendste Möglichkeit);
3. der etwa 1400 m hohe Nordgrat vom Gasherbrum La (ca. 6600 m) aus, wobei es sich beim unteren, ca. 500 m hohen Felsabbruch mehr um eine Wand handelt (bis ca. 7200 m, 1981 von Spaniern begangen);
4. der etwa 1800 m hohe Nordostsporn, der im Sagan Galcier fußt und bei ca. 7300 m am Nordgrat endet;
5. die etwa 2000 m hohe Ostflanke, die steil und felsdurchsetzt gegen den oberen Urdok Glacier abbricht. Günter Sturm, München
(Ausführlicher Bericht auf S. 119–125 in diesem Jahrbuch.)

Gasherbrum II, 8035 m

11. Besteigung durch Teilnehmer der 7köpfigen (1 Frau) „Nord-Südtiroler Karakorum-Expedition 1982" unter Helmut Rott auf der Österreicherroute: 9. 6. Gerhard Markl (A), Georg Kaser (Südt.); 10. 6. Robert Renzler (A), Michl Grüner (Südt.); 11. 6. Josef Trattner (A). Die Ärztin Dr. Christine Miller erreichte Camp 3 (7400 m); im Abstieg erlitt sie Erfrierungen (einige Zehenglieder mußten amputiert werden). Erfrierungen erlitt auch Michl Grüner. Das zusätzliche Ziel, den noch unbetretenen Gasherbrum I East (7772 m) zu besteigen, wurde aufgegeben. Helmut Rott: „Wir glaubten zuerst, man könnte ihn mitnehmen. Aber wir sahen dann, daß er zu weit von der Hauptroute weg ist – eine Tour für sich. Eine Stelle am Anfang schaut auch gar nicht so leicht aus." Er ist 1 km östlich des Hauptgipfels.

12. Besteigung 13. 6. 82 durch das französische Ehepaar Maurice und Liliane Barrard auf der Österreicherroute in 72 Stunden vom Basislager bis Gipfel (sie hatten Spuren ihrer Vorgänger).

13. Besteigung 24. 7. 82 durch den Südtiroler Reinhold Messner mit den Pakistani Sher Khan und Nazir auf der Österreicherroute mit Träger und Hochlager. Es war Reinhold Messners achter Achttausender und zehnte 8000er Besteigung.
Nach 13 Besteigungen auf drei verschiedenen Routen sind am Gasherbrum II nur noch vier verschiedene Möglichkeiten offen:
1. Der kantenartige Südwestgrat des eigentlichen Gipfelmassivs (500-m-Variante zur Österreicherroute);
2. die felsige und sehr steile Südwand des eigentlichen Gipfelmassivs (450-m-Variante zur Franzosenroute über den Südsporn, 1975);
3. der über 1500 m hohe Nordsporn vom North Gasherbrum Glacier aus;
4. die über 2000 m hohe Nordostflanke, die im East Nakpo Glacier fußt.
Die Möglichkeiten 3 und 4 sind nur mit China-Permits möglich, da Gasherbrum II Grenzberg zwischen Pakistan und China ist.
BM 11/82, Seite 68

K 2, 8611 m

Die 3500 m hohe Nordwand wurde im August 1982 von einer japanischen Expedition bezwungen; es war die siebte Besteigung. Das Kletterteam zählte 14 Mann und wurde durch ein 29köpfiges japanisches Trägerteam unterstützt. Leiter war Isaoh Shinkai, technischer Leiter Masatsugu Konishi. Vom 10.–29. 5. wurden vier Tonnen Material durch das schwierige Qogirtal zum Basislager in 4900 m Höhe befördert. Am 5. 6. begannen die Träger ihre Arbeit am Berg. Das Hochlager 1 (5800 m) erstand schon am 13. 7., doch Schlechtwetter hemmte weiteres Vordringen (22 Tage Schlechtwetter). Camp 2 (6500 m) folgte am 17. 7., Camp 3 (7400 m) am 24. 7., am 1. 8. Hochlager 4 (8000 m). Die Route ging nun über steile Schneefelder und wurde bis 8100 m mit Seilen fixiert. Am 5. 8. trafen die Japaner mit der von der pakistanischen Seite gestarteten polnischen Nordwestgrat-Expedition zusammen. Auf den Steilhängen wich sie den Schwierigkeiten links aus, wobei sich die Japaner rechts hielten. Am 14. 8. traten Naoé Sakashita, Hiroshi Yoshino, Yukihiro Yanagisawa und Takashi Ozaki von Camp 3 zum Schlußangriff an. Ozaki zog sich zurück, die drei anderen erreichten den Gipfel erst zwischen 20 und 21 Uhr. Im Abstieg bezogen sie in 8400 m Höhe ein Biwak, wobei Yoshino in den Erschöpfungszustand geriet. Sakashita stieg allein ab. Der Erkrankte und sein Begleiter wurden durch das zweite Gipfelteam mit Seil versorgt und setzten den Abstieg fort. In der Höhe von etwa 8100 m ist Yanagisawa spurlos verschwunden. An diesem Tag (15. 8.) um 16 Uhr wurde der Gipfel durch Kazushige Takami, Haruichi Kawamura, Tatsuji Shigeno und Hironobu Kamuro (Dhaulagiri-Alleinbesteigung 1981) erneut erstiegen.
Die zwei Besteigungen (insgesamt sieben Mann) wurden ohne künstlichen Sauerstoff durchgeführt, was der lange Aufenthalt der Bergsteiger am Berg (über drei Monate) möglich machte. Der vermißte Yanagisawa war 27 Jahre alt und war 1981 durch die Erstbegehung einer neuen Annapurna-Südwand-Route bekanntgeworden.

Unten: Saraghrar Nordwest II (7200 m) mit Südwestpfeiler.
1. Beg. Catalanische Expedition 1982.

Foto: Juan López Díaz

Hispar Mustagh

Distaghil Sar, 7885 m

Zweite Besteigung am 31. 7. 82 durch die Spanier Ramon Biosca und Jaume Matas, begleitet von Toni Bros, der 50 m unter dem Gipfel im Col zurück blieb; Teilnehmer einer 7köpfigen Expedition unter Joaquim Prunes. Die Besteigung erfolgte über die Südflanke (1. Besteigung 1960 durch Österreicher), wobei im unteren und mittleren Teil von der österreichischen Route abgewichen wurde.
Centre Excursionista de Terrassa, Barcelona; ausführlicher Bericht mit Fotos und Karte im IBA.

Batura Mustagh

Bubuli Mo Tin, 6000 m

Erste Besteigung des ungewöhnlich bizarren Granitturmes vom 20.–23. 5. 82 durch die Franzosen Patrick Cordier und Jacques Maurin im Alpenstil (2 Biwaks im Aufstieg, 1 im Abstieg).
Der Höhenunterschied der Besteigung betrug 4000 m; es waren beträchtliche Schwierigkeiten (kombiniertes Gelände) zu überwinden. Der Aufstieg erfolgte von Süden durch ein Eiscouloir in den Col North und über den Ostgrat zum Gipfel.
Der Bubuli Mo Tin befindet sich in der Ultar-Kette, knapp 5 km südwestlich von Bojohaghur Duan Asir (7329 m) und 7 km nördlich des Hunza-Ortes Baltit. Quelle: Patrick Cordier, Foto und Anstiegsskizze im IBA.

Hachindar Chhish, 7163 m

Die Liste der noch unbestiegenen Siebentausender wird nach und nach kleiner. Die Februar-Ausgabe 1983 der japanischen Zeitschrift Iwa to Yuki brachte eine reich bebilderte Reportage über die Erstbesteigung des sehr schwierigen Hachindar Chhish. Der Gipfel wurde in schwieriger Kletterei über die steile, 3000 m hohe Ostwand erreicht. Es ist interessant, daß die von Yasuyuki Higashi geleitete elfköpfige Kanazawa-Universitäts-Mannschaft sich aus Himalayaneulingen zusammensetzte. Die Teilnehmer hatten keine Hochgebirgserfahrung (!). Das Basislager wurde schon Ende Mai 1982 am Wandfuß (3670 m) errichtet. Volle 1200 m höher (mit einem Depot) ist das vorgeschobene Basecamp entstanden, wohin man in 20 Tagen 1,5 Tonnen Gepäck hinaufschleppen mußte.
Die Arbeit wurde von vier sich abwechselnden Teams bewältigt. Fünf Hochlager wurden errichtet, zwei davon wie Vogelnester im steilen Eis. Ein Problem für sich stellte der Gipfelgrat dar (Camp 5), der über eine Reihe verwächteter Felstürme erklettert werden mußte. Am 4. 8. erreichten sieben Mann den höchsten Punkt – alle kehrten glücklich ins Basislager zurück. Józef Nyka, BM 4/83, Seite 65

Kuk Sar, 6935 m

Erste Besteigung am 19. 7. 82 durch Teilnehmer einer britischen Expedition über die Südwestflanke; Steve Brodrick und Tim Hurrel erreichten den Gipfel. Der Kuk Sar befindet sich am oberen Ende des riesigen Batura-Gletschers. AAJ 1983, Seite 283

Hindukusch

Tirich Mir, 7706 m

Am 10. 8. 82 gelang einer Expedition unter Bob Wilson die erste amerikanische Besteigung des Tirich Mir über den oberen Tirich-Gletscher und den Westsattel. Jon Dasler, Dennis Olmstead, John Smolich und Allen Webb erreichten den Gipfel. Am Gipfel fand die Expedition einen Skistock mit der pakistanischen Flagge, von dem sie vermuteten, daß er von der Schweizer-Tirich-Mir-Expedition unter Markus Itten zurückgelassen wurde, die den Gipfel am 14. 7. 82 erreichte; auf dem Gipfel befand sich der Zürcher Toni Knecht.

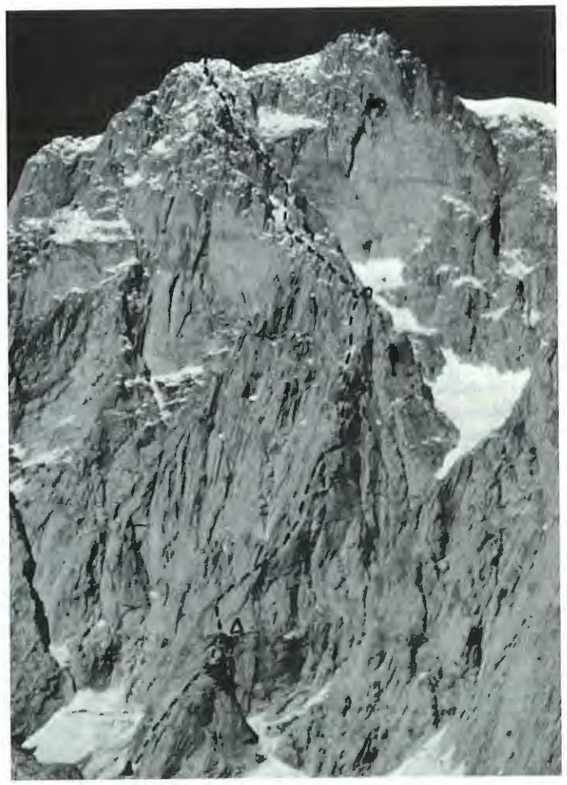
Tirich Mir I West, 7478 m

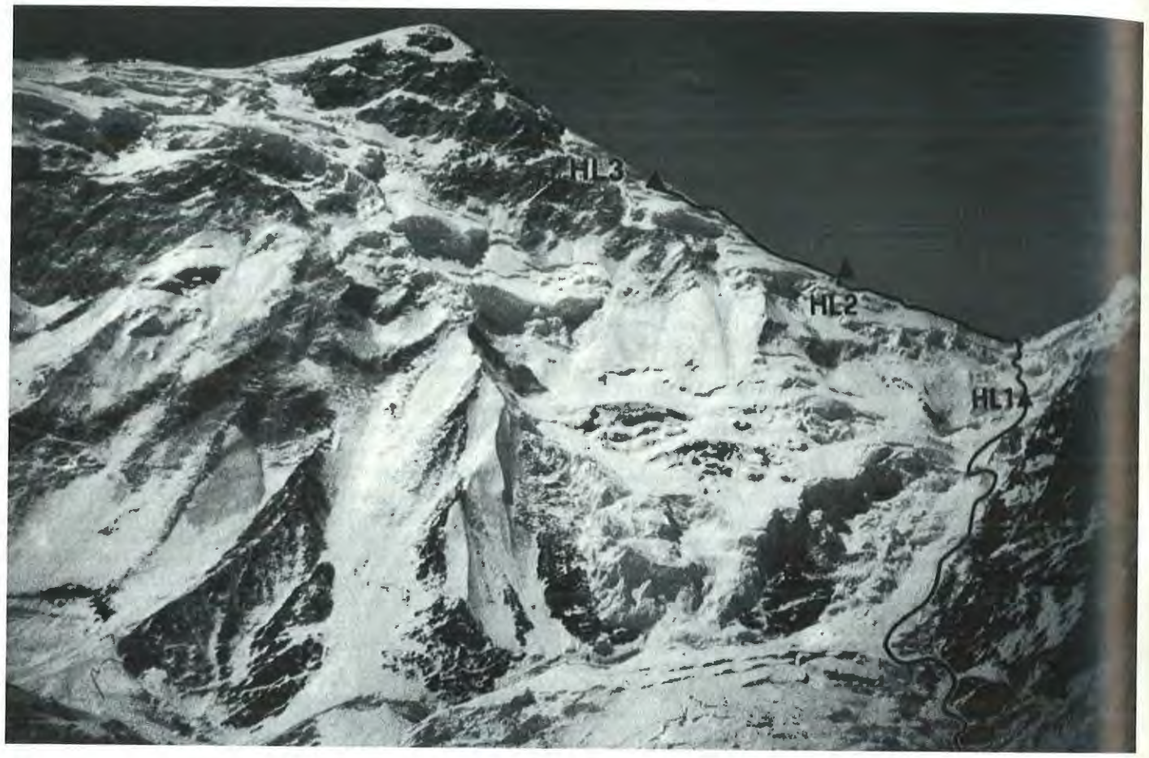
Eine Besteigung glückte am 5. 8. 82 der katalanischen Expedition unter Salvador Boix vom Oberen Tirich-Gletscher aus; den Gipfel erreichten Boix und Ramón Estiv (4 Hochlager). Spanisches Bergarchiv

Saraghrar-Gruppe

Saraghrar Nordwest II, 7200 m

Erste Besteigung am 9. 8. 82 durch die Spanier Juan López Díaz (Leiter der 7köpfigen Expedition), Enrique Lucas Llop und Nil Bohigas Martorell über den sehr schwierigen Südwestpfeiler („Catalan-Pfeiler"). Die Kletterei dauerte vom 4.–9. 8. (5 Biwaks); ein sechstes Biwak auf 6000 m im Abstieg. Der 2200 m hohe Südwestpfeiler bietet durchschnittlich Schwierigkeiten IV–V+, eine Stelle auf ca. 6500 m ist mit VI bewertet worden; Eis: 60–75°.
Juan López Díaz, Barcelona; Dokumentation mit Foto und Skizzen im IBA.





Kun Lun

Minya Konka, 7560 m

Dritte Besteigung auf der klassischen Route über Nordflanke und Westgrat am 25. 5. 1982 durch die Schweizer Ruedi Alder, Andreas Echmann und Georges Herren mit drei Hochlagern (6200 m, 6600 m, 6950 m). Der Expedition, von Erwin Herren geleitet, gehörten außerdem noch an: Guido Baumann, Claus Coester und Kurt Weibel. BM 4/83, S. 64

4. Besteigung auf der klassischen Route am 3. 10. 82 durch die Amerikaner Dana Coffield und Douglas Kelley.
Ausführlicher Bericht von D. Kelley im AAJ 1983, S. 40–46.

Jiazi (Ru-dshe-Konka), 6540 m

Erste Besteigung am 17. 11. 82 durch die US-Amerikaner Patrik Callis, John Markel und Richard Nolting über den Südgrat; 1. Beg. der Westwand 14.–21. 11. 82 durch David Stutzmann und James Williams; Teilnehmer einer 11köpfigen Gruppe unter Fred Beckey.
Jiazi (Rudshe Konka, im Buch „Die Großen Kalten Berge von Szetschwan" von Eduard Imhof, 1974, mit „Rudshe-Konka 7100 m" bezeichnet) befindet sich ca. 20 km nördlich von Minya Konka.
Ausführlicher Bericht von R. M. Nolting im AAJ 1983, S. 48–53.

Pamir

Pik Moskau, 6785 m

Erste Begehung der etwa 2000 m hohen Nordwand auf einer neuen Route vom 1. bis 4. 8. 1982 durch die Tschechoslowaken Stanislav Glejdura und Ladislav Kyrc. In der Gipfelwand stieß die Seilschaft auf die Ukrainerroute (1977) und erreichte auf ihr den Gipfel. Ursprünglich war vorgesehen, die Gipfelwand im Zentralbereich zu durchsteigen, aber wegen Steinschlagverletzungen mußte dieser Plan fallengelassen werden.
Jiří Novák, Kladno.

Mustagh Ata, 7546 m

Einer Salzburger Gruppe unter Marcus Schmuck gelang am 17. 7. 1982 die fünfte Besteigung des 7546 m hohen Mustagh Ata auf einer neuen Route. Sie verläuft südlich der bisherigen Routen zwischen dem Tschal-Tumak- und dem Tergen-Bulak-Gletscher an der Westsüdwestseite des Berges. Der Aufstieg erfolgte ohne Hochträger. Größte Schwierigkeiten bereiteten die Kälte (kein Tag mit Temperaturen unter minus 20 Grad), der Sturm und täglicher Schneefall.
Sechste Besteigung am 28. 7. 1982 durch eine amerikanische Fünf-Mann-Expedition, vermutlich auf der Normalroute. Laut Himavanta (Oktober 1982) ist dabei Roger Kirpatrick am 29. 7. tödlich abgestürzt.
Marcus Schmuck, Salzburg.

Kaukasus

Dongusorun, 4468 m

Erste Begehung der etwa 1700 m hohen Nordwand des Dongusorun (4468 m, Asaugruppe, südöstlich des Elbrus) auf einer neuen Route am 23./24. 7. 1982 durch die Tschechoslowaken Stenek Zdeněk Herman und Milan Hutík.
Schwierigkeiten: IV+, Eis teilweise 90°. Die Erstbegeher nennen ihre Route „Eis-Schnellzug", was einiges über die Charakteristik des Neuanstieges aussagt. Sie überwindet im östlichen Wandteil zwei riesige Eisbarrieren, die außergewöhnliche Gefahren darstellen dürften. Die Erstbegeher kletterten teilweise nachts, um dem Stein- und Eisschlag weniger ausgesetzt zu sein.
Jetzt gibt es an der gewaltigen Dongusorun-Nordwand drei verschiedene Anstiege.
Jiří Novák, Kladno.

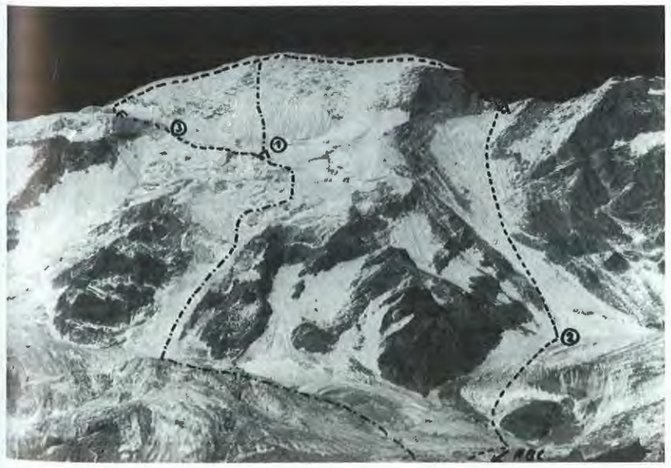
Seite 180:
Minya Konka mit Nordflanke und Westgrat.

Foto:
Claus Coester/Archiv Hiebeler

Kundfahrten und Expeditionen des DAV 1982

Im Interesse der Übersichtlichkeit bringen wir hier eine tabellarische Aufstellung der DAV-Unternehmungen. Der Ausschuß für Auslandsbergfahrten hat folgende Unternehmungen für förderungswürdig erklärt und größtenteils aus dem Reinhold-von-Sydow-Stock bezuschußt:

Bezeichnung/Leiter	Teilnehmerzahl	Arbeitsgebiet	Ergebnisse
Bayrisch-Niederl. Südamerika-Expedition 82 Thomas Strobl	4	Cordill. Huayhuash und Blanca/Peru	Versuch einer Yerupaja-Überschreitung, Versuch Yerupaja-Südwand (erfolgreich bis SW-Grat, 6200 m); Besteigung des Huascaran Sur (6768 m) auf der Garganta-Route (Normalanstieg).
Tegernseer Broad Peak Bergfahrt 82 Peter Gloggner	7	Karakorum/Baltoro Mustagh	5. Best. des Broad Peak (8047 m) über die SW-Rippe (Normalroute) am 23. 7. durch 4 Teilnehmer.
Garhwal-Himalaya-West-Expedition '82 Peter Färber	5	Gangotri-Gruppe	Versuch am Bandarpunch II (6316 m) bis 4600 m.
Lindauer Grönlandfahrt '82 Walter Föger	8	Halbinsel Quioge (72° N/Westküste)	Es wurden 9 Gipfelbesteigungen, darunter vermutlich 3 Erstbesteigungen, durchgeführt.
Deutsch-französische Nanga-Parbat-Expedition Yannick Seigneur/Bernd Neubaur	9	Ostpfeiler am Nanga Parbat	Versuch einer neuen Route an der linken (südlichen) Begrenzung des Ostpfeilers bis ca. 7000 m.
Nanga-Parbat-Expedition zum Ostpfeiler Karl M. Herrligkoffer	8	Ostpfeiler am Nanga Parbat	Erstbegehung des 4500 m hohen Ostpfeilers an seiner rechten (nördlichen) Begrenzung bis zum Südgipfel (8042 m).
Changtse-Expedition '82 Hansjürgen Tauscher	12	Tibetischer Khumbu Himal	Erstbesteigung des Changtse (7553 m) durch 5 Teilnehmer.
Traunsteiner Himalaya-Expedition '82 Karl Schrag	12	Garhwal-Himalaya, Nanda-Devi-Gruppe	Zwei Besteigungen der Kalanka (6931 m) auf zwei verschiedenen Neuanstiegen von Süden.



Kalanka, 6931 m, von Süden.

① SW-Wand (Lukas, Färbinger, Hesse, Besl)
② Südwand und Ostgrat (Schrag, Praxenthaler)
③ Westgrat, Abstiegsroute und Biwak Schrag/Praxenthaler.
(Zum Bericht auf S. 135–141)

Foto:
K. Schrag



Seite 182: Ziemlich skeptisch betrachten die beiden Jungen das Geschehen auf der Straße – worauf sich ihr Befremden wohl bezieht?

Foto:
J. Jacobucci

Die Himalaya-Konferenz 1983: Anspruch und Wirklichkeit

Eine subjektive Bestandsaufnahme

Shashi Malla

„Playground Himalaya" lautet der Titel über dem Kapitel in diesem Jahrbuch, worin Günter Sturm, Hartmut Münchenbach und Karl Schrag von ihren letztjährigen Unternehmungen an verschiedenen Himalayabergen berichten. Natürlich sind wir uns der Problematik, die sich hinter diesem Titel verbirgt, bewußt. Wir wissen, wie der „Playground of Europe", für den die Alpen einmal gegolten haben, über weite Strecken zum Rummelplatz verkommen ist. Und wir wissen auch, daß dem Himalaya (und anderen Hochgebirgen der Erde) dieselbe Verkommnis droht, wenn wir diese Gefahr nicht nur lediglich erkennen, sondern auch, dieser Erkenntnis Rechnung tragend, eine entsprechend behutsame Entwicklung des Tourismus in diesen Regionen zu fördern in der Lage sind.

Wir – das sind auch wir, die Angehörigen der Industriegesellschaften dieser Erde, die im Himalaya und anderswo das Erlebnis einer wild gebliebenen Landschaft suchen. Das ist vor allem aber die Bevölkerung, die uns anbietet, als Gäste ihre heimatliche Landschaft zu erleben, weil sie hofft, dadurch ihre meist sehr prekäre wirtschaftliche Situation (und manchmal auch die politische) ein wenig verbessern zu können. Ein so verstandenes „Wir-Gefühl" und, daraus resultierend, ein Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung zu fördern, war das Anliegen des Deutschen Alpenvereins, dessentwegen er im Frühjahr '83 Besucher und Gastgeber des Himalaya zu einer Himalaya-Konferenz nach München eingeladen hatte.

Ein Problem, das im Verlauf der Vorträge und Diskussionen dieser Veranstaltung immer wieder anklang, ist das der Überfremdung und des Verlusts an Eigenständigkeit der heimischen Bevölkerung durch den Tourismus. Das ist ein Problem, das ja selbst im Alpenraum keineswegs „ausgestanden" ist. Damit setzen sich an anderer Stelle in diesem Jahrbuch (Seite 99) Prof. Franz Fliri und Bischof Reinhold Stecher auseinander; – Prof. Fliri unter der durchaus auch für den hier skizzierten Zusammenhang beziehungsreichen Überschrift „Franz Senn und ‚die er rief die Geister...'". Um wieviel größer jedoch und schwieriger muß sich dieses Problem für die Himalaya- und andere Länder darstellen? Dort prallen ja nicht nur unterschiedliche Mentalitäten und soziale Verhältnisse aufeinander. Es ist auch die Konfrontation gänzlich verschiedenartiger Kulturkreise, die sich zudem in weltweit auseinanderliegenden Phasen ihrer Entwicklung befinden. Was wiederum bedingt, daß sich die gesamte Entwicklung in diesen Ländern im Vergleich zur europäischen im Zeitraffertempo abspielt.

Von Schriftstellern wie Ludwig Thoma wiederum wissen wir, wie anmaßend bevormundend schon hierzulande die Landbevölkerung das Auftreten von Urlaubs- und sonstigen Gästen aus den Städten empfunden hat (und gelegentlich nach wie vor empfindet). Und dies selbst dann oft, wenn diese in gutmütigster Absicht glaubten, sich der Probleme der Einheimischen mit fixen Verbesserungsratschlägen annehmen zu müssen: „... auch im Begönnern liegt der Irrtum" (L. Thoma).

Wir freuen uns deshalb sehr, für diesen Beitrag wieder einmal den Angehörigen eines der Länder als Autor gewonnen zu haben, die von den skizzierten Problemen am meisten betroffen sind: den Nepalesen Dr. Shashi Malla, der auch Teilnehmer der erwähnten Himalaya-Konferenz gewesen ist. (d. Red.)

Bevor man über die Himalaya-Konferenz, die vom 23. bis 25. März 1983 in München stattfand, berichtet, wäre es vielleicht ganz sinnvoll, die Ziele dieser Konferenz (jedenfalls wie der Veranstalter sie sich vorstellte), sich noch einmal vor Augen zu führen:

– Es sollte Klarheit gewonnen werden über die ökologischen, ökonomischen, kulturellen und sozialen Fragen des Bergtourismus im Rahmen der jeweiligen nationalen Entwicklungsziele der Himalaya-Staaten.
– Es sollten Empfehlungen für eine sinnvolle staatliche und nichtstaatliche Entwicklungshilfe sowie Regeln für ein angemessenes Verhalten der Bergsteiger formuliert werden.
– Die alpinen Verbände sollten Einigkeit über gemeinsam interessierende Fragen des Expeditionsbergsteigens erzielen.

Ohne Zweifel war es das große Verdienst des Deutschen Alpenvereins, erstmals in Deutschland eine solche Konferenz organisiert zu haben, und man kann nun hoffen, daß auch in Zukunft in regelmäßigen Abständen solche Konferenzen stattfinden werden; vor allem aber, daß der Dialog, der stattgefunden hat, fortgeführt werden kann, und daß einigen wichtigen Themen, die gar nicht oder zu kurz behandelt wurden, zu einem späteren Zeitpunkt doch mehr Raum gewährt wird.
Zur Organisation und zum Ablauf ist zu sagen, daß zu viele Themen zu schnell behandelt wurden. Es wäre vielleicht sinnvoller gewesen – vor allem im Hinblick auf die Ziele der Konferenz – einige wichtige Themen ausführlicher zu besprechen. So mußten verschiedene Themen im Schnelltempo abgehandelt werden. Es war daher manchmal schon frustrierend, viele sicherlich wichtige Referate anhören zu müssen, ohne dann anschließend diskutieren zu können.

Der Himalaya: Lebensraum und touristisches Reiseziel

Der Himalaya ist nicht nur touristisches Ziel, sondern auch teilweise Lebensraum für die einheimische Bevölkerung. Dieses Gebiet wird daher durch verschiedene Menschengruppen beansprucht:

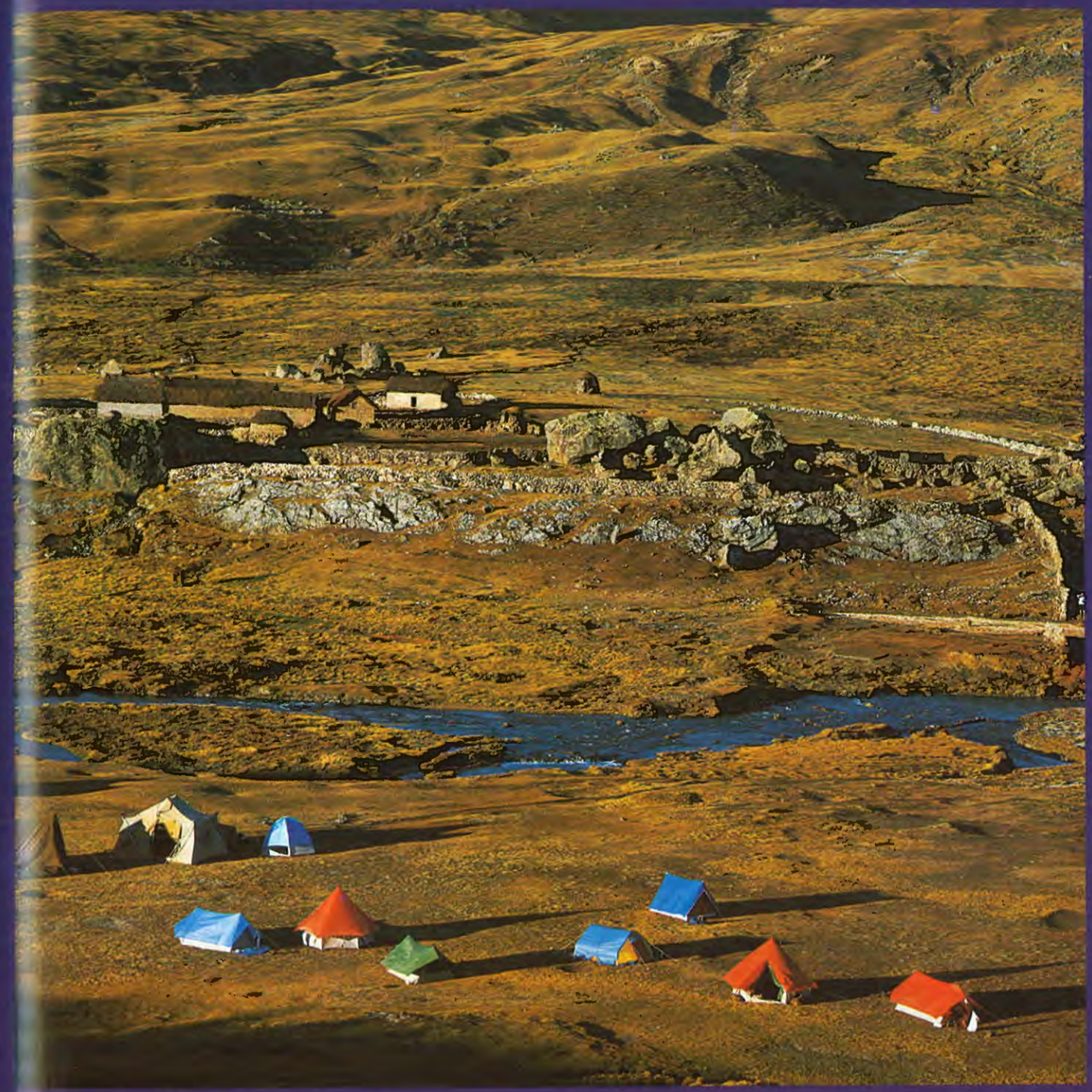
1. die einheimische Bevölkerung, die unmittelbar in der Gegend wohnt (z. B. Bauern)
2. die einheimische Bevölkerung, die zwar nicht unmittelbar in der Gegend wohnt, aber von den angrenzenden Gebieten ausgehend in ein anderes Gebiet vorstößt, um Viehfutter und Brennholz zu sammeln
3. die einheimische Bevölkerung, die aus wirtschaftlichen Motiven hierher kommt, um beispielsweise medizinische Pflanzen zu sammeln, bzw. Brennholz zum Wiederverkauf zu sammeln, bzw. zu kaufen, sowie Händler
4. ausländische Touristen. Diese Kategorie muß dringend differenziert betrachtet werden (wie das auf der Himalaya-Konferenz leider nicht genau getan wurde): a) organisierte Trekking-Gruppen, b) organisierte Bergexpeditionen, c) einzelne Trekker und Bergsteiger

Individual- und Pauschaltouristen

Wenn man die einzelnen Trekker (Bergwanderer) und Bergsteiger betrachtet – in erster Linie diejenigen, die die Leistungen der einheimischen Trekkingbüros nicht in Anspruch nehmen – muß leider gesagt werden, daß diese den Himalaya-Ländern am wenigsten Nutzen bringen. Nichts gegen die Individualität und einsame Romantik, aber die persönliche Freiheit hat dort ihre Grenzen, wo den gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen ein höherer Wert eingeräumt werden muß. Es ist das gute Recht sogenannter Rucksacktouristen, zu versuchen, überall in der Welt auf billigste Art herumzukommen. Vom wirtschaftlichen Standpunkt der Himalaya-Länder wären diese „Individualtouristen" aber nicht zu befürworten. In Tibet und Bhutan ist ihre Zahl ohnehin begrenzt. Sie geben in der Regel nicht nur viel weniger als die Pauschaltouristen an Essen, Übernachtung und Souvenirs aus, ihre Verhaltensweise kann größtenteils als ernste Gefährdung der Umwelt angesehen werden. Bei dieser Gruppe treten die Umweltsünden offen zutage. Anders als bei den organisierten Gruppen wird nicht kontrolliert (und kann auch nicht kontrolliert werden), ob sie ihren Abfall tatsächlich verbrannt bzw. begraben haben. Sie treten zudem als ernsthafte Konkurrenz der Einheimischen für Fallholz auf.

Außerdem, wie in anderen touristischen Zielen ebenfalls zu beobachten, neigen die Individualtrekker viel eher als die Pauschaltouristen dazu, die offene Gastfreundschaft der einheimischen Bevölkerung zielstrebig auszunützen. Leider wurde diese besondere Problematik der Einzeltrekker und Bergsteiger bei der Konferenz nur am Rande erwähnt. Im besonderen wurde das Phänomen der „Schwarzbesteigungen" außer acht gelassen. Vermißt habe ich in dieser Hinsicht eine eindeutige Stellungnahme dahingehend, daß auch und vielleicht gerade Bergsteiger als naturverbundene Besucher die Gesetze und Regeln des Gastlandes zu respektieren haben. Viele europäische Bergsteiger meinen, daß nach Zahlung der Einreisevisagebühren alles erlaubt ist – u. a. die Besteigung von nicht genehmigten Gipfeln und das Eindringen in Sperrgebiete.

Ohne Zweifel haben die Bergexpeditionen den Himalaya-Ländern kurz- und mittelfristig wirtschaftlichen Nutzen beschert. Die Gipfelgebühren, die von allen Regierungen der Himalaya-Staaten erhoben werden, werden zwar mannigfaltig kritisiert, aber vom Gesamtaufwand der Expedition gesehen sind sie wirklich minimal und fallen kaum ins Gewicht. Diese Expeditionen bringen Trägern und Sherpas kurzfristig einen Verdienst ein, wobei zu betonen ist, daß die Sherpas von einer solchen Arbeit abhängiger sind. Für die Sherpas gibt es keine vergleichbare Arbeit außerhalb der Pflanzungs- und Erntezeit. Die an „niedere" Arbeit gewohnten Träger sind mobiler. Es ist das Verdienst von Mike Cheney, daß er auf der Konferenz die dennoch beklagenswerte Lage der Träger so eindrucksvoll schilderte. Es ist wirklich beschämend, daß Expeditionen, die so viel Geld verpulvern, so wenig für die Träger ausgeben. Die ausländischen Reiseveranstalter und einheimischen Trekking- und Reisebüros könnten sich des Anliegens der Träger mehr annehmen. Aber auch die



Trekking in Nepal

Die Idylle täuscht darüber hinweg, daß diese Art von Tourismus auch Umweltprobleme mit sich bringt. Sollen die Trekker mit einem „Umwelt-Beitrag" zur Kasse gebeten werden?

Foto:
J. Winkler

Teilnehmer von solchen Expeditionen und Trekkingreisen könnten in verschiedener Weise mehr Verständnis für die Träger zeigen. Die Zahlung des Reisepreises befreit nicht von kritischem Denken und Nachdenken über den Mitmenschen. Aber gerade diejenigen, die sich beispielsweise über die barfüßigen Träger aufregen, sind mitunter sehr zurückhaltend beim Geben eines angemessenen Trinkgeldes.

Umweltbelastung durch Expeditionen

Die Umweltbelastung durch Bergexpeditionen wird langfristig ein großes Problem für die betroffenen Länder werden. Wer soll beispielsweise den Abfall und Müll in den Basislagern beseitigen? Es wird wahrhaftig viel Geld und der Einsatz mehrerer „Aufräumexpeditionen" notwendig werden. Auch aus diesem Grund ist es fragwürdig geworden, ob Mammutexpeditionen einen Sinn haben. Vom ästhetischen Standpunkt hat Reinhold Messner diese Frage längst beantwortet. Sein Festvortrag auf der Himalaya-Konferenz zeichnete in eindrucksvoller Weise in Wort und Bild die Problematik des Expeditionsbergsteigens auf.

Selbstverschuldete Probleme

Viele der heutigen Probleme, die den Himalaya-Staaten zu schaffen machen, sind selbstverschuldet. Das explosionsartige Wachstum der Bevölkerung hat wiederum zu einem ungeheuren Druck auf das verfügbare Ackerland geführt. In Nepal allein wuchs die Bevölkerungszahl von 7 Millionen im Jahre 1950 auf 14 Millionen im Jahre 1983. Und sie steigt weiter mit einer Wachstumsrate von 2,4 % jährlich. Trotz einer gut funktionierenden Planungsbehörde, die die Problematik der Bevölkerungsexplosion gut kennt, scheint die nepalesische Regierung hier machtlos zu sein. Dr. Ruedi Baumgartner hat in seinem Referat wissenschaftlich belegt, wie die Hindernisse im politischen und bürokratischen Bereich auf die Entwicklungsplanung wirken. Er hat auch auf den fehlenden politischen Willen hingewiesen.
So schreitet der Raubbau am nepalesischen Wald weiter, mit dem Ziel, mehr Ackerland zu gewinnen und um Holz zum Kochen und Heizen zu fällen.

Umweltbeitrag für den Himalaya

Im deutschsprachigen Raum Europas wurde in der letzten Zeit eine lebhafte Diskussion um die Erhaltung des Lebensraums im Himalaya geführt. Vor allem wurde in zahlreichen Abhandlungen auf die verheerenden Folgen der Abholzung im gesamten Himalaya aufmerksam gemacht sowie auf die Notwendigkeit von dringenden und durchgreifenden Maßnahmen des Umweltschutzes hingewiesen. Dies kam auch auf der Himalaya-Konferenz in mehrfachen Referaten zum Ausdruck. So weit so gut. Zur Finanzierung dieser teuren Maßnahmen kamen einige Vordenker und Organisationen auf eine so einfach wie genial anmutende Idee:

Seite 187: Erntesegen, doch leider nicht genug für die schnell wachsende Bevölkerung.

Foto: J. Jacobucci

Die Pauschal-Trekkingtouristen sind die eigentlichen Verursacher, sie sollen einen Umweltbeitrag leisten, um die schöne Himalaya-Landschaft für *alle* Naturliebhaber zu erhalten.

Bei näherer Betrachtung erweist sich dieser gutgemeinte Vorschlag leider als nicht durchsetzbar. Nehmen wir das nepalesische Beispiel. Eigentlich ist es Sache der Kgl. Nepalesischen Regierung, wenn sie im Interesse der jetzigen und künftigen Generationen von Nepalesen handelt oder handeln will, strenge Maßnahmen zum Schutz der bedrohten Umwelt schnell und unbürokratisch zu ergreifen. Seit der Öffnung des Landes im Jahre 1951 haben sich aber unzählige Politiker große Verdienste mit der „Ankurbelung" des „Edelholzexportes" nach Indien erworben. Daß dabei ganze Waldflächen verschwunden sind, war in den Augen der Verantwortlichen ein wohl bedauerliches, aber notwendiges Übel. Der einstig stolze Spruch: „Nepal ko dhan, hariyo ban" (= Nepals Reichtum liegt in seinen grünen Wäldern) klingt heute lächerlich und absurd.

Andererseits meinen die Verantwortlichen wohl, daß sie sich mit anderen, wichtigeren Entscheidungen beschäftigen müssen, als sich mit den neumodischen Gedanken des Umweltschutzes aus den reichen Industriestaaten herumzuschlagen. Ausländische Umweltschützer sind sich deshalb leider nicht im klaren, ob in der jetzigen politischen Konstellation Nepals die sicherlich notwendig gewordenen Maßnahmen durchsetzbar sind. Sie machen sozusagen die Rechnung ohne den Wirt.

Es ist leider so, daß momentan in Nepal keine nennenswerte Anlaufstelle vorhanden ist, wo die Gedanken des Umweltschutzes Früchte tragen könnten. Wo das Umweltbewußtsein fehlt, ist es aber abwegig, von den Touristen einen sogenannten „Umweltbeitrag" kassieren zu wollen, ohne sich über dessen Verwendungsmöglichkeiten im klaren zu sein.

Ganz abgesehen davon: die meisten Veröffentlichungen zum Umweltbeitrag haben auch nur den Pauschal-Trekkingtouristen im Sinn – die Reiseveranstalter sollen ja als Vollzugsinstanz den „Umweltbeitrag" von ihren Kunden einkassieren bzw. diesen bereits im Reisepreis einkalkulieren. Was soll aber mit den Individualtrekkern geschehen? Verbrauchen sie denn kein Holz, „verursachen" sie denn keinen Dreck? Oder sollten sie von dem Umweltbeitrag ausgenommen werden, da sie ja keine „Touristen" sind bzw. sein wollen. Sollen *nur* die Pauschal-Trekkingtouristen, die die Landessitten und -gesetze meistens beachten (die Reiseleiter und Bergführer sorgen schon dafür), neben den verschiedenen Gebühren, die mit einer Bergwanderung bzw. -besteigung im Zusammenhang stehen, auch den „Umweltbeitrag" berappen?

Verfehlte Tourismuspolitik Nepals

Es muß leider vermerkt werden, daß die nepalesische Regierung eine verfehlte Tourismuspolitik betreibt, indem sie auf Massentourismus setzt. Das eigentliche Ziel sollte sein, Qualität über Quantität zu stellen, will Nepal seine Position im Tourismusmarkt langfristig sichern – auch im Hinblick auf die große Zahl von



Himalaya -

Lebensraum der einheimischen Bevölkerung und touristisches Reiseziel

Rechts: Kedarnath/Indien
Unten: Napalesin.
Fotos: R. Lindner, G. Sturm





Auf Tourismus eingestellt: Souvenirs und Werbung im Kathmandu-Tal.

Fotos: J. Winkler







häufig wiederkehrenden Gästen, für die es zu Nepal als Trekking-Paradies (noch) keine Alternative gibt. Vor allem muß gewährleistet werden, daß Nepal, wie andere Himalaya-Länder übrigens auch, ohne teure Importe von Luxusartikeln für die Touristen auskommt.

Andererseits wissen Kenner Nepals ja längst, daß das Land den Tourismus dringend braucht – nicht nur wirtschaftlich, sondern zur Sicherung der eigentlichen politischen Existenz. Dies gilt in zunehmendem Maß auch für das Königreich Bhutan. Das letztere hat es gut verstanden – jedenfalls bis jetzt – den Tourismus in den Griff zu bekommen und sich vor allem den Massentourismus vom Hals zu halten. China wehrt sich mit hohen Preisen gegen einen Ansturm von westlichen Touristen in Tibet. Indien hat die Gefahr (wenigstens für einen Teil des Himalaya) erkannt und beispielsweise ein generelles Verbot für Trekker und Bergsteiger im Nanda Devi Nationalpark verhängt. Kann damit der Uhrzeiger der Umweltzeitbombe zurückgedreht oder gar zum Stoppen gebracht werden?

Einheit von Mensch, Natur und Kultur

Bei all den Diskussionen um die Erhaltung der Natur kommt die Kultur der Himalaya-Völker viel zu kurz. Hat nicht der Massentourismus vielerorts zur Zerstörung und Verstellung der einheimischen Kulturen der Himalaya-Region beigetragen? Das schöne und vom Buddhismus geprägte Ladakh ist ein Paradebeispiel dafür. Beim Hemis-Fest im gleichnamigen Kloster werden bald mehr photographierwütige Touristen als Einheimische anwesend sein. Da die Dollars unheimlich winken, wird dem Paro-Fest in Westbhutan ein ähnliches Schicksal nicht erspart bleiben, es sei denn, die Bhutanesen besinnen sich auf ihre ursprüngliche natur- und kulturschonende Tourismuspolitik.

Sollten wir angesichts dieser Erkenntnis andererseits nicht logischerweise das „Verursacherprinzip" auch auf kulturelles Gebiet ausdehnen? Ist die Erhaltung des kulturellen Erbes und unserer Lebensweise von geringerem Wert, als die der natürlichen Umwelt? Nepal besitzt ja nicht nur eine großartige Bergwelt, sondern hat auch – nach Meinung der Fachleute – einen nicht unbedeutenden Beitrag zur asiatischen Kultur geleistet.

Aber wer ist dann in erster Linie für den Ausverkauf und die Vernichtung der nepalesischen Kultur verantwortlich? Dafür, daß das einst einmalig schöne und glückliche Tal von Kathmandu mit seinen Königsstädten zusehends sein Gesicht verliert und die von Generationen von hochbegabten Baumeistern und Handwerkern geschaffenen Kunstgegenstände allmählich in die Museen und Privatsammlungen des Westens verschwinden? Nicht doch die Touristen, sondern wir Nepalesen!

Die Lösung kann deshalb nicht darin liegen – wie es der Verhaltensforscher Dr. Christian Adler auf der Himalaya-Konferenz vorgeschlagen hat – daß einige Reiseveranstalter eine „Vorreiterfunktion" übernehmen und beispielsweise Reisen zu besonderen Festen nicht mehr ausschreiben. Seinen weiteren Vorschlag, eine weitgehende Aufklärung der Touristen zu betreiben, praktizieren einige Veranstalter schon seit Jahren. Der Besuch solcher wichtigen religiösen Feste kann nicht nur ausländischen Ethnologen, Soziologen und Religionswissenschaftlern vorbehalten bleiben. Auch die interessierten Laien, zumal diejenigen, die seit Jahren ein inniges Verhältnis zu den asiatischen Hochreligionen entwickelt haben, haben das Recht dazu. Auch dies ist eben ein Beispiel, das die Notwendigkeit einer sowohl natur- als auch kulturschonenden Tourismuspolitik belegt.

Bewußtseinsbildung vor Ort

Und auf dem Gebiet des Umweltschutzes gibt es ja Beispiele dafür, daß durch gezielte Aufklärung und geeignete Maßnahmen positive Resultate möglich sind. So wurden die bereits kahlgeschlagenen Berghänge um die bhutanesische Hauptstadt Thimpu durch konsequentes Aufforsten vor etwa 10 Jahren nun wieder „begrünt". Die „Chipko-Bewegung" (= „umarmt die Bäume") in Indien hat auch einiges an Erfolg zu verbuchen. Aber aufgrund der sozialen und kulturellen Unterschiede sind die „Chipko"-Gedanken nicht ohne weiteres auf andere Länder und Völker der Himalaya-Region übertragbar, vor allem weil sie aus einem Land stammen, das bewußt eine Politik der „Indienisierung" auch bei den Nachbarvölkern verfolgt.

Auch im Hinblick auf Nepal ist die Lage noch nicht hoffnungslos. Allerdings muß mit der Aufklärung in Nepal selbst angefangen werden, die Initiative muß von nepalesischen Stellen erfolgen, das Umweltbewußtsein muß dort geweckt und gepflegt werden. Vor allem muß ein entsprechend aufgeschlossenes politisches Klima erzeugt und die Bürokratie zu neuen Taten motiviert werden. Die in München ansässige Gesellschaft „Freunde Nepals e. V.", Vereinigung zur Förderung deutsch-nepalesischer Beziehungen, hat in dieser Richtung einen kleinen Anfang gemacht. Dr. Ulrich Gruber, Präsident des Vereins, berichtete auf der Konferenz, was durch Zusammenarbeit auf privater, persönlicher Ebene über Grenzen und Kontinente hinweg zum Verständnis der Völker untereinander geleistet werden kann.

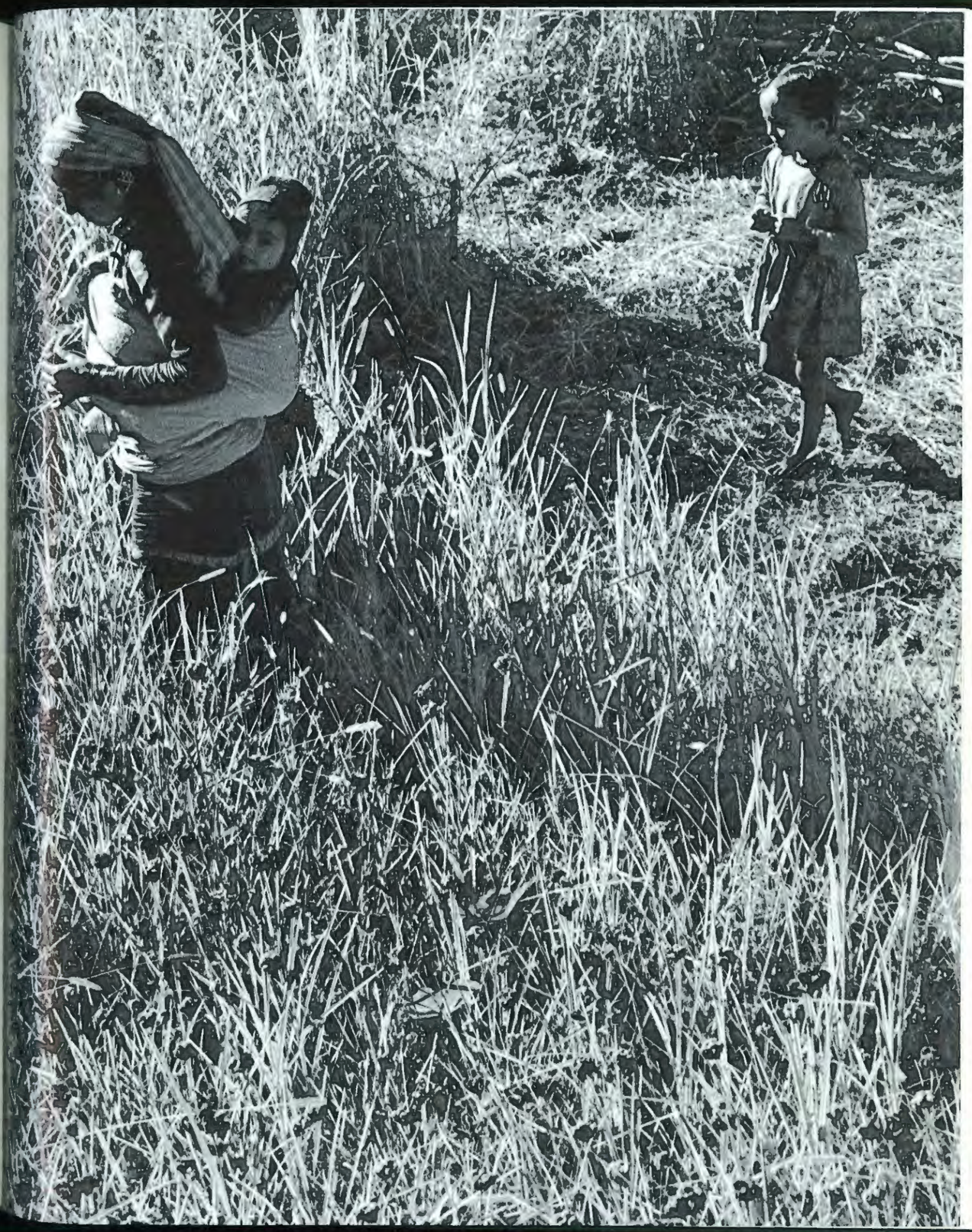
Der Verein hat bereits den kleinen, aber religiös bedeutenden Tempel Tharumul Bahal, der in direkter Beziehung zum großen Kasthamandapa-Tempel in Kathmandu steht, nach streng traditionell-historischen Methoden restaurieren lassen. Als nächstes hat der Verein das Projekt „Grünes Dorf" ins Leben gerufen, um einen von vielen Wegen zum Ziel aufzuzeigen.

Projekt „Grünes Dorf"

Die Gesellschaft hatte zunächst ihren Repräsentanten in Kathmandu beauftragt, die Voraussetzungen für eine neue Projektidee zu erkunden und alles Erforderliche in die Wege zu leiten. Dieses Vorhaben soll „project green village" heißen, und es dient der Wiederaufforstung durch die Nepalesen selber. Es wurde

Seite 191:
Nepalesische Frau mit Kindern bei der Feldarbeit.

Foto:
J. Jacobucci





Seite 192:
Der Dhaulagiri
über blühenden
Rhododendronbäumen.

Foto: R. Messner

dann von den in Frage kommenden amtlichen Stellen abgesegnet. Die ausführliche und nicht immer ganz sachliche Diskussion um Nepals Abholzung. Holzverbrauch und Wiederaufforstung in der Presse während der letzten Zeit hat den Verein zu dieser Idee geführt. Der Verein war sich jedoch klar darüber, daß eine wirkungsvolle Aufforstung nur mit einer gleichzeitigen Bewußtseinsbildung im nepalesischen Volk Aussicht auf Erfolg hat. Deshalb waren die Mitglieder der Meinung, daß eine derartige Aktion vor allem über die Schulen laufen sollte. Im einzelnen wurde folgender Plan in die Tat umgesetzt:

1. Zunächst wurden zwei Dörfer im Kathmandu-Tal für ein Pilotprojekt ausgewählt, die eine Primär- und eine Sekundarschule, sowie einen gut funktionierenden Dorfpanchayat (Dorf-Rat) besitzen. Der Panchayats-Rat erhielt 600,– Rupien (z. Z. etwa DM 100,–) zum Ankauf von Baumsetzlingen, die Ende der Regenzeit 1982 angepflanzt wurden. Es wurde mit mindestens so vielen Setzlingen begonnen, wie Schulklassen im Dorf vorhanden waren.
2. Jede Schulklasse war und ist für „Ihren" Setzling (oder ihre Setzlinge) verantwortlich und muß ihn auch nach dem Anpflanzen betreuen; dafür erhält sie monatlich 5,– Rupien pro Setzling. Über dieses Geld kann die Schule oder Klasse verfügen, ohne Kontrolle von außen. Der Verein bittet lediglich um Information über die Verwendung der Mittel.
3. In jedem Jahr wird die Schule einen Wettbewerb mit Zeichnungen und Gedichten über das Thema „Pflanzen und Bäume" abhalten. Die besten Arbeiten werden von der Gesellschaft mit Preisen prämiert. Außerdem übernimmt die Gesellschaft die Schulpatenschaft für einen fähigen und förderungswürdigen Schüler der Abschlußklasse, um ihm oder ihr den Übergang zur Hochschule oder zum College zu ermöglichen.
4. Der Dorfpanchayat ist insgesamt verantwortlich für das Projekt. Er sorgt für die Beschaffung der Setzlinge, bestimmt den Platz der Anpflanzung und schützt diese vor Mensch und Tier. Dafür bekommt er von der Gesellschaft pro Jahr einen Betrag von 600,– Rupien zur freien Verfügung für eigene Projekte. Diese Spende soll dann jedes halbe Jahr wiederholt werden. Wiederum erfolgt keine Kontrolle von außen; der Verein bittet nur um Informationen über die Verwendung der Mittel, damit den Mitgliedern darüber berichtet werden kann.
5. Als weiterer Schritt zur Wiederaufforstung wird erwartet, daß der Dorf-Panchayat zusätzlich zu den vom Verein finanzierten Setzlingen eigene Baumanpflanzungen betreibt, die er selbst finanziert. Dies würde einen weiteren Schritt zur Bewußtseinsbildung über die Wichtigkeit der eigenverantwortlichen Holzversorgung bedeuten.
6. Das Projekt wurde mit den zuständigen Ministerien in Nepal abgesprochen, die zusammen mit dem Repräsentanten des Vereins in Kathmandu ein beratendes Komitee bilden. Danach wurde ein Vertrag aufgesetzt, den die Komiteemitglieder und der Vorstand des Vereins im Sommer 1982 unterzeichneten.

Nach einiger Zeit der genauen Beobachtung wird der Verein dann entscheiden, ob das Pilotprojekt zum Vorhaben „grünes Dorf" erfolgreich war und ob es gegebenenfalls auf weitere Dörfer ausgedehnt werden sollte.

Hilfe aus Solidarität

Neben wünschenswerten Initiativen von privaten Vereinen, wie oben geschildert, könnte eine sinnvolle staatliche und nichtstaatliche Entwicklungshilfe selbstverständlich auch forciert werden. Die Himalaya-Konferenz 1983 konnte in dieser Richtung leider keine nachhaltigen Empfehlungen aussprechen (der DAV ist ja selbst Empfänger von staatlicher Finanzhilfe).

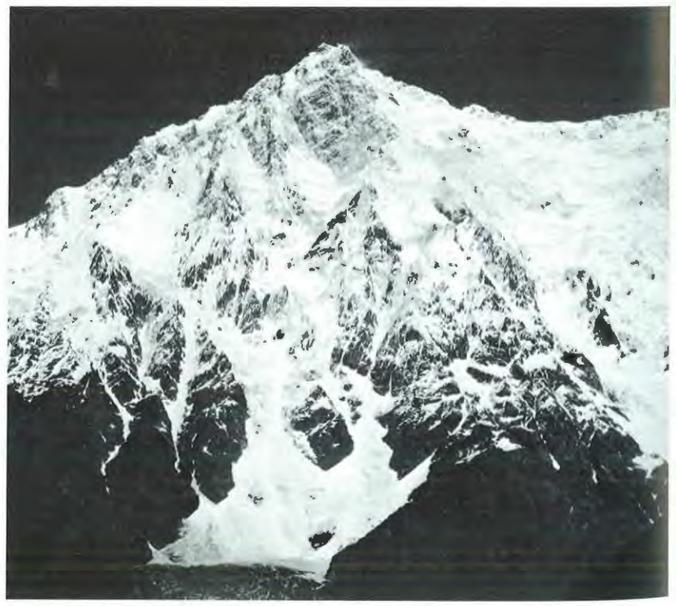
Angesichts der gespannten Wirtschaftslage im eigenen Land werden viele Europäer fragen, ob mehr Hilfe aus Solidarität überhaupt möglich und wünschenswert ist. Dazu ist freilich zu sagen, daß es den Menschen in den Entwicklungsländern, vor allem denjenigen in den Bergregionen erheblich schlechter geht. Mehrere Redner der Konferenz haben sich deshalb allgemein für mehr Engagement in der entwicklungspolitischen Zusammenarbeit und generell für mehr Hilfe für den kranken Himalaya ausgesprochen. Diese Hilfe könnte die Förderung von „angepaßtem Tourismus" (Dr. Ruedi Baumgartner) bzw. „soft tourism" (Dr. Tej Vir Singh) sein. Es könnte mit dem Bau von Wegen und der Instandsetzung von bestehenden Unterkünften begonnen werden (Dr. Christian Kleinert, Toni Hiebeler). Die vom DAV bereits initiierte Erforschung der Höhenkrankheit könnte fortgeführt und die Aus- und Fortbildung von einheimischen Ärzten auf diesem Gebiet forciert werden (Prof. Paul Bernett). Auch das Rettungswesen könnte auf- und ausgebaut werden (Wolfgang Nairz, Günter Sturm). Für die Fortsetzung des ausgezeichneten Kartenwerks „Nepal Himalaya" von der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Hochgebirgsforschung sind wiederum dringend Geldmittel notwendig geworden (Dr. Gernot Patzelt). Angesichts der totalen Fehlplanung auf touristischem Sektor, beispielsweise in Nepal (Prof. Gerald Gruber), könnte gerade in sinnvolle Bahnen gelenkter Tourismus einen neuen Weg für die Entwicklungspolitik ebnen (Herbert Hoffmann). All diese Hilfe würde letzten Endes auch den Bergtouristen zugute kommen.

„Der Himalaya gehört allen, die die Berge lieben", verkündete der nepalesische Teilnehmer Karna Shakya im Verlauf der Konferenz und es wäre schön, wenn dieses wunderbare Stück Natur für uns alle erhalten bliebe. Gerade in der heutigen Zeit, in der die wahnsinnige Möglichkeit einer atomaren Vernichtung der gesamten Menschheit als kalkulierbares Risiko hingenommen wird, ist eine solche Solidarität mehr denn je notwendig. Der englische Dichter John Donne hat bereits vor drei Jahrhunderten ebenfalls auf diese Notwendigkeit in eindrucksvoller Weise hingewiesen:

Any man's death diminishes me,
because I am involved in Mankind;
And therefore never send to know
for whom the bell tolls;
It tolls for thee.

(Frei übersetzt: Jedermanns Tod betrifft mich, denn ich bin ein Teil der Menschheit; drum frage nicht, wem die Glocke schlägt; Sie schlägt Dir.)





Fotos:
G. Rubin (oben)

Deutsches Institut
für Auslandsforschung
(rechts)

Bergsteigen – Abenteuer der Würde

Erhabenes und Eigenleistung im Naturerleben

Hans Lenk

Seite 194: Vor dreißig Jahren haben Sherpa Tensing Norgay und Edmund Hillary den Mount Everest (oben) und kurz darauf Hermann Buhl den Nanga Parbat (darunter) erstmals erstiegen; auch diesen Jahrestagen ist der folgende Beitrag gewidmet.

Dr. Hans Lenk ist heute Professor für Philosophie an der Universität Karlsruhe. Der Leistungssportler Hans Lenk gewann 1960 in Rom zusammen mit seinen Kameraden vom damals so bezeichneten „Wunderachter" der Renngemeinschaft Ditmarsia Kiel/Ratzeburger RC eine olympische Goldmedaille im Rudern und zwei Europameisterschaften im Vierer ohne Steuermann und Achter. Als Amateurtrainer betreute er einen Weltmeisterachter. Er liebt das Bergwandern, hat früher als Student und Dozent mehrere Winterhochtouren im Ötztal, Stubai und in der Silvretta durchgeführt. Kürzlich unternahm er einige Bergwanderungen mit der Sektion Erfurt des DAV (mit Sitz in Ettlingen). Ursprünglich zur Hundertjahrfeier dieser Sektion entstand der folgende Beitrag. Das lyrische Hörspiel des österreichischen Schriftstellers Ernst Jirgal über die erste Ersteigung des Everest – nicht nur als interessante Beigabe, sondern als wesentlicher Bestandteil in den Aufsatz mit eingearbeitet – ist in dem Werk: Carl Diem (Hsg.) – „Zur Poesie des Sports" (1957) erschienen. Es wurde zur Jubiläumsfeier der Sektion Erfurt nur in Auszügen vorgetragen, ist hier aber – auch der obigen Widmung wegen – vollständig abgedruckt. (d. Red.)

Der österreichische Dichter Ernst Jirgal schrieb kurz vor seinem Tode ein lyrisches Hörspiel mit dem Titel „Sieg am Tschomolungma". Ich möchte meinen Beitrag in dieses lyrische Hörspiel einbetten, das Gedicht und seine szenischen Passagen als einkomponierte Höhepunkte, als intermittierende Akzente nach Dos-Passos'scher Manier ineinanderschneiden – mit Rückblenden, Schnitten, Einblendungen, Szenenwechsel zwischen Himalaya und Alpen, zwischen Leistungserleben und Natur.

ERNST JIRGAL
Sieg am Tschomolungma
Lyrisches Hörspiel

I. HIMALAJA

Schneehaus der Götter,
meinten die Sanskritvölker,
wenn sie Himalaja sagten vor den gewaltigen
Zelten, weiß, filigran, abstrakt, wo eine Schulter
schwingt aus der andern,
dreitausend Kilometer.

Kuben für Opfer,
von eisigen Fahnen umknattert,
Wolfsgebell.

Daß die Lungen trocknen zu Wüsten,
wenn die Menschen den Urrücken aufsteigen.
Ein granitner Knorpel am andern;
nur bröckelnde Dörfer dazwischen.
Und Klöster nisten
nah dem Nirwana.

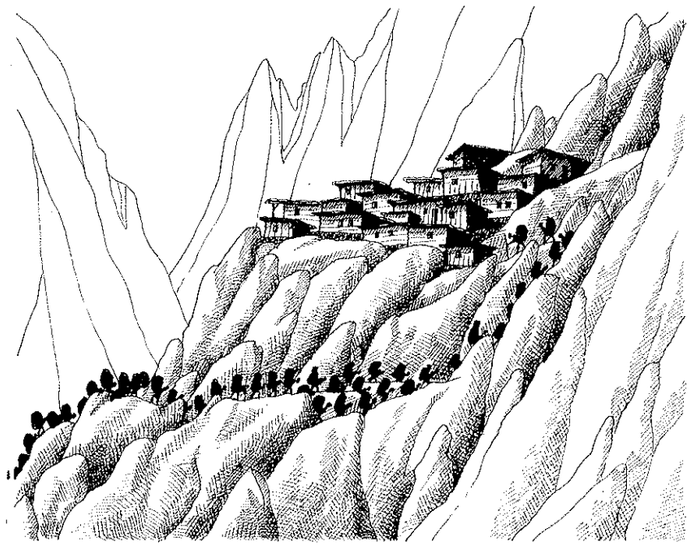
Oben haben die Götter sich niedergelassen;
Stirnen, von Schicksal umfächelt,
Sturmwind und Tropensonne,
dazwischen Lawinen zu Tal geschüttelt,
Geröllhalden, Eisfälle, Schneewüsten.

Vor sich den sumpfigen Bauch;
Indus und Ganges wälzen sich dort behäbig
in Dschungelbetten
und Unrat.

Gepriesen von Pilgerscharen,
obwohl doch Tigeraug lauert und Schlangenbiß;
und aus wächsernen Orchideen
fiebern Seuchen.

All das reizt nur die Sahibs,
mit den Dämonen zu ringen.

Abenteuer der Würde.



II. MARKT IN KHUMJUNG

(Aufregung unter den Einwohnern. Sie reden luut durcheinander. Einzelstimmen sind wie aus einem Chor zu hören.)

Mutter: Niemals wird es Tschomolungma dulden, daß sie ein Menschenfuß betritt. Wie oft haben die Sahibs es schon versucht, aber immer war es vergebens.

Ältester: Doch sie lassen nicht locker, als ob sie verliebt wären in die Göttinmutter. Besonders die Engländer. Sicher ist diesmal wieder Shipton mit. Ein edler Sahib und ein guter Zahler.

Mutter: Liebe, wenn ich das nicht hören müßte. Als ich ein Mädchen war, damals pilgerten die Menschen noch um die heiligen Berge; auf den Knien manche ... In Rudeln fallen sie jetzt über den Himalaja her, uls ob die Götter tot lägen in den Firnen, für Frevel gut und Gelächter.

Knabe: Die Sahibs bringen diesmal Metallbrücken mit, sagt Antgerkay, auf ihnen kann man ganze Gletschertäler übersteigen. Immer finden sie anderes, die Sahibs, sind ganz anders als wir. Endlich wird ihnen auch dieses Abenteuer gelingen.

Mutter: So hat mein Sohn auch gesagt, Bothin, als er noch ein Knabe war. Weil es ihn lockte, auch dabei zu sein.

Knabe: Ist auch einer der besten Sherpas im ganzen Tal. Zäh, wendig. Wenn er diesmal mitginge ...

Mutter: Die Opfer werden immer größer. Er wird doch kein Narr sein, mein Sohn. Verheiratet ist er auch.

Ältester: Aber die Rupien waren dir sicher recht, als er sie brachte. Mit Yakmilch kann man nicht soviel verdienen oder mit Zedernfällen.

Knabe: Ein Oberst führt sie diesmal an, Hunt, als ob es in eine Schlacht ginge.

Ältester: Wie man munkelt, soll er beauftragt sein, vor der Krönung seiner Königin das Dach der Erde zu betreten. Für jeden Tag hat er einen genauen Plan.

Tensing: Hoffentlich stimmen sie alle, sonst werdet ihr viel zu beten haben.

Mutter: Die Sahibs werden gehn und uns wird die Rache treffen. Ich erinnere mich noch an Mallory, der selber fast ein Yogi war ...

Knabe: Einen Neuseeländer haben sie diesmal mit, der hat einen Pferdeschädel ... Tensing, das wäre ein Seilkamerad für dich. Du gehst doch?

Tensing: Den Handschlag habe ich dem Sirdar schon gegeben.

Mutter: Ihr seid alle Narren, Bothin, bloß weil sie mit soviel Gepäck kommen.

Knabe: Das haben ihnen die Flugzeuge alles bis Darjeeling geschleppt. Nylonzelte, Kisten für die Medizinmänner, Konservenhaufen, sogar Luft. Aus Flaschen kann man sie trinken, wenn sie zu dünn wird, wo man steigt.

Mutter: Götzendienst ... Bothin, ich warne dich. Seine Seele verkauft man nicht.

Tensing: Daher bin ich nicht zu den Hafenarbeitern nach Kalkutta gegangen. Ein Sherpa kann das nicht, er liebt die Berge.

Mutter: Tschomolungma wird euch wie Läuse abschütteln. Jedesmal war es so. Als sie noch allein gingen wie Mallory oder in Rudeln wie Shipton so oft.

Tensing: Antgerkay ist schon siebenmal auf dem Berg gewesen. Und immer ist er wiedergekommen.

Mutter: Der Sturm ist nicht besser, wenn er immer wiederkommt, oder der Wolf ... Eine gottlose Sippe eben, verdirbt ganz Solo Khumbu.

Tensing: Die Sahibs zeichnen ihn aus. Sie müssen wissen, was sie tun. Wir sind bloß Schlepper für sie.

Knabe: Bis fünfundzwanzig Kilo müßt ihr auf dem Rücken schleppen, ist das wahr?

Mutter: Sahibs, Sahibs. Sind sie Götter? Buddha sagt anders.

Tensing: Predige nicht, Mutter, wenn es auch die Liebe ist, die aus dir redet, die Angst um mich.

Mutter: Als ein Krüppel wirst du wiederkommen, wahnsinnig, die Füße erfroren. Denk an Maurice Wilson, wie elend er umkam. Du überlegst nie.

Tensing: Das hast du immer gesagt, Mutter. Sei nicht eigensinnig gegen eine Welt.

Mutter: Tschomolungma ist groß, das weiß ich, und der Mensch ist unersättlich. Er liebt die Erde nicht, sondern will sie beherrschen. Immer mehr gelüstet ihn danach, die Sahibs vor allen.

Zeichnung Seite 196:
S. Schrank

Wie die Mutter Tensing Norgays berichtete auch Horace Bénédict de Saussure – er faßte die erste Idee zur Besteigung des Mont Blanc vor fast zweihundert Jahren – von einem Bergbauern, der „alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren" nannte (überraschenderweise zitiert bei Kant, „Kritik der Urteilskraft", § 29).

Narren, Verrückte, Abenteurer, Outsider der Gesellschaft, spleenige Sportsmen (es waren im wesentlichen Engländer, die die ersten Alpengipfel im letzten Jahrhundert eroberten)? Wenn de Saussure auch entscheidenden Anstoß zum Bergsteigen gegeben hat, so waren es doch die Briten, die es in einen Sport verwandelten. Chamonix wurde modisch, die Alpen „an English Playground". Engländer gründeten den ersten Alpinismusclub: den Alpine Club (1857).

Galten die Berge zuvor als menschenfeindlich, dämonisch, Göttersitze, unersteigbar, unmenschlich, als schreckliche Hindernisse auf dem Weg in den sonnigen Süden (oder umgekehrt), so setzte nun das Zeitalter der enthusiastischen alpinen Eroberungen ein. Naturliebe, Natursportarten allgemein entwickelten sich – übrigens keineswegs unabhängig von der (zunächst auch englischen) Industrialisierung. Auch der Natursport ist eine Tochter der Industriekultur. Es scheint, daß das neue Menschenbild seit der Renaissance, die Auffassung des Menschen als des seine Welt selbst gestaltenden, rational und systematisch ordnenden und erobernden, des naturwissenschaftlich experimentierenden, des naturbeherrschenden Wesens zur Entwicklung auch des Bergsports Pate gestanden hat: Das Bibelwort „Macht Euch die Erde untertan" (Gen. 2, 15) wurde meist als Ausdruck und Rechtfertigung dieses menschlichen Herrscherwillens verstanden.

Das neue Verhalten zur Natur in Verbindung oder Parallelität zum ästhetischen Erleben auch der Alpengipfel (bis in die Genremalerei deutlich ausgeprägt) sucht sich aktiven Ausdruck auch im Alpinismus.

Es gibt untergründige Verbindungen zwischen der neuentwickelten Naturästhetik und der Auffassung, die außermenschliche Natur sei ein Eroberungsterrain.

Die Erhabenheit der Natur wird von Kant, dem größten deutschen Philosophen und dem größten Vordenker der Aufklärung, im Unterschied zur Schönheit der Natur untersucht (ebenda §§ 23–30): *„Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles andere klein ist", „was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft".*

Das Erhabene erzeugt in uns, die wir uns ihm gegenüber klein, ohnmächtig, unangemessen erleben, das Gefühl der Achtung. „Also ist die Erhabenheit in keinem Dinge der Natur, sondern nur in unserem Gemüte enthalten..." das Erhabene der Natur liegt in dem Gefühl ihrer überragenden Macht uns kleinen Menschen gegenüber: „Alles, was dieses Gefühl in uns erregt, wozu die Macht der Natur gehört, welche unsere Kräfte auffordert, heißt erhaben." Erhaben heißt jeder Naturgegenstand, der uns ein Gefühl der „Unerreichbarkeit der Natur" für die Kraft und das Fassungsvermögen des Menschen vermittelt.

Wie das Meer, so sind die Berge besonderes Beispiel des Erhabenen der Natur. Kant, der die Berge nicht kennt, schreibt: *„Die Verwunderung, die an Schreck grenzt, das Grausen und der heilige Schauer, welcher den Zuschauer bei dem Anblicke himmelansteigender Gebirgsmassen, tiefer Schlünde und darin tobender Gewässer, tiefbeschatteter, zum schwermütigen Nachdenken einladender Einöden usw. ergreift, ist ... nicht wirkliche Furcht, sondern nur ein Versuch, uns mit der Einbildungskraft darauf einzulassen, die dadurch erregte Bewegung des Gemüts mit dem Ruhestande desselben zu verbinden, und so der Natur in uns selbst, mithin auch der außer uns, sofern sie auf das Gefühl unseres Wohlbefindens Einfluß haben kann, überlegen zu sein" („Kritik der Urteilskraft", § 29).*

Angesichts der Erhabenheit der Bergnatur verweist uns unsere Einbildungskraft auf „eine Macht, unsere Unabhängigkeit gegen die Natureinflüsse zu behaupten". Erhabene Naturgegenstände stellen eine Herausforderung an menschliche Vorstellung und auch Aktivität dar, eine Herausforderung, das anscheinend Übermächtige zu bestehen, das Unzuträgliche zu überstehen, das Unerreichbare zu erreichen – und so symbolisch zu überwältigen. Für den aktivistischen Menschen der Neuzeit stellen Berge Herausforderungen für sein Selbstgefühl dar, zu bezwingende Hindernisse: Sinn der Bewältigung liegt darin, den himmelweiten Kontrast zwischen übermächtiger Größe etwa der Bergnatur und der eigenen Kleinheit nicht nur in der Vorstellung (wie bei Kant), sondern im planmäßigen Handeln symbolisch zu überwinden. Das Besteigen eines Berges ist eine symbolische Inbesitznahme. Der ohnmächtige kleine Mensch symbolisiert demonstrativ seine – zwar nur symbolische – Macht über die eigentlich übermächtige Natur.

So kommt es sicherlich, daß der Aktivismus im Alpinismus stets einen Schuß demonstrativen Heroismus enthielt. Die von Mallory zitierte Begründung, er wolle den Everest besteigen, „weil er da ist", spiegelt diesen Herausforderungscharakter, ist nicht nur Ausrede oder Ausflucht. Die symbolische Überwältigung der Natur hat zweifellos einen kulturhistorischen, geistesgeschichtlichen Ursprung und Hintergrund, der im aktivistischen säkularen Selbstverständnis des Menschen als des die Welt technisch beherrschenden, experimentierend fortschreitenden Wesens liegt. Tensings Mutter sah es ganz recht. Es handelt sich um einen Ausdruck der Säkularisierung, Rationalisierung und Technisierung, der Ideologie von der Machbarkeit und Entgötterung der Welt sowie des Zwangs des abendländischen Menschen zur eigenen aktiven Sinngestaltung. Das alpine Abenteuer der Eroberung und Erstbesteigung setzt die Ideologie des Abendlandes voraus. So hat die Erhabenheit angesichts der Natur und die Reaktion des Menschen etwas mit Aktivität, aktiver Annahme und Bewältigung von Herausforderungen zu tun. Bergsteigen als abendländische Antwort auf das anscheinend Übermächtige der Natur, auf eigene Ohnmachtsanwandlungen des für sich selbst zu klein geratenen und sich in der Weite der Natur verloren vorkommenden Menschen. Bergsteigen als überkompensierende Inbesitznahme des Übermächtigen, Nichtmenschlichen, Inhumanen – symbolische Ausdehnung der Macht des Menschen, des eigenen Selbst: Zeichen der Risikobewältigung, Angstüberwindung, asketischen Selbstdisziplinierung, Selbstermächtigung und Selbstbekräftigung.

Franz Graßler: Kartenbeilage
AV-Karte 3/3, Lechtaler Alpen – Parseierspitze, 1:25000
Alpenvereinseinteilung der Ostalpen (AVE)
Deutschen Alpenvereins
Bibliothek des
40
215
3

III. GESPÄ

Mallory: Ober… …ben aufbrechen willst zum Mount Everest, ic… …ge Mallory spricht hier, Lehrer von Beruf, …ondern grazil und einsamst, so daß mir w… …: und gemeinsame Abenteuer zutrauten, d… …sollte. Nur die Kameraden im College bewu… …on, als ahnten sie das Künftige.

Hunt: Momentan h… …keine Zeit, denn für jeden Mann bin ich n… …h. Wir sind keine Puritaner des Alpinismus …s, den die Gigantin verschluckt hat, so d… …eb, oder Mummery vorher. Die asiatischen G… …n geschultes Kader.

Mallory: Unter Genera… …weit. Der dritte Angriff, von Tibet her, Sch… …neesturm. Ein nepalesischer Träger erfror… …aoffizier tot, dach die Seilschaft hatte es s… …racht.

Hunt: Nach vier Tagen w… …'s Schönwetter, daher versuchten es Mallor… …doch das Unwetter kehrte so rasch um, w… …r ... Das kann auch uns geschehen; was hi… …adiostationen und Sauerstoffgeräte. Nur d… …en ... Die Sherpas gehen schon langsamer, …ichen das Tagesziel nicht. Warum zögern sie dann? Nur hell bleiben.

Mallory: Von einer gewissen Höhe an ist es kein Kampf mehr. Man duckt sich wie ein verlorenes Tier; man redet mit Kameraden, die nicht da sind; fünf Schritte möchte man noch machen, kann aber nicht bis drei zählen. Seltsam. Als ob die Schulen nicht genügten ...

Aschenbrenner: Es geht nicht um Tschomolungma allein, es geht um jeden Berg, der uns widersteht. Ging es dir an der Aguille du Dru nicht ebenso, die du bezwangst gegen den Alpineclub in London, Hephaistos der Berge.

Bourdillon: Seit wann verstehe ich denn deutsch, bloß weil er dem Nanga Parbat entkam, als er sich die Besten holte. Wie kam es 1934?

Aschenbrenner: Niemand ahnte es, als wir von der Märchenwiese aufbrachen, die Südklüfte hoch, fünf Kilometer hoch zum Silbersattel, dieser Brücke von der Erde zum Himmel. Bis nur ein gängiges Plateau blieb, wie wir glaubten, Schneearbeit, doch keine Gefahr.

Bourdillon: Die Kletterstunden, die Eisstufen, die Herzschläge waren hinter euch ... Eben willst du wieder aufbrechen.

Aschenbrenner: Vielleicht kann ich sie entsühnen, die besten Deutschen, die es damals dafür gab: Merkl, Wieland, Welzenbach. Unterm Mohrenkopf blieben sie alle. Vier Jahre später fand man die Leichen.



Bourdillon: Warum sagst du mir das gerade während der ersten Müdigkeit? Ich habe Hakenarbeit lieber als das endlose Waten.

Maurice Wilson (Monolog): Erinnerst du dich noch, was dir die Mutter sagte: närrisch wie Maurice Wilson wirst du werden. Bothin Tensing, erinnerst du dich noch? Aber rede nicht, schrei nicht auf, der sich von Asien so weit entfernt hat wie ich von Europa. Unter allen Lebenden hast da dich dem Gipfel schon bis 8600 Meter genähert. Zusammen mit dem Schweizer Raymond Lambert ... Maurice Wilson spricht hier, Fliegerhauptmann gewesen und Yogi geworden. Um des Berges willen. Um des Berges willen ... Rede nicht, Tensing, ich kann nicht zuhören. Nur Monologe kann ich halten, war zu lange allein. Als sie mir die Landung mit dem Flugzeug verboten hatten und die Expedition zunichte wurde, weil sie mir die Träger wegschnappten, deren Pässe angeblich nicht stimmten, wurde ich ein Yogi. Ich beschloß, allein zu gehen, Tage allein, Nächte allein, nur in ein Tagebuch schrieb ich, dort redete ich mich aus, steckte es schließlich in eine Konservenbüchse, verlor es, närrisch schon, 7000 Meter hoch. Darin die Endvision: sei ruhig, hör zu, nur eine Minute noch. Ich sehe das Ziel vor mir, aber ich habe plötzlich das Gefühl, daß wir alle zu spät kommen: Dort oben sind schon Menschen. Sie wackeln mit ihren Steinköpfen und schlagen mit ihren Sturmflügeln. Der Berg gleicht einem Totenhotel, wo ununterbrochen Flugautobusse ankommen. Bin ich Pilot oder bin ich Wanderer?

Herzog: Evans, du gehörst einer kühnen Seilschaft an, aber ich warne dich; ein Achttausender kann noch furchtbar zuschlagen, wenn er auch den Pickel schon im Nacken hat. Insofern gleicht er einem Wal, der harpuniert ist ... Maurice Herzog spricht zu dir, während du zäh ausschreitest, weit vom Hauptlager schon, den Pickel in der Faast, die Harpune.

Evans: Maurice Herzog? Wieso? Die Anapurna lockte dich doch, daß du über wilde Pässe zu ihr eiltest.

Herzog: Ein Liebeslied, das ich im Letetal gehört, so blickte der Sichelgletscher, von dem ich als Krüppel kommen sollte.

Evans: Wir haben in aller Welt um dich gebangt, kannst du uns glauben, wir Bergversessene.

Herzog: Nach dem Gipfel war ich ausgemergelt, schwarzgefroren die Finger, die mir Oudot bald amputieren mußte, leer der Wille. Lachenal ebenso, der mit mir oben war. Was endlich siegte, war die Mannschaft. Eine Nacht in einer Gletscherspalte noch, wo uns Schatz aufspürte, wie treu, groß; die Bergung durch die Sherpas, fünf Wochen lang, bis uns der Monsun fast wegschwemmte aus den Bergtälern ...

Hillary: Shipton sollte hier sein. Fünfmal war ich mit ihm auf dem Mount Everest. Mit ihm habe ich die Südroute ausgekundschaftet. Wegen der Politik mußten wir den Weg anders nehmen. Doch was hat Mao-Tse-Tung oder der Dalai Lama damit zu tun ...

Shipton: Auf dem Nachbargipfel, 1951, weißt du es noch, Imker aus Neuseeland, hünenhafter, da sahen wir die Eisfälle, über welche die Südroute zu legen war. Ahnten auch bald, daß dies mit fairen Mitteln nicht möglich sein würde.

Hillary: Es tut mir leid, daß du von dem Spleen nicht gelassen hast, nur fair zu sein. Bald darauf fanden sich die Schweizer doch zurecht. Siegten sie auch nicht, bezwangen sie doch den Eisfall, den wir morgen angehn.

Shipton: Ein Gentleman bereut nicht. Doch halt die Leiter fester, über die eben ein Sherpa klettert ... Ist es nicht Bothin Tensing?

Zeichnung oben:
S. Schrank

Bergsteiger, die die Herausforderung annehmen, Wagnisse eingehen, außerordentliche Leistungen vollbringen, können Spielqualitäten entfalten, ästhetische Erlebnisse erfahren und kultivieren und sich zugleich doch einer tiefgehenden Selbstprüfung – nicht nur im Überwinden von Widerständen, in der Selbstbewährung, sondern auch in existentiellen, gleichsam gelenkt-geplanten Grenzsituationen unterziehen, durch das Herausfordern und Überwinden von Existenzangst authentische Sinnerfahrung gewinnen: Sieg über Todesfurcht wird ein symbolischer Sieg über den Tod und über die Natur, über die äußeren Widrigkeiten, über Beschränktheit, erlebte Winzigkeit der eigenen Natur. Das Wagnis erzeugt ein vitaleres Bewußtsein eines vollkommenen, echten Lebens.

Das Bestehen gegen die übermächtige äußere Natur erhebt symbolisch die kleine, eigene, innere Natur. Die existentielle Bedeutsamkeit des Bergsports ist unbezweifelbar. Die symbolische Deutung ist jedoch nicht selbstverständlich, nicht unmittelbar naturgemäß: Sie hat sich, wie erwähnt, historisch entwickelt. Bergsteigen als Symbol des Lebenskampfes, als Leistung, als Naturerlebnis und existentielle Herausforderung, als Kampf mit dem „symbolischen Gegner", mit den Naturgewalten – dies Modell hat sich geschichtlich mit der Neuzeit und der Industrialisierung sowie mit der Entwicklung des Sports allgemein entwikkelt. Es ist auch, aber nicht nur, eine Ausgleichserscheinung gegenüber dem Alltagsleben. Es dient der symbolischen Selbstfindung ebenso wie fallweise der Flucht aus dem grauen Alltag industrieller Umwelt und total verwalteter Institutionen. Auch der Bergsport trägt den Stempel der Kultur, der er entstammt, ist ein kulturelles Produkt und Phänomen – nicht etwa bloß natürliches Verhalten. Er setzt die Regeln unserer abendländischen Kultur voraus, trägt zum großen Teil ihre Züge, bis hinein in seine Ideologie (sowohl im Leistungsstreben als auch im „Zurück zur Natur!", sogar intern in der Rückkehr zum „natürlichen Bergsteigen", der neuerlichen Gegenreaktion gegen die technische „Schlosserei" in der Wand – eine Gegenreaktion, wie sie besonders durch die „sauerstofffreien" Begehungen hoher Achttausender nach dem Vorbild, das Messner und Habeler gegeben haben, dokumentiert wurde).

Bergsteigen ist kein gesellschaftlicher Protest, der Aufstieg ist kein Ausstieg. Dazu ist auch dieser Sport zu sehr von den Werten und Normen der abendländischen industriellen Gesellschaft geprägt. Der Berg als „Leistungsgegenstand", als symbolischer Gegner und Herausforderung, als Aufgabe – das ist ebenso eine kulturelle, geschichtlich entwickelte Vorstellung.

Die Auffassung der Natur ist allemal Kultur. Der Mensch ist das Wesen, dem die Kultur zur Natur, zur zweiten Natur werden mußte (weil ihm die totale Instinktbindung des Tieres fehlt). Die Auseinandersetzung mit der (ersten) Natur ist auch stets ein Produkt der zweiten Natur. Bergsteigen und Alpinismus gehören – wie jede Kultur der Natürlichkeit – natürlich dazu.

Die instinktive Ungesichertheit des Menschen, des nach Nietzsche (im doppelten Sinne) „noch nicht festgestellten Wesens", macht auch einen wesentlichen Grund für seine existentielle, ja, metaphysische Unruhe aus, für sein stetes Weiterstreben, Über-

III. GESPENSTERZUG

***Mallory:** Oberst Hunt, der du eben aufbrechen willst zum Mount Everest, ich rufe dich. George Mallory spricht hier, Lehrer von Beruf, nie ein Kämpe, sondern grazil und einsamst, so daß mir wenige das riesige und gemeinsame Abenteuer zutrauten, dem ich zuwachsen sollte. Nur die Kameraden im College bewunderten mich schon, als ahnten sie das Künftige.*

***Hunt:** Momentan habe ich wirklich keine Zeit, denn für jeden Mann bin ich nun verantwortlich. Wir sind keine Puritaner des Alpinismus mehr wie Kellas, den die Gigantin verschluckt hat, so daß keine Spur blieb, oder Mummery vorher. Die asiatischen Gipfel brauchen ein geschultes Kader.*

***Mallory:** Unter General Bruce war es soweit. Der dritte Angriff, von Tibet her, Schneesturm um Schneesturm. Ein nepalesischer Träger erfroren und ein Ghurkaoffizier tot, doch die Seilschaft hatte es schon bis 8534 gebracht.*

***Hunt:** Nach vier Tagen war aber nochmals Schönwetter, daher versuchten es Mallory, Irvine, Odell; doch das Unwetter kehrte so rasch um, wie es gegangen war ... Das kann auch ans geschehen; was hülfen dann alle Radiostationen und Sauerstoffgeräte. Nur den Kopf hell halten ... Die Sherpas gehen schon langsamer, wir erreichen das Tagesziel nicht. Warum zögern sie dann? Nur hell bleiben.*

***Mallory:** Von einer gewissen Höhe an ist es kein Kampf mehr. Man duckt sich wie ein verlorenes Tier; man redet mit Kameraden, die nicht da sind; fünf Schritte möchte man noch machen, kann aber nicht bis drei zählen. Seltsam. Als ob die Schulen nicht genügten ...*

***Aschenbrenner:** Es geht nicht um Tschomolungma allein, es geht um jeden Berg, der uns widersteht. Ging es dir an der Aguille du Dru nicht ebenso, die du bezwangst gegen den Alpineclub in London, Hephaistos der Berge.*

***Bourdillan:** Seit wann verstehe ich denn deutsch, bloß weil er dem Nanga Parbat entkam, als er sich die Besten holte. Wie kam es 1934?*

***Aschenbrenner:** Niemand ahnte es, als wir von der Märchenwiese aufbrachen, die Südklüfte hoch, fünf Kilometer hoch zum Silbersattel, dieser Brücke von der Erde zum Himmel. Bis nur ein gängiges Plateau blieb, wie wir glaubten, Schneearbeit, doch keine Gefahr.*

***Bourdillon:** Die Kletterstunden, die Eisstufen, die Herzschläge waren hinter euch ... Eben willst du wieder aufbrechen.*

***Aschenbrenner:** Vielleicht kann ich sie entsühnen, die besten Deutschen, die es damals dafür gab: Merkl, Wieland, Welzenbach. Unterm Mohrenkopf blieben sie alle. Vier Jahre später fand man die Leichen.*



***Bourdillon:** Warum sagst du mir das gerade während der ersten Müdigkeit? Ich habe Hakenarbeit lieber als das endlose Waten.*

***Maurice Wilson (Monolog):** Erinnerst du dich noch, was dir die Mutter sagte: närrisch wie Maurice Wilson wirst du werden. Bothin Tensing, erinnerst du dich noch? Aber rede nicht, schrei nicht auf, der sich von Asien so weit entfernt hat wie ich von Europa. Unter allen Lebenden hast du dich dem Gipfel schon bis 8600 Meter genähert. Zusammen mit dem Schweizer Raymond Lambert ... Maurice Wilson spricht hier, Fliegerhauptmann gewesen und Yogi geworden. Um des Berges willen. Um des Berges willen ... Rede nicht, Tensing, ich kann nicht zuhören. Nur Monologe kann ich halten, war zu lange allein. Als sie mir die Landung mit dem Flugzeug verboten hatten und die Expedition zunichte wurde, weil sie mir die Träger wegschnappten, deren Pässe angeblich nicht stimmten, wurde ich ein Yogi. Ich beschloß, allein zu gehen, Tage allein, Nächte allein, nur in ein Tagebuch schrieb ich, dort redete ich mich aus, steckte es schließlich in eine Konservenbüchse, verlor es, närrisch schon, 7000 Meter hoch. Darin die Endvision: sei ruhig, hör zu, nur eine Minute noch. Ich sehe das Ziel vor mir, aber ich habe plötzlich das Gefühl, daß wir alle zu spät kommen: Dort oben sind schon Menschen. Sie wackeln mit ihren Steinköpfen und schlagen mit ihren Sturmflügeln. Der Berg gleicht einem Totenhotel, wo ununterbrochen Flugautohusse ankommen. Bin ich Pilot oder bin ich Wanderer?*

***Herzog:** Evans, du gehörst einer kühnen Seilschaft an, aber ich warne dich; ein Achttausender kann noch furchtbar zuschlagen, wenn er auch den Pickel schon im Nacken hat. Insofern gleicht er einem Wal, der harpuniert ist ... Maurice Herzog spricht zu dir, während du zäh ausschreitest, weit vom Hauptlager schon, den Pickel in der Faust, die Harpune.*

***Evans:** Maurice Herzog? Wieso? Die Anapurna lockte dich doch, daß du über wilde Pässe zu ihr eiltest.*

***Herzog:** Ein Liebeslied, das ich im Letetal gehört, so blickte der Sichelgletscher, von dem ich als Krüppel kommen sollte.*

***Evans:** Wir haben in aller Welt um dich gebangt, kannst du uns glauben, wir Bergversessene.*

***Herzog:** Nach dem Gipfel war ich ausgemergelt, schwarzgefroren die Finger, die mir Oudot bald amputieren mußte, leer der Wille. Lachenal ebenso, der mit mir oben war. Was endlich siegte, war die Mannschaft. Eine Nacht in einer Gletscherspalte noch, wo uns Schatz aufspürte, wie treu, groß; die Bergung durch die Sherpas, fünf Wochen lang, bis uns der Monsun fast wegschwemmte aus den Bergtälern ...*

***Hillary:** Shipton sollte hier sein. Fünfmal war ich mit ihm auf dem Mount Everest. Mit ihm habe ich die Südroute ausgekundschaftet. Wegen der Politik mußten wir den Weg anders nehmen. Doch was hat Mao-Tse-Tung oder der Dalai Lama damit zu tun ...*

***Shipton:** Auf dem Nachbargipfel, 1951, weißt du es noch, Imker aus Neuseeland, hünenhafter, da sahen wir die Eisfälle, über welche die Südroute zu legen war. Ahnten auch bald, daß dies mit fairen Mitteln nicht möglich sein würde.*

***Hillary:** Es tut mir leid, daß du von dem Spleen nicht gelassen hast, nur fair zu sein. Bald darauf fanden sich die Schweizer doch zurecht. Siegten sie auch nicht, bezwangen sie doch den Eisfall, den wir morgen angehn.*

***Shipton:** Ein Gentleman bereut nicht. Doch halt die Leiter fester, über die eben ein Sherpa klettert ... Ist es nicht Bothin Tensing?*

Zeichnung oben:
S. Schrank

Bergsteiger, die die Herausforderung annehmen, Wagnisse eingehen, außerordentliche Leistungen vollbringen, können Spielqualitäten entfalten, ästhetische Erlebnisse erfahren und kultivieren und sich zugleich doch einer tiefgehenden Selbstprüfung – nicht nur im Überwinden von Widerständen, in der Selbstbewährung, sondern auch in existentiellen, gleichsam gelenkt-geplanten Grenzsituationen unterziehen, durch das Herausfordern und Überwinden von Existenzangst authentische Sinnerfahrung gewinnen: Sieg über Todesfurcht wird ein symbolischer Sieg über den Tod und über die Natur, über die äußeren Widrigkeiten, über Beschränktheit, erlebte Winzigkeit der eigenen Natur. Das Wagnis erzeugt ein vitaleres Bewußtsein eines vollkommenen, echten Lebens.

Das Bestehen gegen die übermächtige äußere Natur erhebt symbolisch die kleine, eigene, innere Natur. Die existentielle Bedeutsamkeit des Bergsports ist unbezweifelbar. Die symbolische Deutung ist jedoch nicht selbstverständlich, nicht unmittelbar naturgemäß: Sie hat sich, wie erwähnt, historisch entwickelt. Bergsteigen als Symbol des Lebenskampfes, als Leistung, als Naturerlebnis und existentielle Herausforderung, als Kampf mit dem „symbolischen Gegner", mit den Naturgewalten – dies Modell hat sich geschichtlich mit der Neuzeit und der Industrialisierung sowie mit der Entwicklung des Sports allgemein entwikkelt. Es ist auch, aber nicht nur, eine Ausgleichserscheinung gegenüber dem Alltagsleben. Es dient der symbolischen Selbstfindung ebenso wie fallweise der Flucht aus dem grauen Alltag industrieller Umwelt und total verwalteter Institutionen. Auch der Bergsport trägt den Stempel der Kultur, der er entstammt, ist ein kulturelles Produkt und Phänomen – nicht etwa bloß natürliches Verhalten. Er setzt die Regeln unserer abendländischen Kultur voraus, trägt zum großen Teil ihre Züge, bis hinein in seine Ideologie (sowohl im Leistungsstreben als auch im „Zurück zur Natur!", sogar intern in der Rückkehr zum „natürlichen Bergsteigen", der neuerlichen Gegenreaktion gegen die technische „Schlosserei" in der Wand – eine Gegenreaktion, wie sie besonders durch die „sauerstofffreien" Begehungen hoher Achttausender nach dem Vorbild, das Messner und Habeler gegeben haben, dokumentiert wurde).

Bergsteigen ist kein gesellschaftlicher Protest, der Aufstieg ist kein Ausstieg. Dazu ist auch dieser Sport zu sehr von den Werten und Normen der abendländischen industriellen Gesellschaft geprägt. Der Berg als „Leistungsgegenstand", als symbolischer Gegner und Herausforderung, als Aufgabe – das ist ebenso eine kulturelle, geschichtlich entwickelte Vorstellung.

Die Auffassung der Natur ist allemal Kultur. Der Mensch ist das Wesen, dem die Kultur zur Natur, zur zweiten Natur werden mußte (weil ihm die totale Instinktbindung des Tieres fehlt). Die Auseinandersetzung mit der (ersten) Natur ist auch stets ein Produkt der zweiten Natur. Bergsteigen und Alpinismus gehören – wie jede Kultur der Natürlichkeit – natürlich dazu.

Die instinktive Ungesichertheit des Menschen, des nach Nietzsche (im doppelten Sinne) „noch nicht festgestellten Wesens", macht auch einen wesentlichen Grund für seine existentielle, ja, metaphysische Unruhe aus, für sein stetes Weiterstreben, Über-

Sich-Hinaus-Sein-Wollen, für das sowohl das Aufsteigen wie das so oft berichtete Erlebnis der Leere nach dem Gipfelgang und das Aufbrechen zu neuen Zielen einen symbolischen Ausdruck darstellen. In den Worten dreier der größten Bergsteiger, darunter des Nanga-Parbat- und Everest-Alleingängers: „Wir lassen uns zu kurzer Rast nieder. Aber bald treibt uns eine innere Unruhe weiter, gipfelwärts" (Hermann Buhl). „So hat nach dem gelebten Traum jeder seine neuen Träume, die sich wieder zu Tode, zu Leere erfüllen werden" (Reinhold Messner). „Ich ahne, daß auch der Everest nur ein Vorgipfel ist, den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen" (Reinhard Karl, der 1982 leider tödlich am Cho Oyu in einer Eislawine verunglückte, erste deutsche Everestbegeher).

Und Bergsteigen ist Eigenhandeln, Eigenaktivität, selbstverantwortliches Handeln schlechthin – auch mit der sozialen Verantwortung in der Seilschaft!

„Das Leben selbst ist", sagte der spanische Lebensphilosoph Ortega y Gasset, „im letzten, wesentlichen, metaphysischen Sinne Anstrengung", ist im letzten Sinne „wesentlich Sport". Er spricht vom „sportlichen, festlichen Sinn des Lebens". Obwohl dieser oberste Grundsatz Ortegas zu wenig sozial, übertrieben, einseitig formuliert ist, steckt dennoch eine tiefe Wahrheit darin, die wir für den neuen Aufbau einer Philosophie des Sports und besonders des Bergsports nutzen können. Leben ist dynamisch, Leben ist zunächst, zutiefst Eigenhandeln – eigenes Handeln ist notwendig personal, personenbezogen und persönlichkeitsgebunden. Das Glück, meinte schon Aristoteles, besteht im Tätigsein der Seele.

Aus einem Ansatz zu einer solchen Philosophie des Sports, der sich aus dem Begriff des Eigenhandelns herleitet und die Bedeutsamkeit sportlicher Handlungen in der verwalteten Welt deutlich macht, lassen sich durchaus Aussagen über die erzieherische, soziale, sozialpädagogische und mittelbar politische Bedeutung des Sports herleiten. Ich will das hier nicht tun, sondern nur auf die Bedeutsamkeit der sportlichen – oder künstlerischen, wissenschaftlichen oder sonstigen – Eigenleistung in der allgegenwärtigen und sprichwörtlich gewordenen „verwalteten Welt" hinweisen. In den hochindustrialisierten Gesellschaften findet sich heute zunehmend eine alle Bereiche überformende Tendenz, daß das ursprünglich eigene, eigentliche Handeln eingeschränkt, behindert, geschwächt, durch Vertretung, formale Verfahren und stellvertretende Symbole ersetzt wird.

Die Vielfalt der Medien hat zwar den Wirkungsbereich des Handelns unendlich erweitert, aber um den Preis eines erheblichen und großen Verlustes an Unmittelbarkeit, einer Abstraktion. Die Schriftkultur ersetzte viele unmittelbare Handlungsmöglichkeiten durch mittelbare, auf abstrakterer sprachlicher Ebene anzusiedelnde. Handeln wurde vielfach symbolisiert, „verbegrifflicht". Ursprüngliches Handeln wurde zunehmend durch stellvertretendes und delegierendes symbolisches Handeln, Handeln mit Symbolen, ersetzt. Anweisende Unterschriften symbolisieren unter Umständen eine Handlungsausführung, die meist selbst vom eigentlichen Urheber bzw. Veranlasser gar nicht mehr durchgeführt werden kann. Eine solche Unterschrift selbst ist nur im abgeschwächten Sinne eine durch geistig-körperlichen Energieeinsatz gekennzeichnete Eigenhandlung. Die persönliche Ursprünglichkeit des Eigenhandelns zwischen Personen ging durch diese Einübung einer Mittelbarkeit vielerorts verloren.

Im neuen Bild- und Film-Zeitalter – besonders des Fernsehens – erreichen wir darüber hinaus eine neue Stufe, die die Lage verschärft. Texte, Argumente, die auf schrittweisen Nachvollzug hin gebildet, verschlüsselt sind, werden nunmehr wieder zweidimensional verbildlicht und verlebendigt. Vorgänge werden eingängig sichtbar vorgespielt, aber auch vortabriziert. Leben wird auf Leinwand und Mattscheibe vorgegaukelt. Aber der verführerische Gewinn an Unmittelbarkeit täuscht: Leben als Bild-Ton-Konserve und als drahtloses zeitgleiches Dabeisein über Kontinententfernungen hinweg ist eben kein eigentliches, kein aktives Leben. Es bleibt passive Sensation, Aufnahme ohne Aktion, kein Eigenhandeln mehr. Das „eigentliche", eigenaktive Leben, das schöpferische Eigenhandeln droht sich in passiven Verbrauchergewohnheiten zu verflüchtigen.

Leben aber ist zunächst, zutiefst Eigenhandeln, nicht Informationsberieselung und passiver Konsum mediengerechter Konserven. Wenn Begriffe durch die Bildkonserve erst wiederum verbildlicht werden, verführerisch eingängig, sind wir in Wirklichkeit noch eine Stufe weiter vom aktiven Leben entfernt als bei der begrifflichen Verarbeitung. Jedenfalls gilt auch hier und vermehrt: Das personale Eigenhandeln gerät in Gefahr, auf der Strecke zu bleiben.

Die bekannten Mechanismen der verwalteten Welt: Institutionalisierung, Bürokratisierung, Funktionalisierung, Spezialisierung, Segmentierung, Symbolisierung, Symbolkontrolle, Repräsentation, Delegierung, Organisation wirken Hand in Hand mit den neuen bunt kodifizierten Bildwelten: Sie fabrizieren die Welt vor, sie tendieren zur totalen Ausdehnung und drängen das personale Eigenhandeln in letzte Nischen zurück: Eigenhandeln als Freizeithobby des kleinen Mannes. Im sogenannten Ernstbereich des Lebens *funktioniert* er nur noch, *handelt* er nicht mehr. Ein zugespitztes Bild, zugegeben. Doch ist nicht mehr als ein Körnchen Wahrheit daran?

Menschsein heißt schöpferisch sein – und dies heißt Eigenhandeln, Eigenleistung, sich als einzelner verstehen und darstellen in der Gemeinschaft. Kreativität und Individualität sind voneinander abhängig. Auch für das Bergsteigen, Bergwandern, Bergerlebnis sind Eigenhandeln, Eigenerleben, Eigenleistung charakteristisch. So sagte etwa Bischof Reinhold Stecher bei einem Symposium der drei Alpenvereine 1981 in Hall:

„Das Erlebnis am Berg ist Erlebnis aus erster Hand, es ist die unmittelbare Berührung mit einer eben nicht manipulierten Welt, mit einer nicht nur durch den Menschen verformten Welt, sondern noch mit der ursprünglichen Welt. In der Begegnung mit dem Berg kommen die Rhythmen des Natürlichen zu ihrem Recht, der Atem und der Herzschlag und Tag und Nacht – und nicht die Hast der Technik und nicht die Rhythmen der Elektronik. Es ist auch kein geschenktes Erleben am Berg, man muß es sich verdienen und die Müdigkeit und der Muskelkater verhindern das Zuviel. Das kann man nicht so machen, wie wir uns das mit dem leicht Fabrizierten machen. Hier wird das Leben sparsam, und ein großer schöner Blick hat viele viele Aufstiege vielleicht erfordert, bis man einmal so etwas Großartiges erleben kann. Der Wanderer kann noch die Landschaft trinken, die Bilder rollen langsam auf, sie huschen nicht vorbei. Wir nehmen Abschied von diesem, wie man sagt, filmischen Menschen, der nur den raschen Bildern ausgeliefert ist. So können und vermögen Berge diese Innenweltverarmung unseres Menschen etwas abzubremsen,..."

„Der Berg schafft eine gesunde ... Distanz, er ringt dem überheblichen zivilisierten Menschen unserer Zeit Respekt ab, er sagt, und das ist ganz gesund: ‚Ich bin gefährlich, nimm Dich in acht.' Er erzieht zur Verantwortung, zum Nachdenken, zum Sorgen für andere. Er lehrt das Staunen. Jenes Staunen, das der Anfang aller großen geistigen Bewegungen des Menschen ist. Er holt (uns) in etwas, was unsere Welt nicht mehr schafft, er holt in die Stille, er eröffnet noch Räume der Stille ..."

Meine These: Sport – und besonders Natursport – ist ein Bereich, in dem noch im ursprünglichen Sinne personales, nicht stellvertretendes, nicht bloß symbolisches Handeln möglich ist (obwohl kulturelle Prägung und Symbolisierung, ja, Mythenbildung sekundär auch hierbei eine bedeutsame Rolle spielen). Bergsteigen ist wesentlich Handeln, Eigenhandeln, Eigenleistung geblieben.

Die Handlung im Sport, im Bergsport besonders, ist ohne persönliches Engagement und ohne den Einsatz von Energie, ohne Bewegungsantriebe, ohne situationsentsprechend angewandte Intelligenz nicht möglich. Sie ist unverwechselbar persönlich zurechenbar – als Leistung, als Handlung des (oder der) jeweiligen Handelnden. Ein Gletscheraufstieg, ebenso ein Marathonlauf sind nicht delegierbar, nicht durch Unterschrift symbolisch zu vollziehen. Wer einen Marathonlauf selbst durchstand – besser: durch*lief*! –, weiß, daß dieses Handeln nicht durch Organisation oder Kodifikation zu ersetzen ist. Die Trainingshochtouren durch Ötztal, Stubai, Silvrettagebirge waren mir Höhepunkte des Lebens. Nach meinem Olympiasieg war für mich mein erster Marathonlauf das größte sportliche Erlebnis und letztes Jahr mein 5-Stunden-2000 m-Höhen-Gletscheraufstieg aufs Zuckerhütl. Der Natursport ist, wie größtenteils der Sport allgemein, noch geblieben, Eigenhandeln – eines der wenigen Reservate personalen Handelns in der verwalteten und kodifizierten Welt. Daher seine erzieherische Bedeutung.

Wenn Leben zunächst zutiefst Eigenhandeln ist – so ist aktives Sporttreiben, zumal die sportliche Bewährung in und an der Natur, da personales Eigenhandeln, ein Teil und Träger engagierten, aktiven Lebens im ursprünglichen Handlungssinne geblieben. Und das ist keineswegs trivial in der verwalteten und kodifizierten Welt. Soweit können wir Ortega y Gassets lebensphilosophischem Ansatz noch folgen. Seine umgekehrte Schlußfolgerung, alles ursprüngliche Leben sei Sport, können wir natürlich nicht ziehen, wenn wir die Bedeutung des Begriffs „Sport" nicht bis über alle sinnvolle Abgrenzung, Abgrenzbarkeit und den etablierten Gebrauch hinaus ausdehnen wollen. Es gibt – Gott sei Dank! – auch andere Lebensbereiche schöpferischen Eigenhandelns.

IV. RADIOMELDUNGEN

Radio London: Wie wir soeben aus New Delhi erfahren ... Radio Paris: Wie wir soeben aus Londen erfahren ... Radio Rom: Wie wir soeben aus Paris erfahren ... Radio Berlin: Wie wir soeben aus London erfahren ... Radio Bukarest: Wie wir soeben aus Moskau erfahren ... Radio New York: Wie wir soeben aus London erfahren ... Radio Capstadt: Wie wir soeben aus New York erfahren ... Radio Wien:

Wie wir soeben aus London erfahren, kommt die englische Himalajaexpedition planmäßig vorwärts. Die Trägerkolonne der 137 Einheimischen, auf der bisher die Hauptlast ruhte, ist bis zum Khumbugletscher auf 5000 Meter vorgedrungen. Hier wurde das untere Basislager errichtet; Notspital, Sendestation, Nahrungslager, Sauerstoffmagazin.

Die eigentliche Bergmannschaft hat sich akklimatisiert und unternimmt bereits Erkundungsvorstöße tief in den Eisfall hinein, vor dem noch der große Shipton kapitulierte.

Oberst Hunt ist mit der Kondition seiner Mannschaften zufrieden und für die zweite Großetappe optimistisch.

Radio New Delhi: Die Sendestelle am Khumbugletscher ... Radio London: Die Sendestelle am Khumbugletscher ... Radio Paris: Die Sendestelle am Khumbugletscher ... Radio Peking: Die Sendestelle am Khumbugletscher ... Radio New York: Die Sendestelle am Khumbugletscher ... Radio Wien:

Die Sendestelle am Khumbugletscher hat vor kurzem durchgegeben, daß das obere Basislager unter dem Südsattel bezogen ist. Die Brüche und lawinösen Hänge des Eisfalles sind von der Bergmannschaft und einer Sherpaelite mit Seilsicherangen und Aluminiumleitern tagelang und genauestens vorbereitet worden und über sie wurde die nötige Ausrüstung für den Gipfelangriff herangeschleppt.

Oberst Hunt ist persönlich im Lager VII unter dem Südsattel eingetroffen, die Träger sind wieder nach unten geschickt worden und ebenso die indisponierten und geschonten Seilschaften. Das Wetter ist leider ungünstig. Kalkutta meldet erste Monsunvorstöße.

Radio New Delhi: Die Verbindung mit der Himalajaexpedition ... Radio London: Die Verbindung mit der Himalajaexpedition ... Radio Rom: Die Verbindung mit der Himalajaexpedition ... Radio New York: Die Verbindung mit der Himalajaexpedition ... Radio Wien: Die Verbindung ...

Die Verbindung mit der Sendestelle am Mount Everest ist abgebrochen. Zwar konnten wir noch erfahren, daß der erste Vorstoß von Evans und Bourdillon mißglückte. Sie konnten von dem vorgeschobenen Gipfellager VIII wegen des Unwetters über den Südostgrat nicht weiterkommen.

Oberst Hunt hat sie daher ins Basislager zurückbefohlen und den Neuseeländer Hillary und den Sherpa Tensing, die bisher geschont worden waren, zum Gipfelangriff beordert ... Wettermeldungen aller einbezogenen Stationen sollen weiterhin gefunkt werden.



S. Schrank

V. GIPFELLAGER

Hillary: Ich kann nicht schlafen trotz der Pillen ... Gespenstisch ... Als ob mir sieben Bienenschwärme in jedem Ohr tobten.

Tensing: Meine Mutter, glaub ich, betet jetzt. Das könnte Buddha erhören.

Hillary: Wenn wir nur nichts vergessen, was uns Hunt aufgetragen. Er hat den Angriff wie ein Generalstabchef geleitet.

Tensing: Die Lageskizze, hast du sie noch im Fäustling?

Hillary: Und die Flaggen hast du am Eispickel.

Tensing: Kaum größer als Taschenbücher. Eine Gebärde lang, dann sind sie wie das übrige dort.

Hillary: Mehr Sauerstoffbomben hätten sie herschleppen sollen gestern. Es ist spät im Jahr, der Monsun kann uns hier überraschen.

Tensing: Dann gehören auch wir zur Gespensterpyramide, auf der wir beide jetzt schlafen ...Tote, Narren, Erforene ...Der Sturm preßt schon wieder den Schnee durch die Leinwandporen. Es rieselt überall.

Hillary: Vom Südsattel herauf, das hat sich gezogen, mit dreißig Kilo auf dem krummen Rücken.

Tensing: Noch besser als nach den Eisstürmen vor dem Basislager. Als wir durch Neuschnee schwammen, zweibeinige Elefanten mit riesigen Glotzaugen wie bei einem Maskenfest.

Hillary: Elefanten, die sich mit dem Rüssel selbst ansaugen.

Tensing: Buddha wird gelacht haben.

Hillary: Der Sturm läßt nicht nach, wie Hunt gemeint hat. Zufällig hörte er noch einen Wetterbericht, als Evans und Bourdillon hatten aufgeben müssen. Etwas höher als wir jetzt.

Tensing: Ich hätte beiden den Sieg gegönnt. Bourdillon ist der beste Bergtechniker.

Hillary: Meine Stiefel sind trotz allem beinhart. Es hat 27 Grad unter Null.

Tensing: Soll ich dir die Füße warmschlagen mit dem Nylonseil?

Hillary: Bleib im Schlafsack ... Jetzt höre ich eine Stimme, das könnte Hunt sein ...

Tensing: Bei dem Sturm ... Vielleicht reden die Berge ... Ich höre sie vor dem Zelt.

Hillary: Steh nicht auf. Es kostet zu viel Kraft.

Tensing: Ich bin in Schweiß gebadet, plötzlich, und das Herz rast auch mir.

Hillary: Das will etwas heißen bei einem Sherpa.

Tensing: 8534 Meter sind doch viel.

Hillary: Wenn der Höhenmesser nicht lügt. Oft glaube ich alles nicht. Wie ein Traum ...

Tensing: Ein Schneeboot müßte man haben in diesen Meeren.

Hillary: Schlafen ... Schlafen ... Schlafen ...

Tensing: Die Sahibs werden noch mit Luftautobussen hier landen, wenn sie in dem Tempo weitermachen ... Kurort Tschomolungma ... Eigentlich traurig.

Hillary: Ein Ordensvolk seid ihr.

Tensing: Wenn es schon sechs Uhr wäre ... Die Spannung ... Die Sterne blinken grausam hier oben.

Hillary: Phantasien im Schlafsack ... Sonne müßte sein, dann ginge es ...

Tensing: Ich höre die Berge reden.

Luftautobusse, Kurort Everest?
Die Entdeckung der Erhabenheit der Natur und ihre übermäßige Erschließung kann Zerstörung zur Folge haben.

An der Natur, der anscheinend Übermächtigen, entdecken wir seit Jahrzehnten immer deutlicher, daß auch sie verletzlich ist, negativ, abhängig von den Maßnahmen des industriellen Menschen. Nicht erst der Saure Regen und die Grüne Bewegung erinnern uns daran. Über das in Ballungsgebieten akute Umweltproblem brauche ich nichts weiter zu sagen. In dem Maße, in dem unsere technisch-industrielle Macht wächst, in dem wir im großen Stil in die Natursysteme eingreifen, wird diese von uns

und unserer Macht (negativ) abhängig. Wir können ökologische Teilsysteme zerstören oder empfindlich stören. Soll die Natur sich nicht einmal bitter an uns rächen, soll die zerstörte Natur nicht ihre technisch emanzipierten Kinder fressen, so müssen wir heute eine neue, weisere Haltung gegenüber der Natur entwikkeln. Wir sind für die von unserer Eingriffs- und Verfügungsmacht abhängig gewordene Natur – und auch für die Arten in ihr – (mit)verantwortlich. Macht und Wissen erzeugen Verantwortung. Wir müssen heute lernen, die Natur als ein Treugut des Menschen aufzufassen. Und es gehört meines Erachtens zur moralischen Würde des Menschen, für andere mitdenken zu können, anthropozentristische Scheuklappen zum Teil zu lüften. Die Bibel sprach auch vom Garten Eden, in den Gott den Menschen setzte, auf daß er ihn bewahre und bebaue – sie enthält nicht nur die erwähnte, die berühmt-berüchtigte, oft einseitig mißverstandene Stelle „Macht Euch die Erde untertan". Wir müssen den weisen Umgang mit der technisch-industriellen Verfügungsmacht über die Natur und ihre Arten erst noch lernen, ernst nehmen, verbreiten. Der Naturschutzgedanke, der auf ungestörte Reservate, auf Naturparks abzielt, darf nicht zu eingeschränkt, zu isoliert gesehen werden. Aber er war und ist ein wesentlicher Teil des Umweltschutzproblems – muß weiterentwickelt werden. Besonders er ist zur Erziehung der Bevölkerung für die Verbreitung des abgewogeneren, sanfteren Umgangs mit der Natur geeignet. Der Mensch als Heger des Treuguts Natur.

Der Gedanke der Natur als Treugut des Menschen ist nicht neu – er wird nur immer akuter. Vor 111 Jahren wurde der erste große Naturpark, der Yellowstone-Park gegründet. Wer das amerikanische System der Naturparks bereist, durchwandert hat, wie es meiner Familie und mir nach zwei Gastprofessuren vergönnt war, wird zum begeisterten Anhänger dieser Idee. Aber warum in die Ferne schweifen ...? Wir haben den Schwarzwald, die Vogesen, die Alpen vor der Tür – wenigstens noch halbe Naturparks. Nehmen wir unsere Verantwortung wahr!

Der Alpenverein hat sich seit langem für die Erhaltung der natürlichen Alpenwelt eingesetzt. Ulrich Mann, der frühere Vorsitzende des DAV, hat zu Beginn der Umweltdiskussion vor mehr als 10 Jahren das Thema wieder aufgenommen. Dem Wanderer und Bergsteiger sollten Berge zwar erschlossen werden, aber die Naturwelt sollte nicht zerstört werden. Wenn auf jeden Gipfel eine Seilbahn geht, ist nicht nur der bergsteigerische und der Wandergenuß dahin. Die Erhabenheit schwindet, wenn Natur beliebig verfügbar wird. Das besagt nichts gegen manche Gipfelbahnen oder Skilifte. Auch hier haben wir es mit der Notwendigkeit und der Weisheit mittlerer, abgewogener Lösungen zu tun.

Die Alpenvereinssektionen haben das recht früh erkannt, früher als die Gesamtbevölkerung. Sie haben ihr jeweiliges Sektionsgebiet wirklich als Treugut behandelt: Selbst jährliche Gipfelreinigungen werden im Coca-Cola- und Plastiktütenzeitalter durchgeführt. Die Erziehung zum achtsamen, nicht verschmutzenden Umgang mit der Natur ist allerdings oft verzweifelter als Don Quichottes Kampf gegen die Windmühlenflügel – besonders auf touristischen Seilbahnbergen. Immerhin sind wir in den Alpen hier schon etwas weiter als in manchen anderen Ländern, beispielsweise Lateinamerika, wo offensichtlich noch fast niemand ein Verschmutzungsbewußtsein entwickelt hat. Jedoch ist Europa viel, viel dichter besiedelt, das Problem dringender...

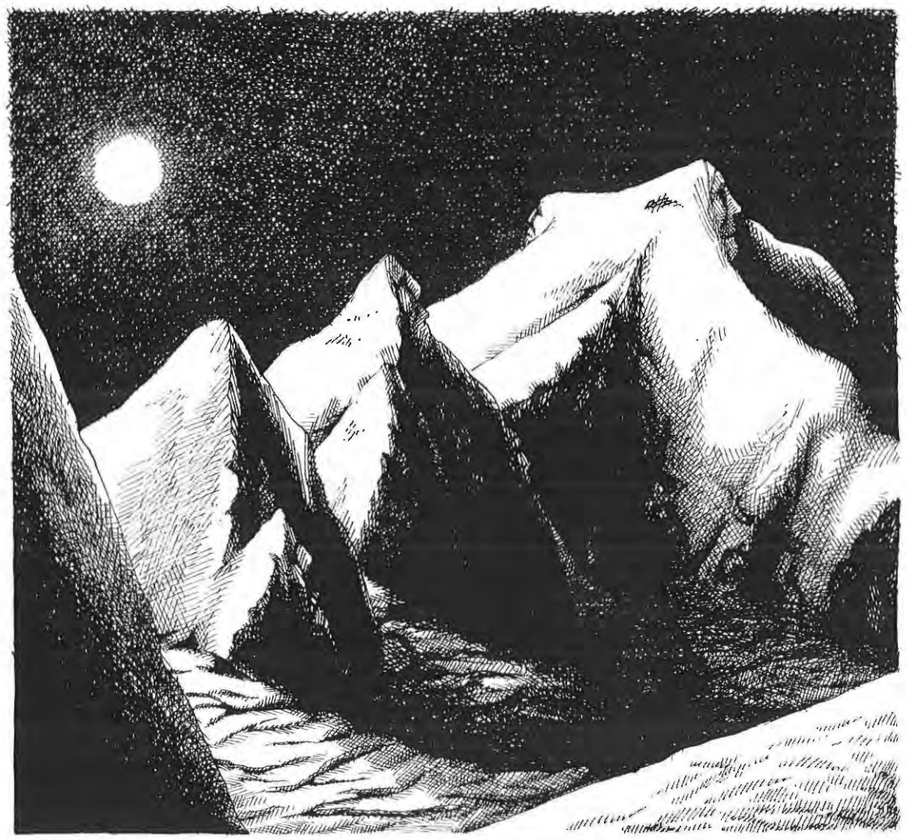
Die Berge waren lange dem entscheidenden Eingriff des Menschen entzogen. Erst das Motorisierungszeitalter und der Bau von Straßen, Sessel- und Seilbahnen, konnte sie anrühren! Ihre Schönheit wurde, wie geschildert, entdeckt; das Naturerleben wurde – berechtigt! – vielen zugänglich gemacht, wurde dann – z. T. auch berechtigt – vermarktet. Doch die Tourismuswelle gerät vielerorts in Gefahr, sich zu überschlagen. Verdienstmöglichkeiten, Arbeitsplätze, Lebensstandarderhöhung für viele Alpenbewohner sind zu begrüßen – aber man muß bei der Weisheit des abgewogenen Umgangs mit Naturschönheiten bleiben – nicht erst an der Grenze halten, wo die touristische Übererschließung, Überfremdung auch wirtschaftlich kontraproduktiv wird. Die Alpen sind als Naturtreugut zu bewahren, zu schützen: Die Alpenvereine werden in ihrem zweiten Jahrhundert – wie heute schon – verstärkt mit diesem Problem konfrontiert sein. Ihre Wirksamkeit muß über die Hüttenhorizonte hinaus ausgedehnt werden, will man sich nicht auf ein Restnischenbewußtsein beschränken.

Immerhin beginnen auch die Bürger der Alpenländer das Problem zu entdecken. Bürgerinitiativen bilden sich gegen neue Großstraßen und Tunnels wie zur Zeit etwa im Simmental in der Schweiz. Aber oft besteht das Dilemma zwischen der touristischen Hochentwicklung eines Tals (dessen Bevölkerung den Geldsegen der Fremden wünscht, gar benötigt) und der Naturbewahrung. Die Gesetzgebung ist oft noch mangelhaft; Naturschutzbeauftragte gibt es meist nur lokal. – Ein Umweltbundesamt, einen Natur- und Umweltschutzbeauftragten mit wirksamen Kompetenzen sollte es regional wie überregional in allen Alpenländern – und natürlich nicht nur dort – geben. Die Alpenvereine dürften es nicht leicht haben, soweit sie ihr Operationsgebiet auf dem Territorium einer anderen Nation haben.

Die Alpen sind gefährdet. Die Unzugänglichkeit des Hochgebirges war bislang ein Schutzschild, ist es noch, aber immer weniger wirksam. Es ist ein Glück, daß der Schild hielt bis zum Aufkommen verantwortlichen Umweltbewußtseins. Hoffentlich ist es nicht zu spät – wie in vielen Flachlandnatursystemen.

Die Himalayariesen sind – dank ihrer Entfernung, Unwirtlichkeit – wesentlich wirksamer geschützt – noch! Obgleich geradezu ein Run auch schon auf manche exponierte Berge einsetzte. Manche Besteigung geriet schon zur Materialschlacht mit Trägerkolonnenrekorden und Großbasislagern. Bergsteiger sind oft naturbewußt, vermeiden unnötige Umweltverschmutzung – aber wer schleppt schon ganze Basislager wochenlang durch Schründe, unwegsame Flußtäler und unter Umständen Regenwaldgebiete zurück? Messner klagt in seinem neuen Buch über den Everest-Alleingang über die Müllhalden nahe der Basislager am Cwmwie auch am Ost-Rongbuk-Gletscher!

Die neue sportliche Mentalität des natürlichen Steigens „by fair means" ohne Sauerstoffgeräte, ohne Großkolonnen ist natürlich schonender. Tschomolungma (Mt. Everest), Annapurna und Diamir (Nanga Parbat) werden dies zu würdigen wissen.



VI. GESPRÄCH DER BERGE

Annapurna: Zudringlich werden die Menschen jetzt. Es ist kaum zu glauben, daß es dieselben sind, die mir den Namen gefunden haben, den ich fast liebe.

Tschomolungma: Er schmeichelt dir wohl, laß dir das von Tschomolungma gesagt sein; wir fallen auf derlei hinein, und das wissen die Zweibeiner.

Annapurna: Immerhin, kann man schöner genannt werden als Göttin der Ernten?

Tschomolungma: Es schmeichelt ... Und du kokettierst mit allen, die es tun. Auch mit der Sonne, wenn sie dir ein Abendkleid zaubert. Ohnehin nur für ein paar Augenblicke. Orange, lila, blau. Dann kommst du dir um einen Weltentag erhabener vor.

Annapurna: Mich kleiden die silbernen und smaragdenen Töne ebenso. Ich wirke nie massiv.

Tschomolungma: Du wolltest von den Zweibeinern reden, erlaß mir den Ärger über deine freche Zunge.

Annapurna: Warum kommst du immer mit so mütterlichen Mahnreden, wenn ich bloß plaudern will.

Diamir: Dieses Weibergeschwätz in einer Himalajanacht, was müssen sich die Gestirne denken, wenn sie zuhören. Irgend etwas sinkt in uns: die Temperatur der Würde.

Annapurna: Was ich sagen wollte. Ach ja, diese Unverschämten. Blinzle ich da unlängst in heiterer Laune einem heraufkeuchenden Franzosen zu, setzt er mir nicht den Bergstiefel in den Nacken und läßt sich von seinem Freund dabei knipsen? Es war schon zu spät, als ich die Demütigung spürte. Nachgeschimpft habe ich ihm, sage ich dir, und ihn gejagt, daß er vor Angst nicht mehr wußte, wer er ist.

Diamir: Mir kann das nicht widerfahren, dem „König der Berge", daß sich einer dessen rühmen dürfte. Eine Eisflanke von fünftausend Metern hart, schluchtig, männlich, die klettert niemand so rasch hinauf ... Es kommt nur auf unsere Haltung an.

Zeichnung oben:
S. Schrank

Tschomolungma: Irgendwie hat Diamir recht. Erst lassen wir uns knipsen von den Kerlen: im blanken Sommerkleid, mit umwölkter Stirn, mit anzüglichen Mulden ... Letztendlich wollen sie sich dann holen, was sie schon auf den Bildern bewundert haben.

Diamir: Sogar von Flugbooten aus knipsen sie einen und legen einfach Aluminiumleitern über die Gletscherbrüche, die sie abhalten sollen. Je mehr Tote, um so mehr reizt es sie, doch zu siegen. Frechlinge.

Annapurna: Eigentlich imponiert es dir doch. Männlich. An dich wagen sich ohnehin fast nur Deutsche. Systematisch wie eine Maschine.

Diamir: Es ist eine Haßliebe von mir.

Annapurna: Und mir werft ihr immer die Franzosen vor. Bald wird es eine Tiefenpsychologie der Himalajaberge geben. Über vereiste Neurosen und Aggressionen aus Minderwertigkeitsgefühl und latentem Atavismus.

Tschomolungma: Kind, du bist verrückt, mindestens bis in das Unterbewußtsein verdorben.

Annapurna: Schlecht erzogen, liebe Göttinmutter, ich weiß es. Respektlos, oberflächlich, nihilistisch. Aber ich habe eben an den Nachtgesprächen der Eltern genascht, wenn ich hätte schlafen sollen.

Tschomolungma: Benimm dich doch einigermaßen. Vor lauter Kichern rutscht dir der Sichelgletscher ab.

Annapurna: Erzähl von den alten Zeiten, als die Zweibeiner noch barfuß kamen, opferten oder um einen allerheiligsten Berg auf den Knien wanderten, jahrelang, fastend, nur Gerippe endlich mehr, ehe die Aasgeier sie fraßen.

Tschomolungma: Die Pilger von damals zeichneten die Muster, welche den Saum unseres Mantels zierten.

Diamir: Ein moderner Himalajastürmer scheint mir auch allen ähnlicher als einem abgeschleckten Filmhelden. Keuchend wie eine überforderte Maschine, ringt er sich jeden Meter ab, der ihn einem zubringt, der keinerlei Lohn über sich selbst hinaus birgt.

Annapurna: Zu hoch für mich ... Mir sind diese frechen Pilger sympathischer als die demütigen.

Tschomolungma: Doch der Gott, dem sie opfern, sind sie selbst ... Eine gespenstische Akrobatik. Der Mensch wirft sich selbst in den Raum voraus, und klettert auf dem Seil nach, das er selber ist ... Nur reden wir nicht so laut; zwei von diesen Akrobaten beben an meinem Hals; sie können nicht schlafen. Unsere Worte drücken ihnen einfach die Zeltplanen ein.

Annapurna: Wie mütterlich du redest mit einem Mal ... Sollte deine Stunde schon schlagen? ... Es will ein heiterer Tag werden.

Diamir: Auch mir nähert sich schon wieder eine solche Pilgerschar. Und wie berserkerhaft sie losziehen. Ohne Sauerstoffgeräte wollen sie es machen. Das sind Deutsche und Österreicher natürlich. Sie haben noch immer nicht genug. In 31 Jahren haben sie 31 Tote auf mir gelassen. ...

VII. ERNTE

Der Scheitel der Göttinmutter blüht,
meint Tensing zu Hillary,
als sie aus dem Zelt schlüpfen
am 29. Mai 1953.

Dann stapfen sie los
zur Ernte.

Der Sturm hat nachgelassen,
wie die Wetterstationen gestern gemeldet.
Nur der Frost beißt weiter durch Daunen
und Nylon.

Bald aber dampfen sie
unter der vielfachen Last,
welche der eigene Körper hier hat;
und die Angst kriecht ihnen
knapp in der Spur nach.

Dreihundert Meter brauchen so viele Schritte
der Ernte.

Bald mähen nur silberne Grate
am blauen Himmel rundum,
sie aber binden die Garben.

Zwischen Traumweizen und Totenmohn
endlich den Lorbeer
für alle.

Bis Tensing ehrfürchtig hinkniet auf dem Scheitel
der Tschomolungma und opfert:
Bonbons, Keks, Schokolade.
Und danket im Gebet.

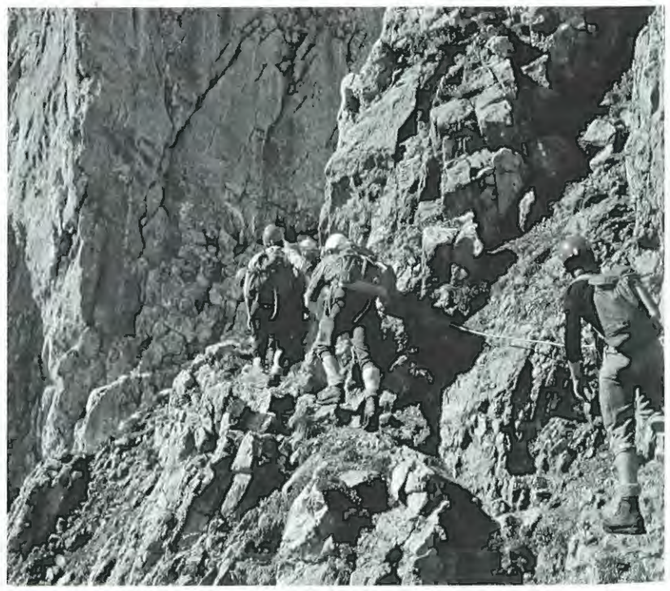
Hillary unterdessen meldet im Sendegerät,
daß der Gipfel bezwungen.

Fast singen die Wimpel
am Pickel.

Ein kurzer Umblick noch,
fachmännisch, auf den Nordostgrat,
wo sechzehn Tote sich ausruhn
vom Angriff.
Dann spannt sich wieder das Seil,
weil sie zu wenig Sauerstoff
bei sich haben.

Der Scheitel der Göttinmutter blüht weiter im
Mittag.





Das Erlebnis der Einsamkeit auf Klettersteigen ist an Schönwettertagen selten geworden.

Fotos: K. Schrag; J. Stückl

Anhang

Sicherung auf Klettersteigen

Pit Schubert

Das Begehen von Klettersteigen ist sehr beliebt. Das jedenfalls lassen die Begeherzahlen an schönen Sommertagen schließen. Zur Sicherung gegen Absturz (Stolpern, Ausrutschen, Steinschlag usw.) benutzt man laut Lehrmeinung zwei Seilschwänze mit je einem Klettersteigkarabiner, die ins Drahtseil eingehängt und mitgeführt werden. Der so gesicherte Klettersteigbegeher fühlt sich sicher wie in Abrahams Schoß – denn er ist ja „angebunden" und kann nicht runterfallen.

Der Schein trügt

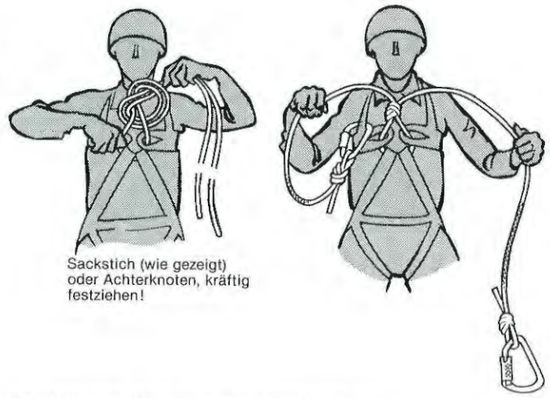
Der so gesicherte Klettersteigbegeher weiß nicht, in welcher Gefahr er schwebt. Der Sturz entlang eines schräg oder gar vertikal verlaufenden Drahtseiles wird an der nächsten Drahtseilverankerung aufgefangen. Und das mit hohem Fangstoß, weil

1. statische Sicherung, Seilblockierung durch Knoten im Seil (im Gegensatz zur dynamischen Sicherung mit niedrigem Fangstoß beim Klettern mit Seil und Seilkamerad)

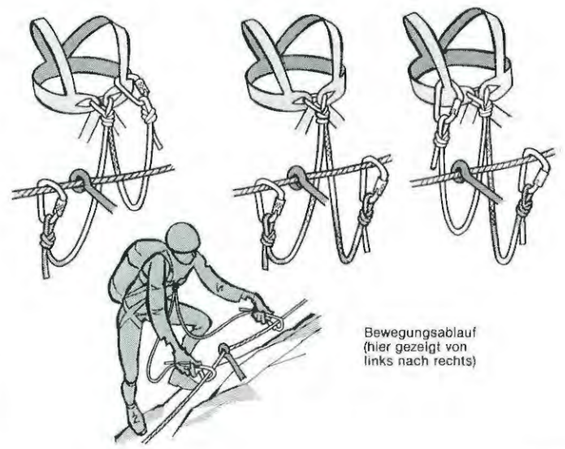
2. sehr hoher Sturzfaktor, meist weit über den üblichen Maximalwert 2 hinausgehend, der beim Klettern mit Seil und Seilkamerad *nicht* überschritten wird.

Bei solcher Belastung kann der Seilschwanz *reißen* oder der Klettersteigkarabiner – wie jeder andere Karabiner auch – brechen. Beides hätte den Absturz des Klettersteigbegehers zur Folge.

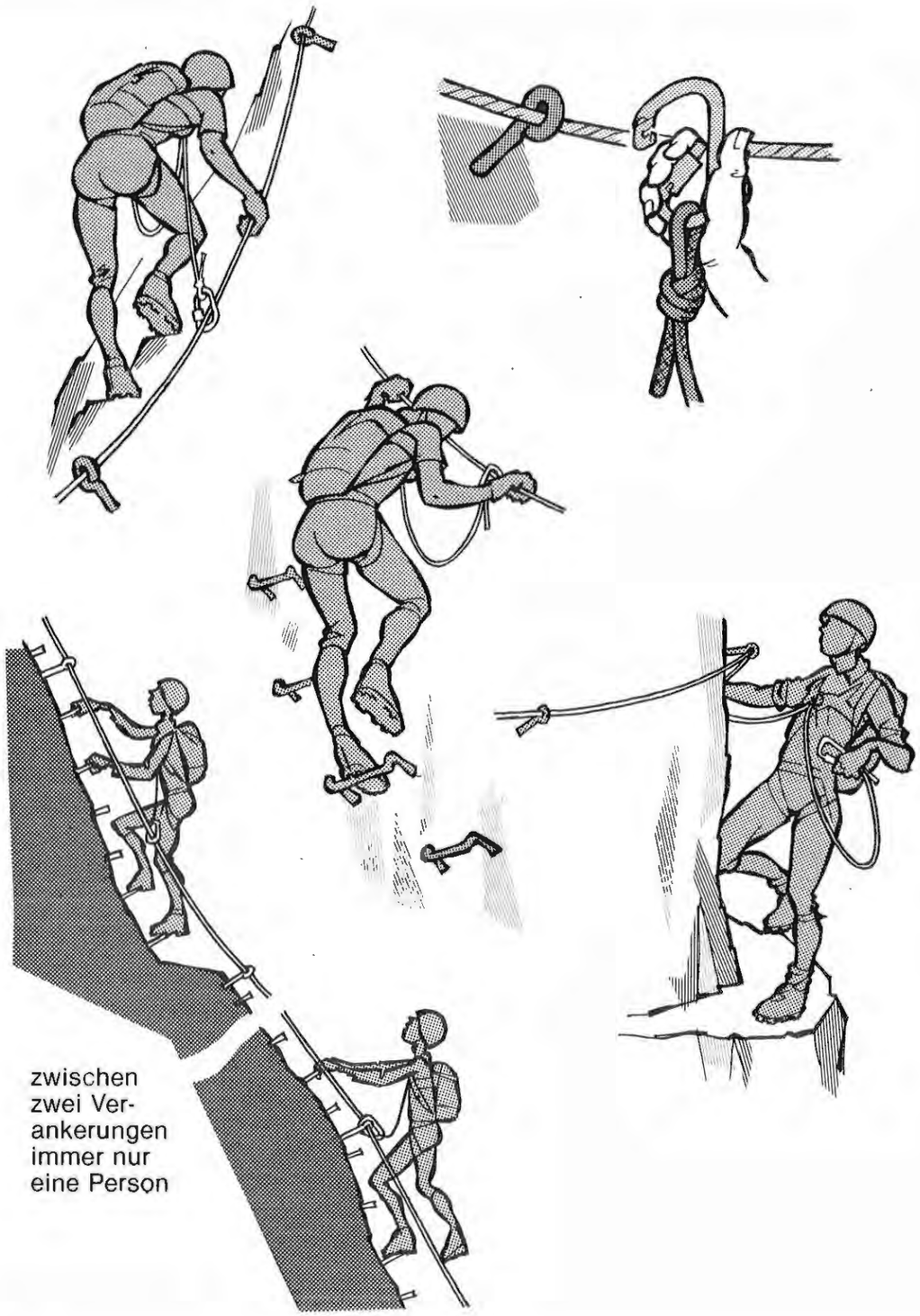
Entsprechende Belastungsversuche wurden vom Sicherheitskreis im vergangenen Sommer an einer eigens dafür installierten Klettersteigpassage durchgeführt. Die Verletzungsgefahr für Versuche mit lebenden Personen war zu groß, so daß ein Fallgewicht für die Fallversuche verwendet werden mußte.



Anseilen zum Begehen von Klettersteigen



Zeichnung rechts: Bewegungsablauf beim Wechsel der Selbstsicherung an einer Drahtseilverankerung.



Seite 208:
Typische Klettersteigpassagen.

Alle Zeichnungen: Sepp Lassmann,
teilweise entnommen aus der Lehrschrift „Alpiner Seilgebrauch für Anfänger und Fortgeschrittene", Bergverlag Rother 1983.

Versuchsaufbau

Das Fallgewicht (80 kg) durchmaß bei allen Sturzversuchen – Diagonalsturz und senkrechter Sturz entlang einer Drahtseilpassage – eine Fallhöhe (beim Diagonalsturz = Rutschlänge) von ca. 5 Metern (= mittlere Entfernung zwischen zwei Drahtseilverankerungen auf üblichen Klettersteigen).
Das Fallgewicht war „angeseilt" mit einem Seilschwanz aus

- verschieden starken Reepschnüren,
- 9-mm-Halbseil,
- 11-mm-Einfachseil,
- 11,5-mm-Multisturzseil (Einfachseil).

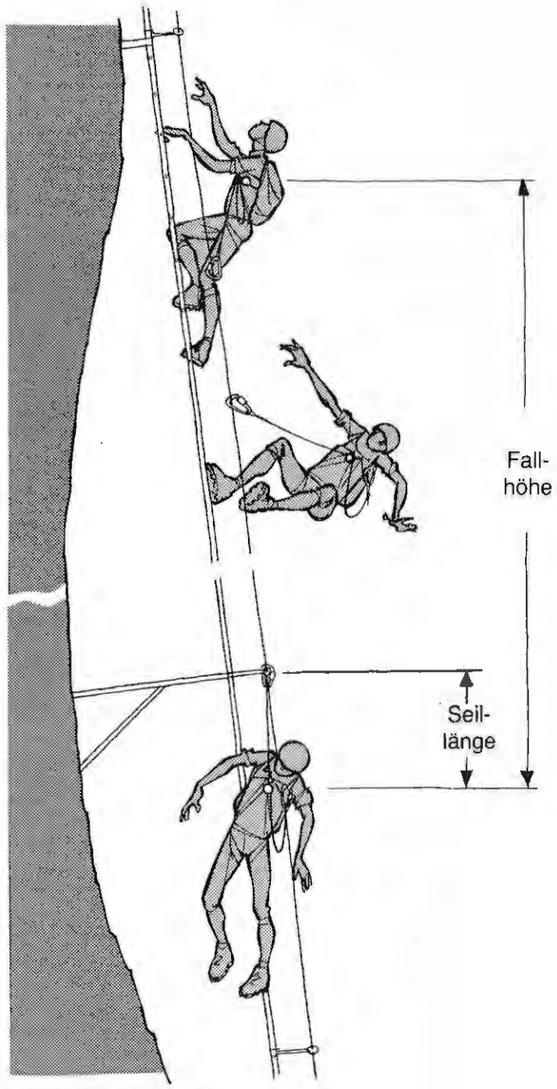
Als Klettersteigkarabiner wurden solche mit und ohne Verschlußsicherung verwendet, im einzelnen:

- Elite/Clog-Klettersteigkarabiner *ohne* Verschlußsicherung (Bruchlast lt. Hersteller 2200 kp, ca. 22 kN; warum der Hersteller eine so geringe Bruchlast angibt, ist nicht bekannt. Zerreißversuche zeigten, daß die Bruchlast über 2600 kp, ca. 26 kN, liegt).

- Elite/Clog-Klettersteigkarabiner *mit* selbsttätiger Verschlußsicherung (Drehverschluß, „Twist-lock", Bruchlast wie oben).

Unten: Auf Klettersteigen – vor allem auf den neueren „Eisenwegen" („Via Ferratas") – ist ein nahezu senkrechter, freier Sturz über mehrere Meter durchaus möglich. *Foto: J. Stückl*





Bildliche Darstellung des Sturzfaktors, der auf Klettersteigen weit über den beim Klettern in der Seilschaft üblichen Wert von 2 hinausgehen kann.

Sturzfaktor = Fallhöhe, dividiert durch Seillänge, im gezeigten Fall Sturzfaktor 5.



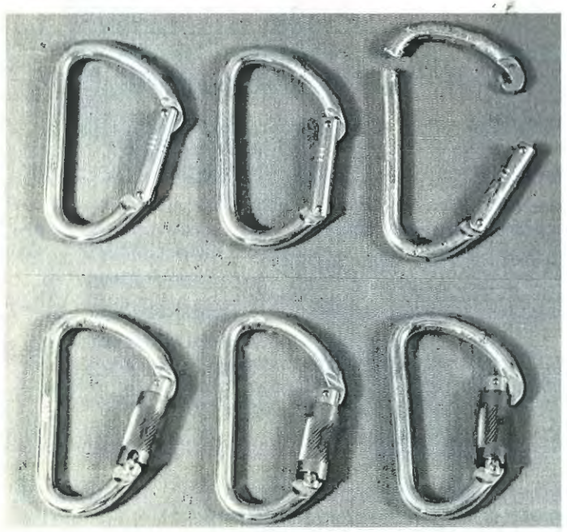
Rechts: Beim Fallversuch belastete Seilschwanzproben (von links nach rechts): 7-mm-Reepschnur, gerissen; 8-mm-Reepschnur, gerissen; 9-mm-Halbseil, gerissen; 11-mm-Einfachseil, gerissen; 11,5-mm-Multisturzseil, gehalten.

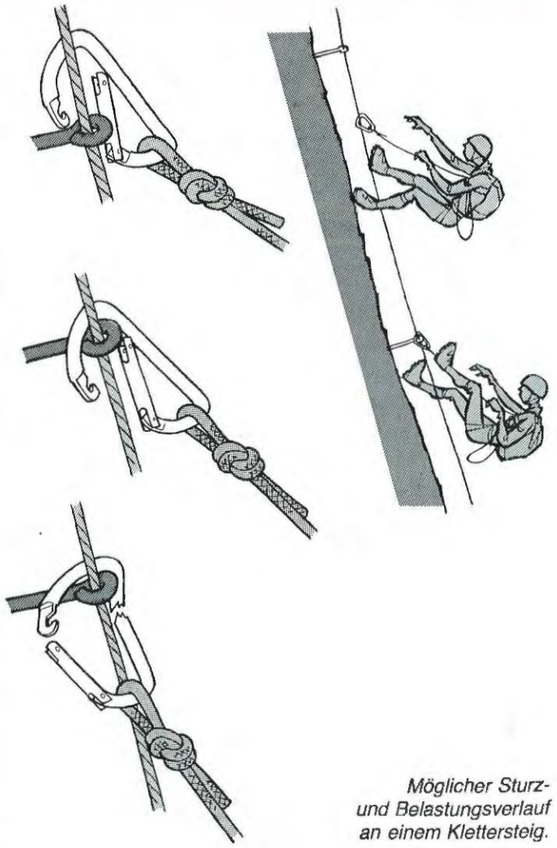
Fotos: Archiv Sicherheitskreis

Rechts: Die beiden untersuchten Klettersteigkarabiner: Elite/Clog-2200 ***ohne*** *Verschlußsicherung und dito* ***mit*** *selbsttätiger Verschlußsicherung (twist lock).*

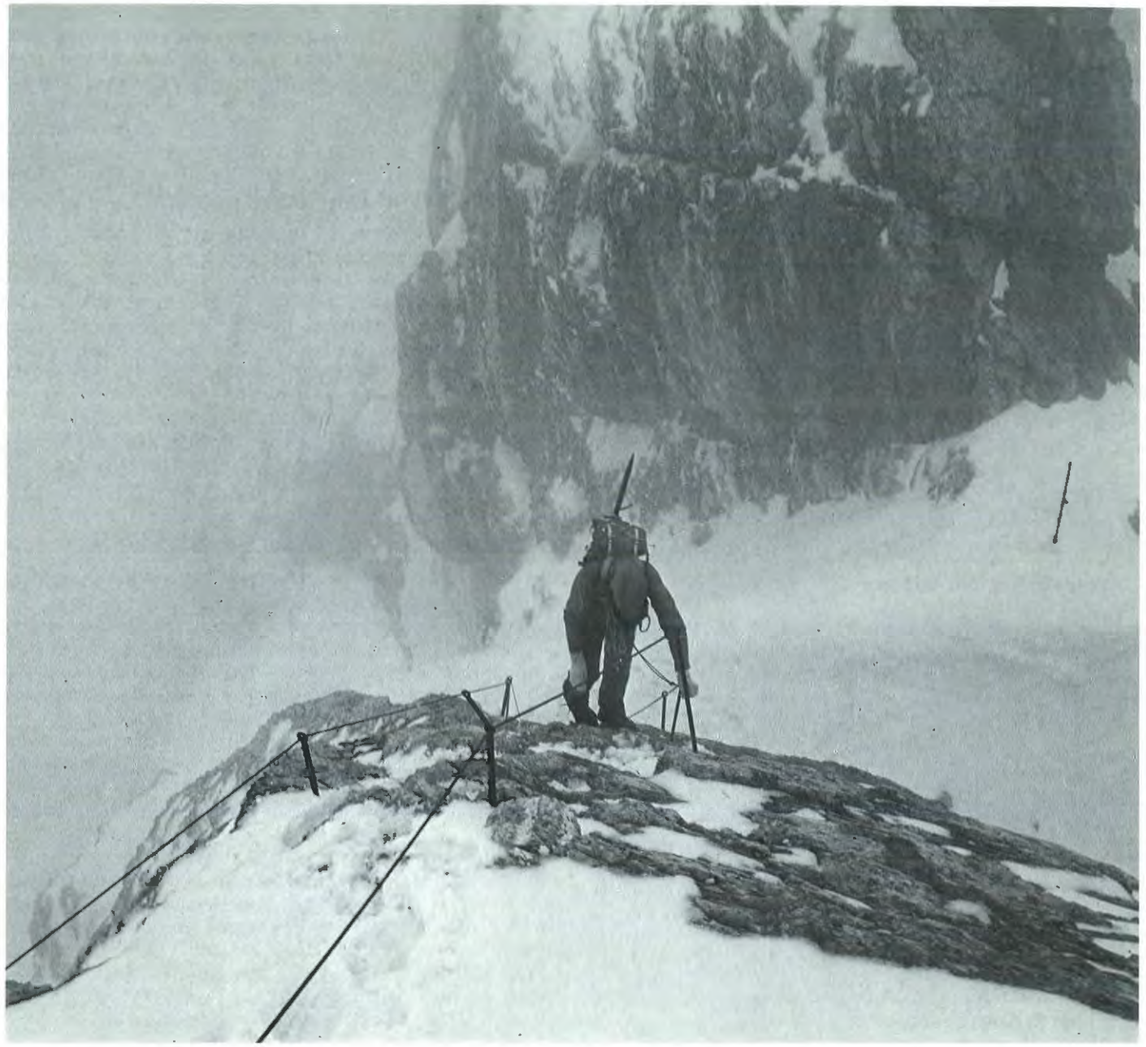


Unten: Beim Fallversuch belastete Klettersteigkarabiner: Ein Karabiner ohne Verschlußsicherung ging zu Bruch, alle drei Karabiner mit selbsttätiger Verschlußsicherung hielten den Sturz.





Möglicher Sturz- und Belastungsverlauf an einem Klettersteig.



Bei Wettersturz wird die Begehung eines jeden Klettersteiges zu einer ernsten Bergfahrt. *Foto: J. Stückl*

Versuchsergebnis

Beim Abfangen des Sturzes an der nächsten Drahtseilverankerung treten (siehe oben) hohe Fangstoßspitzen in der Größenordnung von über 20 kN (ca. 2000 kp) auf.

Die 7-mm-Reepschnur ist beim 5-m-Sturz gerissen, ebenso die 8 mm starke. Und genauso ist auch der Seilschwanz aus einem 9-mm-Halbseilstück und auch der aus einem 11-mm-Einfachseilstück gerissen. Ein harter Knall wie von einem scharfen Peitschenhieb, und das Fallgewicht stürzte weiter zu Boden. Bruchstelle – wie nicht anders zu erwarten – im Knoten.

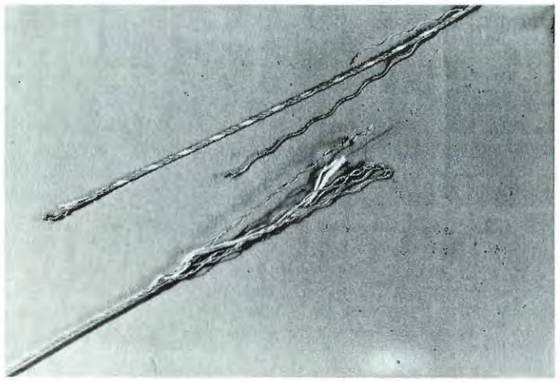
Erst der Seilschwanz aus einem Stück Multisturzseil (11,5 mm ∅) *hielt* den 5-m-Sturz. Bei größerer Fallhöhe (größere Fallenergie) könnte auch das reißen.

Die Belastung, die auf den Seilschwanz trifft, trifft auch auf den Klettersteigkarabiner. Bei den Fallversuchen mit Klettersteigkarabiner *ohne* Verschlußsicherung ist *ein* Karabiner *gerissen*. Möglicherweise wurde der Schnapper beim Anschlag an die Drahtseilverankerung aufgedrückt, und die Belastung traf den geöffneten Karabiner und damit nur dessen Hauptschenkel. Ein Karabiner mit geöffnetem Schnapper hält etwa noch ein Viertel bis ein Drittel der vom Hersteller angegebenen Bruchlast. Möglicherweise ist der Karabiner unter der hohen Fangstoßeinwirkung auch noch auf seitliche Biegung belastet worden, was ähnlich ungünstig ist. Mit einer Hochgeschwindigkeitskamera hätte man dies filmen und nachweisen können. Eine solche Kamera stand nur leider nicht zur Verfügung.

Bei den Fallversuchen mit Klettersteigkarabinern *mit* selbsttätiger Verschlußsicherung (Drehverschluß, „Twist-lock") ist *kein* Karabiner gerissen.

Seite 213: Eine Passage aus dem Gamsängersteig (Normalweg, teilweise versichert) auf die Elmauer Halt. Deutlich erkennbar: an drei Stellen ist das Drahtseil mit Band umwickelt – wie es nicht sein soll (Durchrostgefahr).

Foto: H. Steinbichler



Das beim Fallversuch gerissene 5-mm-Drahtseil.



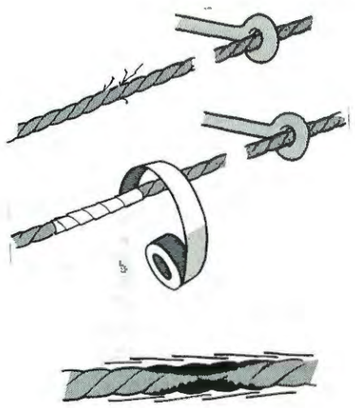
Eine beim Fallversuch abgerissene Stahlseilverankerung.
Fotos: Archiv Sicherheitskreis

Fallgewicht und fallender Mensch?

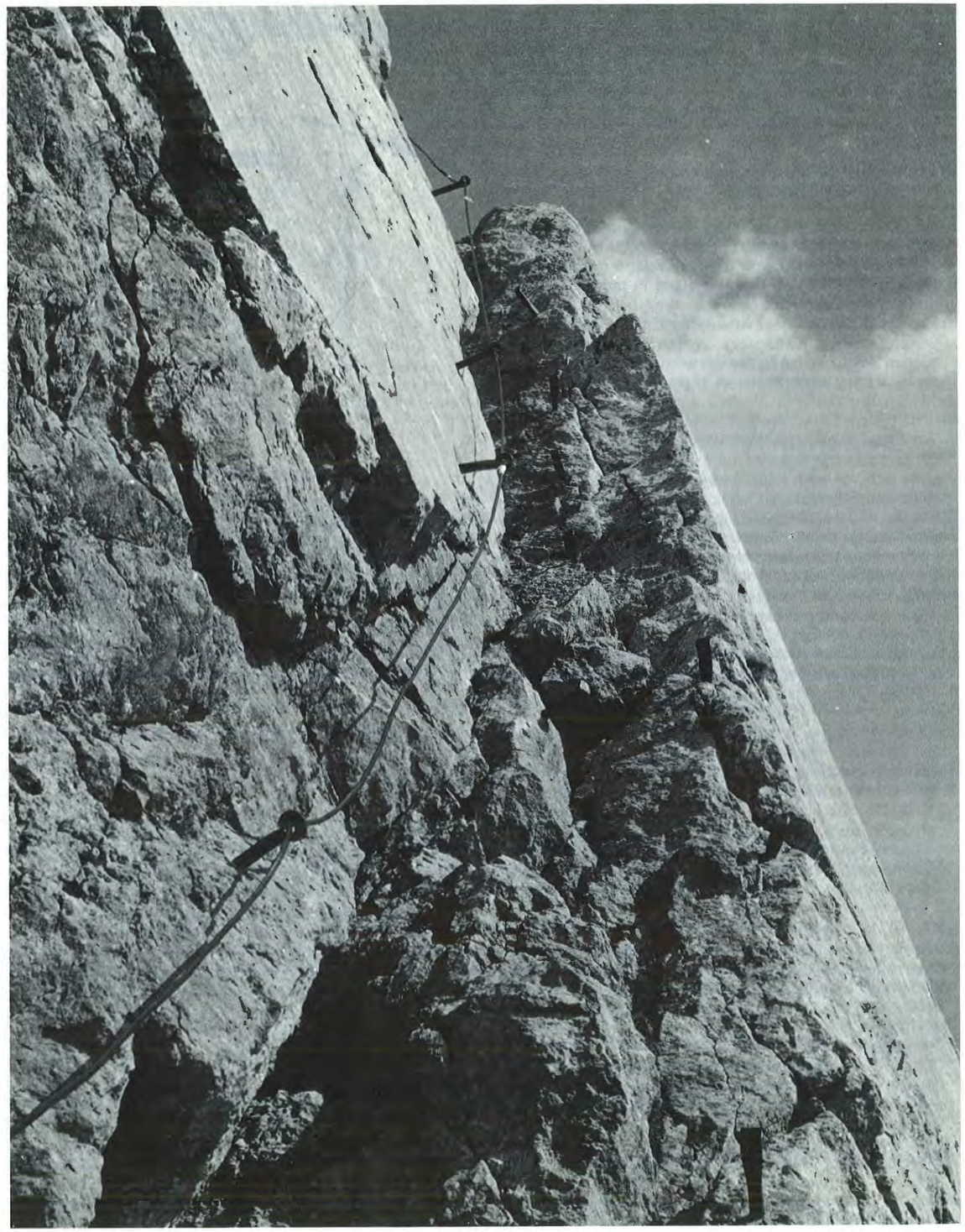
Da ist noch ein Unterschied. Das Fallgewicht aus Stahl ist starr. Der Mensch dagegen besteht aus Fleisch und Blut und gibt nach. Wird der Sturz eines Menschen durch Seilsicherung plötzlich verzögert (abgebremst), wirkt der Mensch in sich *dynamisch*. Fleisch, Muskeln und Knochengelenke geben etwas nach, auch „das Herz rutscht in die Hosen". Das alles wirkt dynamisch. Dieses dynamische Verhalten des menschlichen Körpers bewirkt eine geringere Belastung und zwar in der Größenordnung von nur etwa 60 bis 70 % der Belastung mit starrem Fallgewicht.
Auf diese Weise haben wir in der Praxis gegenüber den geschilderten Fallversuchen noch etwas Sicherheitsreserve.

Was halten Drahtseilversicherungen?

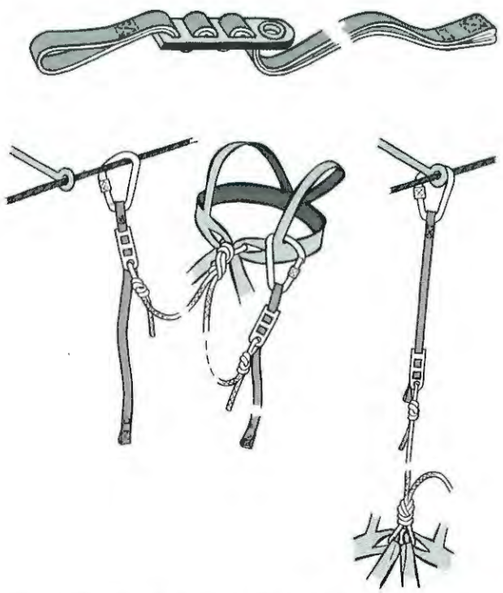
Das ist fraglich. Nahezu jeder Klettersteig ist individuell eingerichtet. Eine allgemein gültige Beurteilung ist nicht möglich.
Bei unseren Versuchen ist ein 5 mm starkes Drahtseil schon beim ersten Fallversuch gerissen. Dann wurde ein 11 mm starkes Drahtseil installiert. Dies hielt. Bei einem schräg verlaufenden Fallversuch (schräges Drahtseil) ist beim ersten Fallversuch die stabile Verankerung (Stahlstift M16) gebrochen.
Da mancher Klettersteig in nicht allzu gutem Zustand ist, sollte man mit einem Sturz recht vorsichtig sein. Dies gilt *generell*, denn die Verletzungsgefahr durch Aufschlagen am Fels – auch wenn die Drahtseilverankerung hält – ist schließlich *nie* auszuschließen.
Eine Unfallgefahr bedeuten auch Drahtseile, die an ausgefransten Stellen, oder aus welchen Gründen auch immer, mit Tesa- oder ähnlichem Band umwickelt sind. Unter dem Band hält sich die Feuchtigkeit und das Drahtseil rostet – nicht nur oberflächlich, sondern schon nach relativ kurzer Zeit durch. Diese Schädigung ist von außen nicht sichtbar. Ein bedauerlicher Unfall hat diese Gefahr zutage gebracht.



Links:
*Das Umwickeln ausgefranster Drahtseile mit Tesa- oder ähnlichem Band kann **nicht** empfohlen werden. Es hält die Feuchtigkeit und führt zum Durchrosten des Drahtseiles...*



Rechts: Salewa-Fallenergieaufnehmer (= Fangstoßdämpfer, bei Verwendung auf Klettersteigen) Modell Sticht, und ihre Anwendung.



Was künftig tun?

1. Als Seilschwanz nur ein etwa 4,5 m langes Stück eines *11,5 mm starken Multisturzseiles* verwenden. Auch wenn es etwas schwerer und teurer ist. Jede Reepschnur oder jedes dünnere Seilstück ist Augenwischerei in punkto Sicherheit. Keine Seilschaft würde als Kletterseil beispielsweise eine 7 mm starke Reepschnur verwenden. Und die Belastung beim Sturz auf einem Klettersteig, wo solche Reepschnur- oder dünnen Seilstücke häufig benutzt werden, ist wesentlich höher als beim Sturz eines Kletterers in einer Seilschaft.

2. Nur Klettersteigkarabiner *mit* Verschlußsicherung verwenden! Ein Schraubverschluß wird *nicht* in Frage kommen, denn man stelle sich vor: man hängt den Klettersteigkarabiner ein und muß den Schraubverschluß zuschrauben, dann geht man 5–6 m, um den Schraubverschluß an der nächsten Drahtseilverankerung sofort wieder aufschrauben zu müssen. Dann hängt man den zweiten Seilschwanz mit Klettersteigkarabiner ein und muß den Schraubverschluß ebenfalls wieder zuschrauben, um ihn an der nächsten Drahtseilverankerung gleich wieder aufschrauben zu müssen usw. usw. Man wird vom vielen Schrauben bald die Nase voll haben und den Schraubverschluß nicht mehr betätigen. Schließlich will man einen Klettersteig begehen und sich nicht nur als Schrauber betätigen. Diese Reaktion wäre verständlich, da menschlich. Bleiben nur mehr Klettersteigkarabiner mit selbsttätiger Verschlußsicherung (= Verschlußsicherung, die nach Loslassen des Schnappers den Verschluß automatisch, ohne jegliches Dazutun, verriegelt). Diese Klettersteigkarabiner lassen sich auch mit einer Hand öffnen, so daß keine umständlichen Handgriffe hinzukommen. Trotzdem kann nicht ganz ausgeschlossen werden, daß bei einer hohen, ungünstigen Belastung nicht vielleicht auch ein Klettersteigkarabiner mit selbsttätiger Verschlußsicherung einmal versagt. Deshalb: möglichst nicht stürzen!

3. Wer die Kosten nicht scheut (zweimal ca. 20,– DM), verwende zwei sogenannte *Fallenergieaufnehmer*. Das sind handliche Geräte, die zwischen Klettersteigkarabiner und Seilschwanz gehängt werden und bei Sturzbelastung einen Teil der Fallenergie bei limitiertem Fangstoß aufnehmen, beispielsweise beim Fabrikat Salewa ca. 1,75 kJ (ca. 175 kpm) bei einer Bremskraft von ca. 3,5 kN (ca. 350 kp). Die restliche Fallenergie, die, die der Fallenergieaufnehmer nicht mehr aufnehmen kann (sein Aufnahmevermögen ist begrenzt, siehe oben), bewirkt dann einen *geringeren* Fangstoß im Seilschwanz und Karabiner. Die gesamte Sicherungskette – Drahtseil, Drahtseilverankerung, Seilschwanz, Klettersteigkarabiner, Brust- und Sitzgurt – wird geringer belastet. Als Nachteil muß die je nach aufgenommener Fallenergie etwas größere Fallhöhe (maximal 0,5 m) in Kauf genommen werden.

Übrigens, ein Brustgurt allein ist nicht sicher genug. Es kam schon vor, daß Klettersteigbegeher nach Sturz oder Blitzeinwirkung besinnungslos im Drahtseil hingen. Das Angeseiltsein allein mit Brustgurt verhindert zwar den Absturz, führt aber bei besinnungslosem Hängen sehr schnell zum Tod (Abschnürung unter den Armen, orthostatischer Schock, sozusagen Kreuzigungstod). Das Anseilen mit Brust- und Sitzgurt ist vor allem auch für Kinder wichtig. Kinder haben noch keine besonders ausgeprägten Schultern, ihr Knochenbau ist noch wesentlich gelenkiger. Sie können leicht aus einem Brustgurt herausrutschen, vor allem deshalb, weil sie in Gefahrensituationen instinktiv nach oben – zum Seil oder in Richtung des den Sturz haltenden Erwachsenen – greifen.

Resümee

Wer Klettersteige sicher begehen will, benutze Klettersteigkarabiner mit selbsttätiger Verschlußsicherung, zwei Seilschwänzen aus 11,5-mm-Multisturzseil mit zwei Fallenergieaufnehmern und – vermeide möglichst jeden Sturz.

Übrigens, HMS-Karabiner (birnenförmig) sind keine Klettersteigkarabiner. Ihre Bruchlast ist wegen der Birnenform etwas niedriger (für die HMS absolut ausreichend, für die möglicherweise hohen Belastungen auf Klettersteigen *nicht* sicher genug).

Literatur

– „Tätigkeitsbericht des Sicherheitskreises 1969/70", herausgegeben 1971.

  Auf Seite 29 bis 35 wird unter dem Thema „Faktor Mensch" über die experimentellen Ergebnisse von Fallversuchen mit einem starren Fallgewicht und einem Mensch berichtet.

– „Bergwelt", Heft 5/78

  Fritz Sticht weist unter dem Thema „Sicherung an Eisenwegen" auf die Gefahr der Selbstsicherung mit Seilschwänzen auf Klettersteigen hin.

Alpenvereinseinteilung der Ostalpen (AVE)

Franz Grassler

I. Einführung

1. Der Auftrag und seine Vorgeschichte

Der Deutsche und der Österreichische Alpenverein haben mir den Auftrag erteilt, „die Moriggl-Einteilung den teilweise eingetretenen Änderungen der Auffassung in Wissenschaft und Bergsteigerkreisen anzupassen"; in einer gemeinsamen Sitzung der Verwaltungsausschüsse beider Vereine wurde eine von mir gefertigte Niederschrift vom 24. 6. 1982 mit einigen Änderungen als Grundlage für die Modifizierung der vom hochverdienten Generalsekretär des DuÖAV Dr. Josef Moriggl erstmals 1924 („Ratgeber für Alpenwanderer", 2. Auflage 1928) veröffentlichten Einteilung gebilligt.

Ich hatte diesen Auftrag der beiden Alpenvereine gar nicht gewünscht, doch durch zwei Veröffentlichungen provoziert: Im Beitrag „Von Josias Simler zum Alpenvereinsführer. Ein Vierteljahrhundert ‚Alpenvereinsführer' – Vier Jahrhunderte alpines Führerschrifttum" im AV-Jahrbuch 1978 hatte ich mich nach geschichtlichen Darlegungen wie folgt zu der für das Alpenvereinsführerwerk (AVF) verbindlich als Grundlage vorgeschriebenen „Moriggl-Einleitung" geäußert: Die Einteilung „nach Moriggl ist kein Tabu und sicher in einigen Punkten überholungsbedürftig, doch sollte die Änderung nicht jedem Führerautor überlassen werden, sondern von den beiden Alpenvereinen selbst in die Hand genommen werden." Auch in meinem Beitrag „Die Alpen" in der „Alpinismus-Serie: Gebirge der Welt" (Alpinismus 1979, Heft 10) habe ich nach einem geschichtlichen Überblick über die Einteilung der Alpen die Aufforderung an die beiden Alpenvereine wiederholt, „die Initiative zu einer endgültigen Festlegung der AVE zu ergreifen".

Zur Vermeidung von Wiederholungen möchte ich an dieser Stelle auf eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung und der teilweise sehr unterschiedlichen Einteilungen der Alpen verzichten und dazu auf meine eben genannten Arbeiten verweisen; lediglich zwei damals noch nicht vorliegende wichtige Beiträge in der Zeitschrift „Bergwelt" sind zu ergänzen: „Die Einteilung der Alpen in Gebirgsgruppen" von Johannes Führer (Heft 11/1979) und „Gruppen-Einteilung der Ostalpen" von Fritz Schachinger (Heft 6/1981). Beide Autoren haben an der vorliegenden AVE mitgearbeitet.

Über den Auftrag hinaus, die bisher als „Moriggl-Einteilung" (ME) bekannte Einteilung des größten Teils der Ostalpen zu „modifizieren" – soweit notwendig – und die Umgrenzung der einzelnen Gebirgsgruppen genauer zu beschreiben, habe ich es für notwendig angesehen, in der AVE die gesamten Ostalpen zu erfassen. Es werden also auch jene im Westen der Ostalpen ganz auf dem Hoheitsgebiet der Schweiz und/oder Italiens gelegenen Gruppen einbezogen, die außerhalb des Arbeitsgebiets des DuÖAV lagen und daher von Moriggl nicht berücksichtigt worden sind; sie sind deshalb auch im weitverbreiteten „Taschenbuch für Alpenvereinsmitglieder" (neuerdings „Taschenbuch für Touristik und Wintersport") ebensowenig erfaßt, wie in der zum Verständnis der ME wie der AVE wichtigen „Schutzhüttenkarte der Ostalpen" (Beilage zum AV-Jb. 1957; Neuausgabe 1973 als „Alpenvereinskarte: Schutzhütten in den Ostalpen"), in der die einzelnen Gebirgsgruppen mit der Umgrenzung und Numerierung der ME eingetragen sind.

Die eingangs als Grundlage der AVE genannte Niederschrift vom 24. 6. 1982 gab das Ergebnis einer sechsstündigen Besprechung im Münchner Alpenvereinshaus wieder, an der (außer mir) drei ausgezeichnete Alpenkenner teilgenommen haben: **Johannes Führer, Ernst Höhne** und **Fritz Schachinger**. Ich bin diesen Fachleuten großen Dank schuldig; trotz teilweise recht unterschiedlicher Auffassungen wurde eine von allen Teilnehmern gebilligte Grundlage erarbeitet. Die genannten Mitarbeiter haben auch einigen durch Schriftwechsel und Besprechungen mit dem ÖAV, mit Führerautoren und anderen Alpenkennern notwendig gewordene Änderungen nicht widersprochen. Die endgültige Fassung fand die AVE in der „gemeinsamen VA-Sitzung" beider Vereine am 13. 12. 1982.

2. Grundsätzliches zur AVE

Selbstverständlich kann die im folgenden wiedergegebene AVE nur für die Alpenvereine selbst – also für DAV, ÖAV und den

Die Gebirgsgruppen der Ostalpen nach der AVE

Kartenskizze:
Helmut Mägdefrau



neuerdings in den Kreis der Herausgeber des Alpenvereinsführerwerks getretenen Alpenverein Südtirol (AVS) – und für deren Veröffentlichungen verbindlich sein; es sind dies vor allem die Alpenvereinsführer, der „Alpenvereins-Skiführer Ostalpen", das Werk „Die Alpenvereinshütten" und die Alpenvereinskarten. Verlage und kartographische Anstalten, die ihren Veröffentlichungen bisher die ME zugrunde gelegt haben, werden gebeten, die AVE zu übernehmen; daß dies nicht von heute auf morgen geschehen kann, bedarf keiner Begründung – und auch bei den von den Alpenvereinen selbst herausgegebenen Schriften und Karten wird eine lange Übergangszeit notwendig sein.

Die Reihenfolge der einzelnen Gebirgsgruppen der Ostalpen entspricht der ME: Nördliche Ostalpen Gr. 1–24; Zentrale Ostalpen Gr. 25–47; Südliche Ostalpen Gr. 48–60. Da inzwischen in der Literatur und in Karten die Nr. 61 und 62 für die außeralpinen Gebiete Österreichs und der Bundesrepublik verwendet werden, folgen die bei Moriggl nicht erfaßten Gruppen im Westen der Ostalpen unter Nr. 63–68. Durch Teilung neu entstandene Gruppen behalten die bisherige Nummer, werden aber durch Buchstaben unterschieden (z. B. 3a, 3b); es bleibt also festzuhalten, daß auf diese Weise gekennzeichnete Gruppen keine Untergruppen, sondern selbständige Gebirgsgruppen darstellen.

Einer durchgehenden Neunumerierung aller 76 AVE-Gruppen, die aus systematischen Gründen sehr wünschenswert wäre, stehen erhebliche praktische Gründe entgegen, denn viele Veröffentlichungen und Karten (vor allem die AV-Karten) sowie die 1968 von DAV und ÖAV in Angriff genommene Neuregelung der Wegmarkierungen nehmen auf die Gruppen-Nummern der ME Bezug.

Soweit Änderungen gegenüber der ME getroffen werden, wird jeweils in einer Vorbemerkung darauf aufmerksam gemacht. Untergruppen werden nur dort im Anschluß an den Gruppennamen aufgeführt, wo dies bei Moriggl oder im „Taschenbuch" der Fall war oder dies zweckmäßig erscheint.

Kernstück der AVE ist die sorgfältige Beschreibung der (in der ME oft sehr knapp abgefaßten) Umgrenzung der einzelnen Gebirgsgruppen; hier verdient **Fritz Schachinger** besonderen Dank, denn er hat mit staunenswertem Fleiß bei einem Großteil der Gruppen die Umgrenzung neu erarbeitet (grundsätzlich im Uhrzeigersinn). Für die Zeichnung der Übersichtskarte danke ich Helmut Mägdefrau.

Im Anschluß an die Umgrenzung werden bei jeder Gruppe – soweit vorhanden – die Alpenvereinsführer, die noch lieferbaren Alpenvereinskarten und die Wegmarkierungs-Nummern genannt; aus Platzgründen muß auf die Angabe anderer Führerwerke und auch auf kritische Bemerkungen zu einzelnen Bänden des AVF (vgl. AV-Jb. 1978) verzichtet werden.

Abkürzungen: AVE = Alpenvereinseinteilung der Ostalpen; ME = Moriggl-Einteilung; VB = Vorbemerkungen; U = Umgrenzung der Gebirgsgruppe; EM = Einmündung (eines Baches oder Flusses in ein anderes Gewässer); AVF = Alpenvereinsführer; AVK = Alpenvereinskarte; WM = Nummer der einheitlichen Numerierung von AV-Wegen.

II. Die Gebirgsgruppen der Ostalpen nach der AVE

A) NÖRDLICHE OSTALPEN

1) Bregenzerwaldgebirge

VB: Nach der ME „Bregenzer Wald und Allgäuer Voralpen". Nach Vorschlag Flaig (vgl. AVF) werden die Allgäuer Voralpen zwischen den Gr. 1) und 2) aufgeteilt; sie erscheinen daher nicht mehr im Gruppennamen.
U: Bodensee – Bregenzer Ache – Subersach – Schönenbach – Osterguntenbach – Stogger Sattel – Rehmerbach – Au – Argenbach – Jochbach – Faschinajoch – Faschinabach – Lutz – Ill – Rhein – Bodensee
AVF: Flaig, „Bregenzerwaldgebirge", 1977
WM: 200

2) Allgäuer Alpen

Allgäuer Hochalpen, Tannheimer und Wertach-Gruppe, Allgäuer Voralpen
VB: Vgl. VB zu Gr. 1)
U: Alpenvorland – Lech bis Warth – Krumbach – Hochtannbergpaß – Seebach – Bregenzer Ache bis Rehmen – Rehmerbach – Stogger Sattel – Osterguntenbach – Schönenbach – Subersach – Bregenzer Ache – Alpenvorland
AVF: a) Groth, „Allgäuer Alpen", 11. Aufl. 1979;
b) Lutz, „Tannheimer Berge", 1982
AVK: 2/1 „Allgäuer und Lechtaler Alpen", Westblatt, 1979
2/2 „Allgäuer und Lechtaler Alpen", Ostblatt, 1980
WM: 400

3a) Lechquellengebirge

VB: Nach der ME Teil der Lechtaler Alpen; eigene Gruppe gemäß Vorschlag Flaig (vgl. AVF)
U: Ill – Lutz – Faschinabach – Faschinajoch – Jochbach – Argenbach – Bregenzer Ache – Seebach – Hochtannbergpaß – Krumbach – Lech bis Lech – Zürser Bach – Flexenpaß – Aflenz (Klostertal) – Ill
AVF: Flaig, „Lechquellengebirge", 1977
WM: 600

3b) Lechtaler Alpen

VB: Gegenüber der ME erheblich kleinere Gruppe, da Gr. 3a) selbständig geworden und die Daniel- (oder Ups-)Gruppe zu Gr. 7a) gekommen ist.
U: Lech von Lech bis Reutte – Porta Claudia – Zwischentoren-Grundbach bis Lermoos – Fernpaß – Nassereith – Gurglbach – Inn bis Landeck – Sanna – Rosanna bis St. Anton – Arlbergpaß – Rauzbach bis Stuben – Flexenpaß – Zürser Bach – Lech
AVF: Groth, „Lechtaler Alpen", 3. Aufl. 1981
AVK: 2/1 „Allgäuer und Lechtaler Alpen", Westblatt, 1979
2/2 „Allgäuer und Lechtaler Alpen", Ostblatt, 1980
3/2 „Lechtaler Alpen – Arlberggebiet", 1982
3/3 „Lechtaler Alpen – Parseierspitze", 1983
WM: 600

4) Wettersteingebirge und Mieminger Kette

Wetterstein, Mieminger Kette, Arnspitzstock, Tschirgant-Simmeringkamm
U: Loisach bis Garmisch-Partenkirchen – Kankerbach – Kranzbach – Isar bis Scharnitz – Drahnbach – Seefelder Sattel – Niederbach – Inn – Gurglbach – Nassereith – Fernpaß – Ehrwald – Loisach
AVF: Pfanzelt/Äberli, „Wettersteingebirge/Mieminger Kette", 2. Aufl. 1971
AVK: 4/1 „Wetterstein- und Mieminger Gebirge", Westblatt, 1964
4/2 „Wetterstein- und Mieminger Gebirge", Mittleres Blatt (Zugspitze), 1983
4/3 „Wetterstein- und Mieminger Gebirge", Ostblatt, 1982
WM: 800

5) Karwendel

U: Isar von Scharnitz bis Fall – Walchen – Achenbach – Achensee – Käsbach – Inn von Jenbach bis Zirl (EM Niederbach) – Seefelder Sattel – Drahnbach – Isar bis Scharnitz
AVF: Klier/März, „Karwendel", 11. Aufl. 1978
AVK: 5/1 „Karwendelgebirge" Westliches Blatt, 1979
5/2 „Karwendelgebirge", Mittleres Blatt, 1981
5/3 „Karwendelgebirge", Östliches Blatt, 1981
WM: 200

6) Brandenberger Alpen oder Rofangebirge

VB: Name in der ME „Brandenberger Alpen", im TB „Rofangebirge", umfaßt Rofanstock, Unnützstock, Guffertstock einschließlich Schneidjoch- und Ragstatt-Kamm sowie den Angerbergkamm.
U: Ampelsbach – Filzmoosbach – Gufferthütte – Sattelbach – Baierache – Erzherzog-Johann-Klause – Brandenberger Ache bis Kaiserhaus – Ellbach – Glemmbach – Klausbach – Inn von Kiefersfelden bis Jenbach – Käsbach – Achensee – Achenbach bis EM Ampelsbach
AVF: Röder/Schmid, „Rofangebirge", 4. Aufl. 1983
AVK: 6 „Rofangebirge (Sonnwendgebirge)", 1983
WM: 400

7a) Ammergauer Alpen

VB: Nach der ME ein Teil der „Bayerischen Voralpen westlich des Inns", in der Führerliteratur und nach allgemeiner Auffassung der bayerischen Bergsteiger immer schon eine selbständige Gruppe. Gegenüber ME-Gr. 3) erweitert um die Daniel-(Ups-)Gruppe.
U: Voralpengebiet von Füssen über Steingaden – Echelsbacher Brücke – Bayersoien – Bad Kohlgrub bis Murnau – Loisach bis Lermoos – Grundbach/Zwischentoren – Porta Claudia – Lech bis Füssen
AVF: Seibert, „Ammergauer Alpen", 2. Aufl. 1982
WM: 600

7b) Bayerische Voralpen

VB: Gegenüber der ME verkleinert um Gr. 7a), kleine Grenzänderung gegenüber Gr. 6. Beim Namen wurde der überflüssige Zusatz „westlich des Inns" der ME weggelassen; die Voralpen-Gebirgsgruppe östlich des Inns ist Gr. 11.
U: Voralpengebiet von Murnau über Benediktbeuern – Bad Tölz bis Rosenheim – Inn bis Kiefersfelden – Klausbach – Glemmbach – Ellbach – Kaiserhaus – Brandenberger Ache – Erzherzog-Johann-Klause – Sattelbach – Ampelsbach – Achenbach – Walchen – Isar bis Krün – Kranzbach – Kankerbach – Garmisch/Partenkirchen – Loisach bis Murnau
AVF: a) Zimmermann, „Benediktenwandgruppe, Estergebirge und Walchenseeberge", 1977
b) Zimmermann, „Bayerische Voralpen Ost (Tegernseer und Schlierseer Berge – Wendelsteingebiet (Mangfallgebirge)", 2. Aufl. 1980
WM: 600

8) Kaisergebirge

VB: Wie in der ME einschließlich des Unterberghornstocks, jedoch ohne Pölvenstock (zu Gr. 34).
U: Jennbach – Achentaler Bach – Durchholzen – Walchsee – Weißenbach – Kössener Ache bis St. Johann i.T. – Reitner Ache – Ellmau – Weißache – Glemmache – Inn von Kufstein bis zur EM des Jennbachs
AVF: Schubert/Zeis, „Kaisergebirge", 10. Aufl. 1978
AVK: 8 „Kaisergebirge", 1976
WM: 800

9) Loferer und Leoganger Steinberge

U: Erpfendorf – Griesbach – Waidring – Strubache – Saalach bis EM Leoganger Ache – Hochfilzen – Rothache – Pillersee-Ache – St. Johann i.T. – Kössener Ache bis Erpfendorf
AVF: Dürnberger, „Loferer und Leoganger Steinberge", 1971
AVK: 9/1 „Loferer Steinberge", 1975
9/2 „Leoganger Steinberge", 1976
WM: 600

10) Berchtesgadener Alpen

VB: Laut TB „Berchtesgadener und Salzburger Kalkalpen"
U: Salzach von Salzburg bis Bischofshofen – Mühlbach – Trockenbach – Dientner Sattel – Filzensattel – Hintertal – Urslau – Saalach bis Salzburg
AVF: Zeller/Schöner, „Berchtesgadener Alpen", 15. Aufl. 1982
AVK: 10/1 „Steinernes Meer", 1981
10/2 „Hochkönig – Hagengebirge", 1983
WM: 400

11) Chiemgauer Alpen

U: Voralpengebiet von Rosenheim über Chiemsee – Traunstein – Teisendorf bis Bad Reichenhall – Saalach bis Lofer – Strubache – Waidring – Griesbach – Erpfendorf – Kössener Ache bis Kössen – Weißenbach – Walchsee – Durchholzen – Achentaler Bach – Jennbach – Inn bis Rosenheim
AVF: Zebhauser, „Chiemgauer Alpen", 1978

12) Salzburger Schieferalpen

Dientener Berge, Fritztaler Berge mit Hochgründeck und Rossbrandstock
VB: Entgegen der ME wurden die südöstlichen Vorberge des Tennengebirgs der Gr. 13 zugeteilt (wie schon im AVF „Tennengebirge").
U: Saalfelden – Urslau – Hintertal – Filzensattel – Dientner Sattel – Trockenbach – Mühlbach – Salzach bis EM Fritzbach – Fritzbach – Martinsbach – St. Martin – Karbach – Lungötz – Neubach – Linbach – Fritzbach – Marcheggsattel – Warme Mandling – Kalte Mandling – Schildlehenbach – Ramsaubach – Weißenbach – Enns bis EM Litzlingbach – Litzlingbach – Wagrainer Höhe – Wagreiner Bach – Salzach bis Bruck – Zeller See – Saalach bis Saalfelden
WM: 400

13) Tennengebirge

VB: Gegenüber ME erweitert um die südöstlichen Vorberge (von ME-Gr. 12)
U: Golling – Lammer bis Lungötz – Karbach – St. Martin – Martinsbach – Fritzbach – Salzach bis Golling
AVF: Kolarz, „Tennengebirge", 2. Aufl. 1976
WM: 200

14) Dachstein-Gebirge

Dachsteinstock, Gosaukamm, Grimming, Sarstein
U: Rußbach – Paß Gschütt – Gosau – Gosaubach – Hallstätter See – Pötschenhöhe – Bad Aussee – Kainisch-Traun – Bad Mitterndorf – Klachau – Grimmingbach – Enns bis EM Weißenbach – Ramsaubach –

Schildlehenbach – Kalte Mandling – Warme Mandling – Marcheggsattel – Fritzbach – Linbach – Neubach – Lungötz – Lammer bis EM Rußbach
AVF: a) End, „Dachsteingebirge Ost, 3. Aufl. 1980
b) End, „Dachsteingebirge West", 3. Aufl. 1980
AVK: 14) „Dachsteingruppe", 1975
14a) „Gosaukamm 1 : 10 000", 1976
14b) „Gosaukamm 1 : 25 000, 1976
WM: 600

15) Totes Gebirge

U: Offenseebach – Grießeneckbach – Moosau – Habernau – Hetzau – Ödseen – Bernerau – Weißenbach bis EM in die Steyr – Steyr bis EM Teichl – Teichl – Pyhrnpaß – Enns von Liezen bis Trautenfels – Klachau – Bad Mitterndorf – Kainisch-Traun – Bad Aussee – Pötschenhöhe – Bad Goisern – Traun bis EM Offenseebach
AVF: Krenmayr/Rabeder, „Totes Gebirge", 3. Aufl. 1982
AVK: 15/1 „Totes Gebirge West/Schönberg (Wildenkogel)", 1983
15/2 „Totes Gebirge Mitte/Gr. Priel – Tauplitz", 1979
15/3 „Totes Gebirge Ost/Warscheneck-Gruppe", 1974
WM: 200

16) Ennstaler Alpen

Gesäuseberge, Haller Mauern, Obersteirische Schieferalpen
U: Windischgarten – Dambach – Hengstpaß – Laussa – Enns bis Hieflau – Erzbach – Präbichl – Vordernberger Bach – Mur von Leoben bis St. Michael – Liesing/Paltental bis EM Enns – Liezen – Pyhrnpaß – Windischgarsten
AVF: F. Peterka, „Eisenerzer Alpen", 1982 (nur für ein unselbständiges Teilgebiet!)
WM: 600

17a) Salzkammergut-Berge

VB: Angesichts ihrer Größe erschien eine Teilung der ME-Gruppe 17) „Salzburger und Oberösterreicher Voralpen" angebracht. Die neue Gr. 17a) umfaßt das Gebiet westlich der Traun einschließlich des Höllengebirges; der neue Name wurde gewählt, weil die Gruppe nicht ausschließlich in Salzburg, sondern teilweise auch in Oberösterreich liegt.
U: Alpenvorland von Salzburg bis Gmunden – Traunsee – Traun bis Hallstätter See – Gosaubach bis Gosau – Paß Gschütt – Rußbach – Lammer – Salzach bis Salzburg
WM: 400

17b) Oberösterreichische Voralpen

VB: Vgl. VB zu Gr. 17a). Die neue Gruppe 17b) umfaßt den Ostteil der ME-Gr. 17 „Salzburger und Oberösterreicher Voralpen", also u. a. Traunstein, Kasbergstock, Falken- und Kremsmauer, Sengsengebirge, Reichraminger Hintergebirge.
U: Alpenvorland von Gmunden bis Waidhofen a. d. Ybbs – Gaflenz – Enns bis Altenmarkt – Laussa – Hengstpaß – Dambach – Windischgarsten – Teichl – Steyr – Weißenbach – Bernerau – Ödseen – Hetzau – Habernau – Moosau – Grießeneckbach – Offenseebach – Traun – Traunsee
WM: 400

18) Hochschwab-Gruppe

U: Großreifling – Salza – Gußwerk – Wegscheid – Seebergsattel – Seegraben – Stübmingbach – Thörlbach bis EM Mürz – Mürz bis EM Mur – Mur bis Leoben – Vordernbergerbach – Präbichl – Erzbach – Hieflau – Enns bis Großreifling
AVF: Rieder, „Hochschwab", 2. Aufl. 1976
WM: 800

19) Mürzsteger Alpen

Veitsch- und Tonionalpe, Schneealpe, Göller, Gippel
U: Mariazell – Halltal – Terz – Knollenhals – Kernhof – St. Ägyd am Neuwalde – Seebach – Wassertal – Trauchbach – Tiefentalerbach – Schwarza bis Singerin – Naßbach – Naßkamm – Altenbergtal – Kapellen – Mürz bis Kapfenberg – Thörlbach – Stübmingbach – Seegraben – Seebergsattel – Wegscheid – Gußwerk – Salza – Mariazell
WM: 400

20) Rax – Schneeberg – Gruppe

U: Naßkamm – Naßbach – Schwarza – Voisbach – Klostertaler Gscheid – Klausgraben – Mamauwiese – Sebastiansbach – Puchberg – Sierning – Ternitz – Schwarza bis Gloggnitz – Schottwien – Semmering – Mürzzuschlag – Mürz bis Kapellen – Altenbergtal – Naßkamm
WM: 800

21) Ybbstaler Alpen

Hochkar, Dürrenstein, Zellerhüte, Ötscherberge, Oistaler Alpen, Lunzer Berge
U: Alpenvorland von Amstetten bis Wieselburg – Erlauf bis Mariazell – Gußwerk – Salza bis EM Enns – Enns bis Kastenreith – Gaflenzbach – Waidhofenbach – Waidhofen a. d. Ybbs – Ybbs bis Amstetten
AVF: Tippelt, „Ybbstaler Alpen", 1977
WM: 200

22) Türnitzer Alpen

U: Alpenvorland von Wieselburg bis St. Pölten – Traisen bis Freiland – Unrecht-Traisen – St. Agyd am Neuwalde – Keertal – Knollenhals – Halltal – Mariazell – Erlauf bis Wieselburg
WM: 600

23) Gutensteiner Alpen

Hohe Wand, Dürre Wand, Triesting- und Pliestingtalberge
U: Gölsen – Hainfeld – Gerstbach – Kaumberg – Kaumbergbach – Triesting – Steinfeld – Neunkirchen – Ternitz – Sierning – Puchberg – Sebastiansbach – Mamauwiese – Klausgraben – Klostertaler Gscheid – Voisbach – Schwarza – Tiesentalerbach – Trauchbach – Wassertal – Seebach – St. Ägyd a. Neuwalde – Unrecht-Traisen – Traisen bis EM Gölsen
WM: 200

24) Wienerwald

U: Donau von Traismauer bis Wien – Baden – Leobersdorf – Triesting – Kaumbergbach – Kaumberg – Gerstbach – Hainfeld – Gölsen bis EM Traisen – Traisen bis EM Donau
WM: 400

B) ZENTRALE OSTALPEN

25) Rätikon

U: Ill von EM in den Rhein bis St. Gallenkirch – Gargellental – Valzifenzbach – Schlappiner Joch – Schlappinbach bis EM in die Landquart – Landquart bis EM in den Rhein – Rhein bis EM der Ill
AVF: Flaig, „Rätikon", 8. Aufl. 1982
WM: 100

26) Silvretta

VB: Entgegen ME, aber übereinstimmend mit AVF Flaig neue Westgrenze Flüelapaß, also einschließlich Flüela-Weißhorn-Gruppe und Pischa-Gruppe (ME: Albula-Alpen, Gr. 65).
U: St. Gallenkirch – Ill bis Partenen – Zeinisjoch – Zeinisbach – Paznauntal bis Ischgl – Fimbertal – Fimberpaß – Val Chöglias – Val Sinestra – Inn von EM des Branclabaches bis EM der Susasca – Val Susasca – Flüelapaß – Davos – Wolfgang – Laretbach – Klosters – Schlappinbach – Schlappiner Joch – Valzifenzbach – Gargellental – St. Gallenkirch
AVF: Flaig, „Silvretta", 9. Aufl. 1981
AVK: 26) „Silvrettagruppe", 1981
WM: 300

27) Samnaun-Gruppe

U: Paznauntal von Ischgl bis Wiesberg – Sanna bis Landeck – Inn bis EM Brancla – Val Sinestra – Val Chöglias – Fimberpaß – Fimbertal – Ischgl
AVF: Werner/Thoma, „Samnaungruppe", 2. Aufl. 1982
WM: 700

28) Ferwall-Gruppe

VB: Zur Schreibweise „Ferwall" oder „Verwall" (Flaig) vgl. Dr. Karl Finsterwalder im AVF.
U: Bludenz – Klostertal – Stuben – Arlbergpaß – Stanzer Tal bis Wiesberg – Paznauntal – Zeinisbach – Zeinisjoch – Partenen – Ill bis Bludenz
AVF: Malcher/Luzian, „Ferwallgruppe", 8. Aufl. 1980
WM: 500

29) Sesvenna-Gruppe

VB: Es bestand keine Notwendigkeit, von Name und Umgrenzung entsprechend der ME abzuweichen, also etwa die Sesvenna-Gruppe mit Teilen der Ortler-Alpen zu einer Gruppe „Münstertaler Alpen" zusammenzufassen.
U: Inn von Susch bis Finstermünzpaß – Reschenpaß – Obervinschgau bis Glurns – Rambach – Taufers – Münstertal – Ofenpaß – Ova dal Fuorn – Spöl – Zernez – Inn bis Susch

30) Ötztaler Alpen

U: Inn von Landeck bis EM Ötztaler Ache – Ötztal bis Zwieselstein – Gurgler Ache bis EM Timmelsbach – Timmelsbach – Timmelsjoch – Schönauer Alm – Passeiertal bis Meran – Etschtal – Reschenpaß – Inn von Finstermünz bis Landeck
AVF: Klier, „Ötztaler Alpen", 9. Aufl. 1975
AVK: 30/1 „Ötztaler Alpen – Gurgl", 1977
30/2 „Ötztaler Alpen – Weißkugel", 1980
30/3 „Ötztaler Alpen – Kaunergrat – Geigenkamm, 1981
30/4 „Ötztaler Alpen – Nauderer Berge", 1982
30/6 „Ötztaler Alpen – Wildspitze", 1981
WM: 900

31) Stubaier Alpen

U: Inn von EM Ötztaler Ache bis Innsbruck – Sill (Wipptal) – Brenner – Eisack bis Sterzing – Jaufental – Jaufenpaß – St. Leonhard – Passeiertal – Schönauer Alm – Timmelsjoch – Timmelsbach – Gurgler Ache – Ötztaler Ache bis EM in den Inn
AVF: Klier, „Stubaier Alpen", 9. Aufl. 1980
AVK: 31/1 „Hochstubai, 1976
31/2 „Sellrain", 1976
WM: 100

32) Sarntaler Alpen

U: St. Leonhard – Jaufenpaß – Jaufental – Sterzing – Eisack bis EM in die Etsch – Etsch bis Meran – Passeiertal bis St. Leonhard

33) Tuxer Alpen

VB: Der früher übliche Name „Tuxer Voralpen" hat niemals zugetroffen und ist überholt.
U: Inn von Innsbruck bis EM Ziller – Zillertal bis Mayrhofen – Tuxer Tal bis Hintertux – Tuxer Joch – Kasererbach – Schmirnbach – Wipptal – Innsbruck
WM: 300

34) Kitzbühler Alpen

VB: Wie ME, jedoch einschließlich Pölvenstock (bisher Gr. 8)
U: Inn von EM Ziller bis Kufstein – Weißachgraben – Ellmau – St. Johann i. T. – Fieberbrunn – Hochfilzen – Saalfelden – Zell am See – Salzach – Gerlospaß – Gerlostal – Zell am Ziller – Ziller bis EM in den Inn
AVF: Höfler/Kettner, „Kitzbühler Alpen", 1976
WM: 700

35) Zillertaler Alpen

Tuxer Hauptkamm, Zillertaler Hauptkamm, Pfunderer Berge, Gerlosgruppe
U: Zell am Ziller – Gerlostal – Gerlospaß – Salzach bis EM Krimmler Ache – Krimmler Tal – Birnlücke – Prettau – Ahrntal – Tauferer Tal – Bruneck – Rienz bis EM in den Eisack – Eisack – Brenner – Wipptal bis EM Schmirnbach – Schmirntal – Kasererbach – Tuxer Joch – Tuxer Tal bis Mayrhofen – Zillertal bis Zell a. Z.
AVF: Klier, „Zillertaler Alpen", 8. Aufl. 1978
AVK: 35/1 „Zillertaler Alpen – West", 1975
35/2 „Zillertaler Alpen – Mitte", 1977
35/3 „Zillertaler Alpen – Ost", 1980
WM: 500

36) Venediger-Gruppe

Durreckgruppe, Rötgruppe, Venedigergruppe, Schlößkamm, Froßnitzgruppe, Lasörlinggruppe
VB: Entsprechend der ME und dem AVF, aber abweichend von neueren Ausgaben des TB und der SK wird die Lasörling-Gruppe zu Gr. 36 und nicht 38 gezählt. Entgegen Peterka (AVF) gehört die Durreckgruppe zu Gr. 36 und nicht 37.
U: Krimml – Salzach bis Mittersill – Felberbach – Felber Tauern – Tauernbach – Matrei i. O. – Isel bis Huben – Schwarzach – Jagdhausalm – Klammljoch – Klammlbach – Sand in Taufers – Ahrntal – Prettau – Birnlücke – Krimmler Achental – Krimml
AVF: H. Peterka/End, „Venedigergruppe", 3. Aufl. 1982
AVK: 36 „Venedigergruppe", 1982
WM: 900 (in der Lasörlinggruppe 300)

37) Rieserfernergruppe

VB: vgl. VB zu Gr. 36
U: Klammljoch – Jagdhausalm – Schwarzach – EM Staller Almbach – Staller Almbach – Staller Sattel – Antholzer Tal – Olang – Rienz bis Bruneck – Tauferer Tal – Sand in Taufers – Raintal – Knuttental – Klammljoch
AVF: Beikircher, „Rieserfernergruppe", 1983
WM: 100

38) Villgratner Berge
VB: Ohne Lasörlinggruppe, vgl. VB Gr. 36. Name bei Moriggl „Villgrattner Berge", im TB „Villgratner (Deferegger) Berge". Da bei Zuteilung der Lasörlinggruppe zu Gr. 36 das Defereggental Gebietsgrenze ist, trifft „Villgratner Berge" besser zu.
U: Staller Sattel – Staller Almbach – Schwarzach bis EM in die Isel – Isel bis Lienz – Drautal – Toblach – Rienz bis Olang – Antholzer Tal – Staller Sattel
WM: 300

39) Granatspitz-Gruppe
U: Salzach von Mittersill bis Uttendorf – Stubachtal – Enzingerboden – Grünsee – Weißenbach – Weißsee – Kaiser Tauern – Dorfer See – Dorfer Tal – Kals – Kalserbach bis EM in die Isel – Isel bis Matrei i.O. – Tauernbach – Felber Tauern – Felbertal – Mittersill
AVF: H. Peterka/End, „Glockner- und Granatspitzgruppe", 7. Aufl. 1980
AVK: 39 „Granatspitzgruppe", 1981
WM: 500

40) Glockner-Gruppe
U: Salzach von Uttendorf bis Taxenbach – Rauriser Tal bis Wörth – Seidlwinkltal – Hochtor – Tauernbach – Möll bis EM Leiterbach – Leitertal bis EM Moosbach – Moosbach – Peischlachtörl – Peischlachbach – Kals – Kalserbach – Dorfer Tal – Dorfer See – Kaiser Tauern – Weißsee – Weißenbach – Grünsee – Enzingerboden – Stubachtal – Uttendorf
AVF: H. Peterka/End, „Glockner- und Granatspitzgruppe", 7. Auflage 1980
AVK: 40 „Glocknergruppe", 1982
WM: 700

41) Schober-Gruppe
U: Möll von EM Leiterbach bis Winklern – Iselsberg – Iseltal von Lienz bis Huben – Kalserbach bis Kals – Ködnitzbach – Peischlachbach – Peischlachtörl – Moosbach – Leiterbach bis EM in die Möll
AVF: Mair, „Schobergruppe", 1972
AVK: 41 „Schobergruppe, 1981
WM: 900

42) Goldberg-Gruppe
VB: Als Abgrenzung zwischen Gr. 42 und 44 kommen der Hohe (Korn-) Tauern oder der Niedere Tauern in Betracht. ME: Hoher Tauern, SK: Niederer Tauern; laut TB bei Gr. 42 Hoher Tauern, bei Gr. 44 dagegen Niederer Tauern. AVE: Niederer Tauern, da er niedriger ist und orographisch und geographisch die klarere Begrenzung darstellt. AVF: Niederer Tauern.
U: Salzach von Taxenbach bis EM Gasteiner Ache – Gasteiner Ache – Naßfeld – Niederer Tauern – Mallnitzbach bis EM in die Möll – Mölltal bis Heiligenblut – Tauernbach – Hochtor – Seidlwinkltal – Rauriser Tal – Taxenbach
AVF: Buchenauer, „Ankogel- und Goldberggruppe", 2. Aufl. 1979
AVK: 42 „Sonnblickkarte", 1964
WM: 100

43) Kreuzeck-Gruppe
U: Möll von Winklern bis Sachsenburg – Drau von Sachsenburg bis Lienz – Iselsberg – Winklern
WM: 300

44) Ankogel-Gruppe
Hochalmspitze-Ankogelkamm, Gamskarkogelkamm, Reißeck- und Hafnergruppe
VB: Zur Abgrenzung gegenüber Gr. 42 vgl. dort VB.
U: Salzach von EM Gasteiner Ache bis EM Großarlbach – Großarlbach bis EM Kreealpenbach – Murtörl – Mur bis St. Michael – Klausgraben – Katschberghöhe – Katschbach – Lieser bis EM in die Drau – Drau bis EM Möll – Mölltal bis EM Mallnitzbach – Mallnitzbach – Niederer Tauern – Gasteiner Ache bis EM in die Salzach
AVF: Buchenauer: „Ankogel- und Goldberggruppe", 2. Aufl. 1979
AVK: „Hochalmspitze – Ankogel", 1979
WM: 500

Bisherige Gruppe 45) Niedere Tauern
VB: Während die Hohen Tauern nach der ME und im Bewußtsein der Bergsteiger ein Oberbegriff für 9 selbständige Gebirgsgruppen (36–44) waren und sind, wurden die noch größeren Niederen Tauern als Einheit angesehen und lediglich (von jedem Autor anders) in Untergruppen geteilt. Eine Aufteilung in vier selbständige Gebirgsgruppen entspricht dem System der AVE wesentlich besser als die Riesengruppe 45. Zur Diskussion für die Teilung standen zwei, vier oder sechs Gruppen, und auch für die Namen der Gruppen östlich der Schladminger Tauern gab es verschiedene Lösungsvorschläge. Die Entscheidung fiel schließlich im Einvernehmen mit dem ÖAV auf die Vierteilung in die Gruppen 45a, 45b, 45c und 45d mit den dort angegebenen Namen.

45a) Radstädter Tauern
U: Wagrainerbach von der EM in die Salzach – Wagrainer Höhe – Litzlingbach bis EM in die Enns – Enns bis Radstadt – nördl. Taurachtal – Obertauern – südl. Taurachtal – Mauterndorf – Neuseß – Mur – Murtörl – Kreealpenbach – Großarlbach bis EM in die Salzach – Salzach bis EM Wagrainerbach
AVF: Holl, „Niedere Tauern", 4. Aufl. 1983
AVK: 45/2 „Östliche Radstädter und westliche Schladminger Tauern", 1983
WM: 900

45b) Schladminger Tauern
U: Enns von Radstadt bis EM Großsölkbach – Großsölkbach – Sölker Paß – Katschbach bis EM in die Mur – Mur bis Oberbaierdorf – Neuseß – Mauterndorf – südl. Taurachtal – Obertauern – nördl Taurachtal – Radstadt
AVF: Holl, „Niedere Tauern", 4. Aufl. 1983
AVK: 45/2 „Östliche Radstädter und westliche Schladminger Tauern", 1983
45/3 „Östliche Schladminger und westliche Wölzer Tauern", 1978
WM: 900

45c) Rottenmanner und Wölzer Tauern
U: Enns von EM Großsölkbach bis zu EM Paltenbach – Paltenbach bis Trieben – Triebenbach bis EM Tauernbach – Hohentauern – Pölsbach bis EM in die Mur – Mur bis EM Katschbach – Katschbach – Sölker Paß – Großsölkbach bis EM in die Enns
AVF: Holl, „Niedere Tauern", 4. Aufl. 1983
AVK: 45/3 „Östliche Schladminger und westliche Wölzer Tauern", 1978
WM: 900

45d) Seckauer Tauern
U: Paltenbach von Trieben bis Schoberpaß – Liesingbach bis EM in die Mur – Mur von St. Michael bis EM Pölsbach – Pölstal – Hohentauern – Tauernbach – Triebenbach – Trieben
AVF: Holl, „Niedere Tauern", 4. Aufl. 1983
WM: 900

46a) Nockberge
VB: Westteil der systemwidrig großen ME-Gr. 46 „Norische Alpen", nach TB auch „Gurktaler und Lavanttaler Alpen". Die Bezeichnung „Nockberge" ist weiter verbreitet und charakteristischer als „Gurktaler Alpen".
U: Mur von St. Michael bis Teufenbach – Neumarkter Sattel – Neumarkt i. St. – Olsabach bis EM in die Metznitz – Metznitz bis EM in die Gurk – Gurk bis EM in die Drau – Drau bis EM der Lieser – Lieser bis EM Katschbach – Katschbach – Katschbergpaß – Klausgraben – Mur
WM: 100

46b) Lavanttaler Alpen
VB: Ostteil der ME-Gr. 46 „Norische Alpen", umfaßt Seetaler Alpen, Saualpe, Hochalpe, Gleinalpe, Stubalpe, Packalpe, Koralpe, Posruck.
U: Mur von Teufenbach bis Spielfeld – Marburg (Maribor) – Drau bis EM Gurk – Gurk bis EM Metnitz – Metnitz bis EM Olsabach – Neumarkt i. St. – Neumarkter Sattel – Teufenbach
WM: 300

47) Randgebirge östlich der Mur
VB: Name entsprechend TB, in der ME „Cetische Alpen"; umfaßt Wechsel-, Stuhleck-, Semmeringgebiet, Fischbacher Alpen, Pretulalpe, Rennfeld, Hochlantsch, Schöckel, dazu im NO Bucklige Welt, Rosalien- und Leithagebirge. Angesichts der geringen bergsteigerischen Bedeutung wurde auf eine Teilung dieser großen Gruppe verzichtet.
U: Bruck an der Mur – Mürz bis Mürzzuschlag – Semmering – Schottwien – Gloggnitz – Neunkirchen – Steinfeld – Wiener Becken – Bruck a.d. Leitha – Neusiedler See – Ungarische Tiefebene – Mur bis EM der Mürz
WM: 700/900

C) SÜDLICHE OSTALPEN

Bisherige Gr. 48) Ortler-Gruppe
VB: Die Ortler-Gruppe (ME, TB), nach Höhne („Ortler", Athesia 1979) ihrer Bedeutung entsprechend „Ortler-Alpen", war eines der Hauptprobleme für die AVE. In Frage gestellt wurden u. a. Fallaschkamm und Umbrailgruppe (nach ME, TB und SK bei 48, nicht im AVF), Mendelkamm (nach ME, TB und SK bei Gr. 51, bei Höhne Teil der Ortler-Alpen) und das große Berggebiet westlich und südlich des Gaviapaßes bis Tresenda (nach ME, TB und SK bei 48, nicht im AVF; eine Bearbeitung im AVF „Ortler" oder ein eigener AVF kann nicht erwartet werden). Die AVE sieht drei selbständige Gruppen vor; die ME-Gr. 51 wurde geteilt (vgl. VB Gr. 51).

48a) Ortler-Alpen
U: Meran – Lana – Ultental – EM Maraunbach in Valschauer Bach – Hofmahd – Lederbach – Proveis – Val di Pescara – Lago di S. Giustina – Male – Nocetal (Val di Sole) – Tonalepaß – Ponte di Legno – Gaviapaß – Bormio – Valle di Fraele – Passo di Fraele – Valle del Gallo – Spöltal bis EM Ova dal Fuorn – Ofenpaß – Münstertal bis EM Rambach in die Etsch – Etsch bis Meran
AVF: Holl, „Ortlergruppe", 5. Aufl. 1981

48b) Sobretta-Gavia-Gruppe
U: Tresenda – Adda bis Bormio – Gaviapaß – Ponte di Legno – Oglio bis Tresenda

48c) Nonsberg-Gruppe
VB: Auch „Mendelkamm"; in der ME = Nordteil der Gr. 51.
U: Meran – Etsch bis Mezzocorona – Nocetal (Val di Sole) – Lago di S. Giustina – Val di Pescara – Proveis – Lederbach – Hofmahd – Maraunbach bis EM in Valschauer Bach – Ultental – Lana – Meran

49) Adamello-Presanella-Alpen
VB: Laut TB „Adamello-, Presanella-Listino-Gruppe".
U: Iseosee – Oglio – Tonalepaß – Vermigliotal – Dimaro – Madonna di Campiglio – Pinzolo – Tione – Creto – Caffaro – Bagolino – Passo di Maniva – Val Trompia – Col di San Zeno – Iseosee

50) Gardaseeberge
VB: Nach ME „Brescianer- und Gardasee-Alpen", nach TB „Brescianer und Gardasee-Gruppe".
U: Iseosee – Col di San Zeno – Val Trompia – Passo di Maniva – Bagolino – Storo – Tione – Vezzano – Trient – Etschtal – Verona – Brescia – Iseosee

51) Brenta-Gruppe
VB: Entsprechend ihrer bergsteigerischen Bedeutung wird die Brenta als selbständige Gruppe gewertet; die ME-Gr. 51 „Nonsberger Alpen" wurde geteilt in Gr. 48c) und die neue Gr. 51.
U: Trient – Tione – Valle Rendena – Madonna di Campiglio – Passo Carlo Magno – Dimaro – Val di Sole bis EM des Noce in die Etsch bei Mezzocorana – Etsch bis Trient

52) Dolomiten
VB: Angesichts der Tatsache, daß die Dolomiten trotz ihrer Größe als eine zahlreiche Untergruppe und Gebirgsstöcke umfassende Einheit angesehen werden muß, wurde auf eine Teilung in selbständige Gruppen verzichtet; ME und TB: 6 Untergruppen, die jeweils bis zu 5 weitere Untergruppen umfassen. Als neue Ostgrenze wurde die Piave genommen, da der Westteil der bisherigen Gruppe 55 „Belluneser Alpen" mit Schiara, Mt. Tamer, Rocchetta, Sass del Mur usw. heute allgemein (auch in den AVF) den Dolomiten zugerechnet wird, während der Ostteil der Gr. 55 ebenso eindeutig zu den Südlichen Karnischen Alpen (Gr. 57b) gehört. Die von manchen Autoren ebenfalls den Dolomiten zugerechneten Fleimstaler Alpen werden nach wie vor als selbständige Gruppe (Gr. 53) angesehen.
U: Bozen – Eisack bis EM Rienz – Pustertal bis Innichen – Sextental – Kreuzbergpaß – Padolatal – San Stefano – Piave bis oberital. Tiefebene – Bassano – Brenta – Val Sugana bis Strigno – Pieve Tesino – Passo di Brocon – Passo de Göbbera – Val Cismon bis Mezzano – Rollepaß – Paneveggio – Predazzo – Satteljoch – Eggental – Bozen
AVF: 14 Einzelbände geplant; bis jetzt liegen vor:
a) Stiebritz, „Geisler- und Steviagruppe", 1981; b) Pracht, „Sellagruppe", 1980; c) Mariacher, „Marmolada-Hauptkamm", 1983; d) Kubin, „Civettagruppe", 1981; e) Schmidt, „Cristallogruppe und Pomagagnonzug", 1981; f) Goedeke, „Pelmo, Boscanero, Moiazza, Támer/San Sebastiano", 1981; g) Goedeke, „Schiara mit Prampèr – Mezzodi, Talvéna, Monti del Sole", 1981;
AVK: 51/1b „Langkofel-Sella-Gruppe", 1959

53) Fleimstaler Alpen
Jochgrimmgruppe, Hornspitzkamm, Lagoraikette, Cima d'Asta-Gruppe
VB: Bei ME und TB „Fleimstaler Berge"; vgl. VB zu Gr. 52.
U: Bozen – Eggental – Zangenjoch – Satteljoch – Predazzo – Paneveggio – Rollepaß – Val Cismon bis Mezzano – Passo di Gobbera – Passo di Brocon – Pieve Tesino – Strigno – Val Sugana – Fersental (Val Pergine) – Trient – Etsch bis Bozen

54) Vizentiner Alpen
U: Verona – Etsch bis Trient – Fersental (Val Pergine) – Val Sugana – Brenta bis Bassano – oberital. Tiefebene – Verona

Bisherige Gruppe 55) Belluneser Alpen
Die Gr. wurde aufgeteilt: Westteil zu den Dolomiten (vgl. VB zu Gr. 52), der Ostteil zu den Südlichen Karnischen Alpen (vgl. VB zu Gr. 57b)

56) Gailtaler Alpen
Lienzer Dolomiten, Jaukengruppe, Weißenseer Berge, Latschurgruppe, Bleiberger Gruppe, Villacher Alpe.
U: Drau von EM Gailbach bis zur EM der Gail – Gail – Kartitscher Sattel – Gailbach bis EM in die Drau
AVF: H. Peterka, „Lienzer Dolomiten", 1972 (Teilgebiet)
WM: 200

57a) Karnischer Hauptkamm
VB: Nordteil der ME-Gruppe 57 „Karnische Alpen", deren Teilung nicht nur wegen ihrer Größe, sondern auch wegen des unterschiedlichen Charakters der beiden neu gebildeten Gruppen notwendig erschien. AVF nur für 57a; für 57b kaum zu erwarten.
U: Innichen – Drau bis EM Gailbach – Gailbach – Kartitscher Sattel – Gail bis EM Gailitz – Tarvis – Kanaltal – Pontebba – Frattengraben – Forca Pradulina – Rio Turrico – Paularo – Ligosullo – Paluzza – Val Calda – Comeglians – Deganotal (Canale di Gorto) – Forni Avolti – Sappada – Piave – San Stefano di Cadore – Padolatal – Kreuzbergpaß – Innichen
AVF: Holl, „Karnischer Hauptkamm", 1978
WM: 600

57b) Südliche Karnische Alpen
VB: Südteil der ME-Gr. 57 „Karnische Alpen", vergrößert um den Ostteil der bisherigen Gr. 55 „Belluneser Alpen" (Col Nudo, Monte Cavallo). Der auch im AVF (zu 57a) verwendete Name „Südl. Karnische Alpen" ist dem in der Literatur verbreiteten, mit dem Charakter der Gruppe meist nicht vereinbaren Namen „Karnische Voralpen" vorzuziehen.
U: San Stefano di Cadore – Piave – Sappada – Forni Avolti – Deganotal (Canale di Gorto) – Comeglians – Val Calda – Paluzzo – Ligosullo – Paularo – Rio Turrico – Forca Pradulina – Frattengraben – Pontebba – Fellatal – Tagliamento – oberitalienische Tiefebene – Piave – San Stefano di Cadore

58) Julische Alpen
U: Pontebba – Kanaltal – Tarvis – Weißenfels (Fusine) – Ratschach (Rateče) – Save bis EM Polj. Sora – Bischoflaak (Skofja Loka) – Pölland-tal (Polj. Sora) – Kirchheimer (Cerkno-)Sattel – Idrijca – Isonzo (Soca) – Görz (Gorizia) – Udine – Tagliamento – Fellatal – Pontebba

59) Karawanken und Bachergebirge
VB: Ein Zweifelsfall war die Aufnahme des Bachergebirges (slow. Pohorje) in die AVE. In der ME war es in der Überschrift und im Text bei Gr. 59 als „Bacherngebirge" genannt, in der Umgrenzung dagegen nicht berücksichtigt; im TB und SK nicht erfaßt. Es ist nach „Meyers Reiseführer Ostalpen" (1930) der „südöstl. Ausläufer der Norischen Alpen, ein über 50 km langer, waldreicher Urgebirgszug". Höchste Gipfel Crni vrh, 1543 m, und Velka Kopa, 1542 m. Nach Hiebeler, „Alpen-Lexikon" ist das Bachergebirge „eine Gruppe der südl. Ostalpen". Wenn man den Wienerwald mit 893 m höchster Höhe zu den Alpen rechnet, ist das dem Bachergebirge billig. Zur Frage steht also die Erfassung als eigene Gruppe (was systematisch richtig wäre) oder die Zufügung zu Gr. 46b (dazwischen aber die Drau) oder zu Gr. 59, wie (nicht konsequent durchgeführt) in der ME.
U: Gail von der EM der Gailitz bis zur EM in die Drau – Drau bis Marburg (Maribor) – sl. Bistrica – Zg.-Poljčane – Cilli (Celj) – Velenje – Paktal – Savinja bis EM Kučnik – Paulitschsattel – Vellach bis EM Steinerbach – Seebergsattel – Kokra – Kranj – Save – Rateče – Fusine – Tarvis – Gailitz bis EM in die Gail
WM: 600

60) Steiner Alpen
VB: Zur Diskussion stand eine Einbeziehung der Steiner Alpen (slow. Kamniske Alpe) in Gr. 59, doch wurde übereinstimmend mit ME, TB und SK und entsprechend einem Wunsch des ÖAV an der Selbständigkeit der Gr. 60 festgehalten.
U: Seebergsattel – Steinerbach bis EM in die Vellach – Vellach bis P. 715 – Paulitschsattel – Ručnik bis EM in die Savinje – Ljubno – Gornji grad – Tschernasattel – Stein (Kamnik) – Krainer Ebene – Kranj – Kokra – Seebergsattel

D) WESTLICHE OSTALPEN
VB: Die ME endet mit Nr. 60. Im TB werden unter Nr. 61 die „außeralpinen Gebiete Österreichs" und unter Nr. 62 die „außeralpinen Gebiete Deutschlands" zusammengefaßt, so daß zur Vermeidung von Verwechslungen die AVE mit Nr. 63 fortfahren muß. Die im folgenden unter Nr. 63–68 behandelten Gebirgsgruppen liegen östlich der heute allgemein anerkannten Grenze zwischen West- und Ostalpen (Rhein – Splügen – Liro – Mera – Comer See), stellen aber weder geografisch noch geologisch eine Einheit, sondern die Fortsetzung der Zentralen und der südlichen Ostalpen nach Westen dar; sie wurden hier zusammengefaßt, da sie niemals zum Arbeitsgebiet des DuÖAV (heute DAV, ÖAV, AVS) gehört haben und daher in der ME, im TB und in der SK nicht berücksichtigt sind. Es gibt hier daher auch keine AVF, AVK und WM

63) Plessur-Alpen
U: Landquart – Prättigau – Klosters – Wolfgang – Davos – Landwasser – Albula – Hinterrhein – Rhein bis Landquart

64) Platta-Gruppe oder Oberhalbsteiner Alpen
VB: Benennung der Gruppe entweder nach ihrem höchsten Berg, dem Piz Platta, oder (gebräuchlicher) nach ihrer östlichen Begrenzung, dem Oberhalbstein.
U: EM der Albula in den Hinterrhein bei Thusis – Albula bis Tiefencastel – Oberhalbstein bis Bivio – Septimerpaß – Casaccia – Bergell – Chiavenna – Liro – Splügen – Hinterrhein bis EM der Albula

65) Albula-Alpen
U: Tiefencastel – Landwasser – Davos – Flüelabach – Flüelapaß – Susasca – Susch – Engadin – Malojapaß – Casaccia – Septimerpaß – Oberhalbstein bis Tiefencastel

66) Bernina-Alpen
Bernina-Gruppe und Bergeller Berge
U: Samedan – Berninabach – Berninapaß – Val di Poschiavo (Puschlav) – Tirano – Adda bis Comer See – Mera bis Chiavenna – Bergell – Malojapaß – Engadin bis Samedan

67) Livigno-Alpen
U: Samedan – Engadin bis Zernez – Val da Spöl bis Punt da Gall – Valle del Gallo – Passo di Fraele – Valle di Fraele – Adda bis Tirano – Val di Poschiavo (Puschlav) – Berninapaß – Berninabach – Samedan

68) Bergamasker Alpen
Comer See – Adda bis Tresenda – Apricapaß – Ogliola – Edolo – Oglio – Iseo-See – oberital. Tiefebene – Comer See